Biogr. 1061 t 14

<36608622630010

<36608622630010

Bayer. Staatsbibliothek

20 g

Hundertpfund gemalt. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg

Christoph von Schmid in seinem Studirzimmer.

Verlagseigenthum der J. Wolffischen Buchhandlung in Augsburg

Digitized by Google

Erinnerungen

aus

meinem Leben.

Von

Chriſtoph v. Schmid.

Viertes Bändchen.

Spätere Berufsjahre. Schriftſtellerleben, Lebens-Ende.

Herausgegeben

von

Albert Werfer.

Mit einem Stahlſtich und Facſimile.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffiſchen Buchhandlung.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wenn dieſes vierte Bändchen der Erinnerungen an Chriſtoph Schmid erſt jetzt erſcheint, nachdem bereits dritthalb Jahre ſeit ſeinem Tode verfloſſen ſind, ſo mag den Herausgeber ſein Beruf, der ihm wenig Muße gönnt, entſchuldigen. Schon die Sammlung und Ordnung des Stoffes nahm viele Zeit in Anſpruch. Auch war es keine leichte Aufgabe, das von dem Verfaſſer der Oſtereier ſelbſt begonnene Lebensbild in ſeiner Weiſe und in ſeinem Geiſte zu vollenden. Möge mir dies auch nur annähernd gelungen ſeyn! Ich hätte mich wohl nicht an dieſe Arbeit gewagt, wenn ich es nicht für heilige Pflicht gehalten hätte, das Andenken an das viele Gute und Edle, das ich an dem Hingegangenen ſelbſt wahrgenommen oder von Andern, die ihm nahe ſtanden, erfahren habe, der Vergeſſenheit zu entziehen.

Vielleicht bin ich hin und wieder zu sehr ins Einzelne gegangen; indessen sind von Männern, die Gott während ihres Lebens besonders begnadigte, auch kleine Züge nicht unbedeutend. Wenn ich zuweilen auch meine Person mit zur Sprache brachte, dürfte dies der Gang der Darstellung entschuldigen.

Den hochverehrten Gönnern und Freunden Christoph Schmids, welche die Güte hatten, mir Beiträge zu liefern, fühle ich mich verpflichtet, hier meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Es wird für sie ein lohnender Gedanke seyn, beigetragen zu haben zur Vollendung des geistigen Denkmals eines Mannes, den die Guten aller Zeiten schätzen werden.

Mir sey gestattet, diese Blätter als kleines Weihegeschenk des großen Dankes, den ich meinem hingeschiedenen, edeln Wohlthäter schulde, auf sein mir fernes Grab statt eines Blumenkranzes niederzulegen.

Essendorf in Württemberg,
im Frühlinge 1857.

Albert Werfer.

Berufs- und Schriftsteller-Leben.

1. Christoph Schmid als Schulbenefiziat und Distrikts-Schulinspektor in Thannhausen.

Christoph Schmid beschreibt am Schlusse des dritten Bändchens der Erinnerungen aus seinem Leben die Art und Weise, wie er zu Thannhausen Schule gehalten hat. Es mag daher in diesem Kapitel nur noch von dem die Rede seyn, was der Verfasser dort nicht berührt hat oder wovon er selbst nichts sagen wollte.

Ueber den Umgang Christoph Schmid's mit den Kindern, die er unterrichtete, schreibt eine ehemalige, noch lebende Schülerin von ihm, Frau Lehrer Adelheid Haug, die Tochter des damals zu Thannhausen angestellten würdigen Lehrers Höfer: „Er redete mit den Kindern ebenso herzlich wie der freundliche Greis mit Heinrich von Eichenfels, wie Genovefa mit Schmerzenreich. Seine Erscheinung in der Schule war jedesmal ein freudiger Augenblick für uns Schüler. Alle horchten still seiner freundlichen Rede, sie mochte sich über was immer für einen Gegenstand verbreiten; besonders aber war dieß der Fall, wenn der Gegen-

ſtand in Beiſpielen oder lehrreichen Erzählungen anſchaulich gemacht wurde. War der Unterricht geſchloſſen, dann wurde der liebreiche Kinderfreund noch beſtürmt mit dem allgemeinen Bittrufe: „„Ein Geſchichtlein, ein Geſchichtlein.““ Selten wurde die Bitte abgeſchlagen und mit lächelnder Miene beſtieg er nochmals die ſo genannte Kanzel in der Ecke des Schulzimmers, wohin ihm lauter heitere Geſichter entgegenſtrahlten.“

Zu Chriſtoph Schmid's Unterrichtsweiſe iſt zu bemerken. Er verfaßte, um den Kindern eine paſſende Anleitung zum Briefſchreiben zu geben, außer der von ihm unter dem Titel: „das Glück der guten Erziehung“ herausgegebenen Erzählung in Briefen auch noch „Briefe eines reiſenden Handwerksgeſellen aus der Fremde an ſeinen kleinen Bruder in der Heimath“ und diktirte ſie den Kindern. Letztere zuſammenhängende Briefſammlung iſt noch ungedruckt und dürfte für Kinder als Vorübung im Briefſchreiben ſehr geeignet und als Muſter für ein Schulleſebuch ſehr zweckmäßig ſeyn. Der Verfaſſer läßt darin den Handwerksgeſellen einen Theil Schwabens durchwandern und ihn von Zeit zu Zeit Nachricht geben, was er z. B. Merkwürdiges in den Städten geſehen habe, wie es ihm ergangen, mit welchen Menſchen er bekannt geworden ſey und wie er in der Fremde es erſt recht einſehe, welch großes Glück es ſey, gute Aeltern zu haben ꝛc. ꝛc. „Nach dieſen und andern Muſtern,“

ſchreibt die genannte Schülerin, „mußten wir Kinder alsdann durch eigenes Nachdenken ähnliche Aufſätze und Briefe machen. Mit hartverſtändlichen Sprachregeln plagte er uns nicht. Wenig Regeln und viel Uebung war ſein Grundſatz. Wie herzlich konnte er ſich freuen über unſre ſimpeln Einfälle! Er pflegte dieſelben, ohne die Namen der Schüler zu nennen, laut vorzuleſen, um Heiterkeit zu erregen und bemerkte dabei, wie wir uns hätten ausdrücken ſollen. Strafen kamen ſelten vor, denn wir liebten und fürchteten ihn, die Unterrichtsweiſe war anziehend und feſſelnd. Einmal weiß ich jedoch, daß er über einen boshaften Knaben ganz entrüſtet war, weil ihm derſelbe in's Geſicht log; denn verhaßter war ihm nichts als die Lüge. Er züchtigte den Knaben ſehr ernſt und ſtreng. Auf Wahrheitsliebe, Kinderunſchuld und reine Sitten hielt er Alles und Alles. Dieſe zu bewahren, dahin zielte all ſein mit äußerſter Zartheit ertheilter Unterricht."

Die Schüler der dritten Klaſſe machte Chriſtoph Schmid auch mit dem Wichtigſten aus der Naturlehre und Naturgeſchichte bekannt. Zu dieſem Zwecke brachte er einige Male ein Vergrößerungsglas mit in die Schule und ließ die Kinder durch dasſelbe kleine Inſekten und andere Gegenſtände betrachten. Dabei nahm er Veranlaſſung, ihnen zu zeigen, wie wunderbar Gott ſelbſt die kleinſten, unſcheinbarſten Thiere eingerichtet habe, und machte ſie auf die Allmacht

und Weisheit des Schöpfers aufmerksam. Die Kinder bekamen unvermerkt auf diese Weise mehr Achtung vor den sonst oft nicht weiter beachteten, kleinen Geschöpfen Gottes und ein besseres Gefühl wurde in ihnen rege gemacht. Doch nicht bloß auf die vier Wände des Schulzimmers beschränkte Christoph Schmid seinen Unterricht; er führte die größern Schüler hinaus in Gottes freie Natur, um ihnen auch hier die Wunder der göttlichen Allmacht aus unmittelbarer Anschauung zu zeigen. Sie durften den geliebten Lehrer an schönen Frühlings- und Sommermorgen auf einen außerhalb des Fleckens gelegenen Hügel begleiten. Hier erwartete er in ihrer Mitte das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und lobte und pries mit ihnen den Schöpfer. Diese Freude machte er seinen Schülern als Lohn ihres Fleißes, und mit Entzücken redeten sie in spätern Zeiten noch von jenen glücklichen Tagen ihrer Kindheit, in denen ihnen ihr geliebter Lehrer die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes in seinen Werken so einleuchtend zu Gemüth führte und ihnen zeigte, daß die Betrachtung der unermeßlichen Schönheiten in Gottes weiter Schöpfung zu den reinsten Freuden des menschlichen Lebens gehöre.

Um die Kinder zu erheitern und ihnen entfernte Gegenstände auf eine ebenso unterhaltende, als belehrende Weise näher vor das Auge zu bringen, ließ er sie bei diesen Spaziergängen zuweilen von lichten

Höhen aus durch ein Fernrohr in die Weite schauen. Auch in den Wald führte er sie, lehrte sie hier die Giftpflanzen kennen und machte sie auf den Nutzen und die Schönheit der verschiedenen Gewächse und Bäume aufmerksam.

Das Wichtigste aus der Naturlehre und Erdbeschreibung und den übrigen gemeinnützigen Kenntnissen mußten die Schüler in eigene Hefte schreiben und Christoph Schmid ermahnte sie, diese Hefte für die Zukunft sorgfältig aufzubewahren. Noch jetzt sind mehrere dieser Hefte aus den Jahren 1798, 99 und 1800 bei braven Hausvätern und Hausmüttern zu finden.

Als ein besonders edles Bildungsmittel galt Christoph Schmid der Gesang. Bevor er nach Thannhausen kam, wurde in der Schule entweder gar nicht oder nur selten gesungen; es gab auch damals noch keine gedruckten Liederbüchlein für Kinder. Christoph Schmid dichtete nun passende Kinderlieder und die Schüler mußten dieselben zugleich als Uebung im Schön- und Rechtschreiben in kleine Hefte eintragen. Singer, Kaplan in Thannhausen, der ein sehr geschickter Musiker war, componirte einfache Melodien dazu und bald ertönten in der Schule fromme, liebliche Gesänge. Damit die Lieder einen freudigern Eindruck machten, wählte Christoph Schmid immer solche, die der Zeit angemessen waren. Wenn der Winter begann, wo die Schule am fleißigsten besucht

wurde, so diktirte er ein Schul- oder ein Winterlied. Der Frühling wurde mit fröhlichen Auferstehungs- und Frühlingsliedern begrüßt. Zur Sommerszeit wurden Morgen-, Abend- und Erntelieder gelernt. Manche dieser Lieder hat Christoph Schmid in seine Blüthen aufgenommen; andere sind noch ungedruckt.

Der wichtigste Unterrichtsgegenstand blieb Christoph Schmid immer unsere heilige Religion. So sehr er es sich angelegen seyn ließ, daß die Kinder schön und ausdrucksvoll lesen, deutlich und richtig schreiben und fertig rechnen lernten sowohl im Kopf, als auf der Tafel, und auch andere gemeinnützige Kenntnisse sich aneigneten, so verwendete er doch am meisten Fleiß auf einen gründlichen Unterricht in der Religion. Es war sein eifrigstes Bemühen, in die Kinderherzen die Keime unserer heiligen Religion mit zarter und sorgsamer Hand zu legen, ihre Unschuld zu bewahren und ja Alles zu beseitigen, was diesen Himmel in ihren Herzen hätte irgendwie trüben können. Er verfaßte unter Zugrundlegung des Katechismus von Peter Canisius selbst einen kleinen Katechismus der christkatholischen Religion und ertheilte den Kindern daraus täglich Religionsunterricht. Er benützte überhaupt jede Gelegenheit, sie für das Heilige empfänglich zu machen. Seine Schülerin schreibt hierüber: „Kam z. B. die heilige Weihnachtszeit heran, so erinnerte er die Kinder an die heilige Geschichte dieses Festes und machte sie darauf aufmerksam, daß

das Weihnachtsfeſt ein beſonderes Freudenfeſt für die Kinder ſey. Da zu Anfang dieſes Jahrhunderts der ſchöne Gebrauch, Krippen aufzumachen, allmählig aufhörte, brachte er einigemale, um den Kindern die Begebenheiten aus der heiligen Geſchichte recht anſchaulich zu machen, ſchöne, große, illuminirte Kupferſtiche in Glas und Rahmen, die ſonſt in ſeinem Studirzimmer hingen, in die Schule, vom Gruß des Engels angefangen bis zur Vorſtellung, Jeſus im Tempel. Am Vorabende eines jeden Feſtes und Sonntages in dieſer Zeit wurde das Bild, welches die Begebenheit des darauf bezüglichen Evangeliums darſtellte, in der Schule aufgehängt und erklärt und blieb da hängen, damit die Kinder es bis zum nächſten Sonn- oder Feiertage vor Augen haben und betrachten konnten. Als Hausaufgabe über die Weihnachtsfeiertage mußten wir jedesmal etwas aus der Predigt aufſchreiben. Die Fleißigſten wurden mit einem ſchönen Bilde beſchenkt.“ Chriſtoph Schmid wählte zu dieſem Zwecke gefällige Abbildungen aus der bibliſchen Geſchichte des alten und neuen Teſtaments. Dieſe waren den Kindern, da ſie die bibliſche Geſchichte kannten, auch die liebſten. Ebenſo theilte er hübſch gebundene Büchlein und Schreibhefte vielfältig unter ſie aus.

Mit beſonderer Sorgfalt und Anſtrengung bereitete Chriſtoph Schmid die Kinder die ganze heilige

Faſtenzeit hindurch auf den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altares vor.

Seine Schülerin ſchreibt darüber: „Die erſten vierzehn Tage in der heiligen Faſtenzeit täglich von 10 bis 11 oder halb 12 Uhr wurden alle Schüler, welche das eine oder das andere dieſer heiligen Sakramente zu empfangen hatten, gemeinſchaftlich unterrichtet. Der Unterricht erſtreckte ſich meiſtens über die Leidensgeſchichte Jeſu, die Einſetzung des heiligen Abendmahls, ſeine Liebe zu den Menſchen und ſeinen Erlöſungstod, den er aus Liebe zu uns Sündern gelitten hat. Nach vierzehn Tagen wurden die Schüler abgetheilt. Den einen Tag erhielten die Beichtenden, den andern die Kommunikanten Unterricht und zwar nach dem Entwurf des von Chriſtoph Schmid verfaßten kleinen Katechismus. Nur jene wenigen Sätze und kurzen Gebete, die dort vorkommen, mußten wir auswendig lernen. Dieſer Unterricht war keine Gedächtnißſache; die Erklärungen wurden uns mit ſolcher Klarheit und Eindringlichkeit an das Herz gelegt, daß wir die hohe Wichtigkeit der heiligen Handlung, zu der wir uns vorbereiten ſollten, während der vielen Unterrichtsſtunden immer mehr erkannten und tief im Herzen fühlten. Die letzte Woche hindurch wurde geprüft. Sehr ſtreng war das Examen über den Kommunionunterricht. Da jeder Schüler beſonders und genau geprüft wurde, reichte die Vormittagsſtunde dazu nicht hin; auch nach Beendigung der

Nachmittagsſchule wurde noch längere Zeit darauf verwendet, um die einzeln beſtellten Kommunikanten abzufragen. Nur wer den Unterricht gründlich aufgefaßt hatte und die Probe darüber im Examen ablegen konnte, wurde zum Empfang der heiligen Kommunion zugelaſſen. Da ging es oft an ein Weinen, wenn Aeltere abgewieſen und Jüngere, die ſich durch frommen Eifer und Aufmerkſamkeit auszeichneten, würdig erfunden wurden. Es half kein Bitten und kein Weinen, auch nicht von Seite der Aeltern. Die heilige Handlung war unſerm verehrten Lehrer ſo wichtig, daß er mit der größten Gewiſſenhaftigkeit jeden einzelnen Schüler prüfte und uns das Wort des Apoſtels: „Wer unwürdig ißt ꝛc. ꝛc.," nicht ernſtlich genug an's Herz legen konnte. Die Prüfung ſelbſt beſtand nicht im Abfragen auswendig gelernter Sätze, ſondern die Fragen waren ſo geſtellt, daß die Antworten kund gaben, ob der Unterricht recht aufgefaßt worden ſey und der Lehrer ſich überzeugen konnte, das kindliche Herz ſey zur würdigen Wohnung für den höchſten Gaſt der Seele bereitet."

„War der Beichttag herangekommen, ſo widmete Chriſtoph Schmid vor Allen ſeine beſondere Sorgfalt den lieben Kleinen, die das erſtemal beichteten. Er ließ ſich ganz zu ihnen herab, betete ihnen mit der innigſten Andacht vor, gab ihnen noch einmal Anleitung zur Gewiſſenserforſchung und erweckte mit ihnen Reue und Leid. Erſt nach dieſer Vorbereitung

durften ſie ſich in geordneten Reihen dem Beichtſtuhle nahen, wo er mit liebevoller Milde ſehr ernſte Strenge verband.“

„Der Tag der erſten Kinder=Kommunion, der damals noch zu Thannhauſen am Tage Mariä Schmerzen gefeiert wurde, war ihm der ſchönſte Feſttag. Wenn er an dieſem Morgen in unſere Mitte trat, leuchtete aus ſeinem ganzen Weſen eine beſondere heilige Freude hervor. Eine halbe Stunde vor dem Gottesdienſte mußten wir in feſtlichen Kleidern ſtille und ſittſam in der Schule zuſammenkommen. Hierauf erſchien er im Feſtchorrock, der zu dieſer Feier allemal eigens blendend weiß gewaſchen werden mußte, in unſerer Mitte. Der würdevolle Ernſt, mit dem er die Kanzel betrat und uns alle im Kreiſe umher anblickte, bewirkte unter uns Kindern eine feierliche Stille. Nun hielt er eine kurze Anrede, mit welcher Andacht wir uns auf den würdigen Empfang unſers Herrn und Heilandes vorbereiten ſollten. Von unſerer äußern Zierde nahm er Veranlaſſung, von dem Schmucke der Seele, von den Tugenden zu reden, mit denen unſere Herzen heute ausgeſchmückt werden ſollten. Er ſprach von der unendlichen Liebe Jeſu zu uns Menſchen, die ihn gleichſam dränge, in unſere Herzen zu kommen, von der großen Reinheit, welche die Herzen haben müßten, um den Reinſten der Reinen zu empfangen, und von den ſüßen Gnadenwirkungen einer würdigen, heiligen Kom=

munion mit ſolch feierlichem Ernſte und mit ſo tief gerührtem Herzen zu uns, daß mir ſeine Worte wie ſeine Geſtalt jetzt noch nach bald fünfzig Jahren lebhaft vor der Seele ſchweben."

„Nach beendigter Rede ging er uns voran in die Kirche und wir mußten Paar und Paar in ſtiller Ordnung folgen. Hier war auf dem Altare ein liebliches Bild, der Brod brechende Heiland, aufgeſtellt. Unter der heiligen Meſſe, die der Herr Pfarrer las, kniete er ſeitwärts in dem erſten Chorſtuhl, von wo aus er uns alle überſehen konnte. Nach der Wandlung betete er uns die Kommuniongebete aus dem Katechismus laut und langſam und mit einer Andacht vor, die uns hinwiederum zur Andacht entflammen mußte. Hierauf mußten wir uns mit aufgehobenen Händen und niedergeſchlagenen Augen dem Tiſche des Herrn nahen und uns ebenſo wieder entfernen. Aus Sorge, wir möchten zerſtreut oder im Gebete geſtört werden, durfte man uns die Kommunionzettel erſt austheilen, wenn die ganze heilige Handlung geſchloſſen war. Nach der heiligen Kommunion betete er uns wieder vor und überließ uns dann unſerer eigenen Andacht, wozu er uns gute Gebetbücher in die Hände gab. Er ſelbſt las die heilige Meſſe entweder zu dieſer Zeit oder ſchon Morgens frühe in der gräflich Stadioniſchen Schloßkapelle."

„Noch feierlicher und ſchöner wurde der Kinder-Kommuniontag gefeiert, als Chriſtoph Schmid auf den

Gedanken kam, dieſe Feier auf den erſten Sonntag nach Oſtern zu verlegen, damit auch die ganze Gemeinde, insbeſondere alle Aeltern, daran Theil nehmen möchten. Die Erinnerung an die Predigten, welche er an dieſem Tage jeder Zeit ſelbſt hielt, und die tiefe Rührung, die ſich dabei aus ſo vielen bewegten Herzen von Aeltern, Geſchwiſtern und andern frommen Chriſten in unzähligen Thränen kund gab, ſind mir unvergeßlich. O es iſt ein ſüßes Gefühl, mit ſolcher Vorbereitung dem göttlichen Kinderfreunde in die Arme geführt zu werden! Solche Eindrücke wirken entſchieden auf das ganze Leben. Wie weinte faſt die ganze verſammelte Gemeinde zuſammen an jenem Oſterkommuniontag nach dem unglücklichen ruſſiſchen Feldzug, als er in der Predigt die Kinder ermahnte, in der feierlichen Stunde, in welcher der göttliche Heiland in ihr Herz komme, zu beten, daß Gott Friede geben möchte der Welt, Friede jeder Gemeinde, Friede jedem Menſchenherzen! Wie ergreifend ſchilderte er den Jammer des Krieges; wie liebevoll tröſtete er Aeltern und Geſchwiſter über ihre ſchmerzlichen Verluſte; wie eindringlich ermahnte er die Kinder, für die nach Rußland ausgezogenen, unglücklichen Krieger zu beten! Als er am Schluſſe der Rede die Segnungen und die Seligkeit hervorhob, welche der Friede der Welt und allen jenen Menſchenherzen gewähre, welche rein von Sünde und Eins in Liebe mit Gott und Chriſtus ſind, und von der einſtigen Vereinigung und dem

Wiederſehen in den Wohnungen des ewigen Friedens ſprach, da blieben wenig Augen trocken und kein Herz blieb ungerührt."

„Unvergeßlich blieb mir auch jene Kommunionrede, in der er darüber ſprach, daß dieſer Tag ein Feſttag ſey für Aeltern und ein Feſttag für Kinder; ein Tag der Freude, des Dankes, neuer Pflichten, ſchöner Hoffnungen und wirkſamer Gebete. Wie wurde jedes dieſer Worte ſo tief und ſchön abgehandelt; mit welch heiligem Ernſte erinnerte er am Ende die Aeltern an die große Rechenſchaft, die der Herr einſt am Tage des Gerichtes von ihnen verlangen werde! Als Chriſtoph Schmid die Worte anführte: „„O daß ihr an jenem Tage, wie in dieſer heiligen Stunde, Eure Kinder dem Heilande zuführen und ihm ſagen könntet: Sieh, Herr, alle, die du mir gegeben haſt, habe ich Dir bewahrt! Wie ſchrecklich wäre es, wenn ihr ſagen müßtet: nur Eines dieſer Kleinen ging verloren!"" — ward er ſo ergriffen, daß er ſelbſt in Thränen ausbrach, und alles Nachfolgende mit ſolch heiliger Rührung ſprach, daß er kaum der Stimme mehr mächtig wurde. Wer konnte da noch ungerührt bleiben? Welchem Kinde wird eine ſolche Kommunionfeier nicht unauslöſchlich im Andenken bleiben?" Alſo führte der Kinderfreund die Kinder dem göttlichen Kinderfreunde entgegen.

Die Schulprüfungen hielt Christoph Schmid gleichfalls sehr feierlich; jede Prüfung war ein Fest für Aeltern, Kinder und Lehrer. Alle Anwesenden freuten sich über die ebenso unerschrockenen als trefflichen Antworten der Kinder. Die Schulpreise ließ er schön und zierlich einbinden und theilte sie immer selbst aus. Auf das vordere weiße Blatt schrieb er stets einen oder mehrere Verse, die er selbst gedichtet hatte. Einige dieser einfachen, kindlichen Denkreime mögen hier eine Stelle finden: Einem fleißigen Schüler, Augustin Mayrhofer, der aus dem Schönschreiben den ersten Preis erhielt, schrieb er bei der Prüfung im Jahre 1797 in sein Preisbuch:

Fleiß bringt Ehre,
Fleiß bringt Freude!
Diese Lehre
Gibt Dir heute
Dieses gold'ne Buch.

Willst Du Ehre,
Willst Du Freude,
Folg der Lehre,
Bleib wie heute
Fleißig stets und gut!

Ebendemselben, dem auch der erste Preis aus der Religionslehre zu Theil wurde:

Ein Reimlein wünschest Du auf dieses Blatt!
Nun denn, was reimt auf Jugend?
Die ganze deutsche Sprache hat
Kein and'res Wort als Tugend.

So ſey denn ſtets der Tugend hold,
Sie iſt ja himmliſch ſchön,
Unendlich auch mehr werth als alles Gold
Der beiden Indien.

Sie, nur ſie gibt uns hohen Muth,
Sie iſt das einzig wahre Gut,
Das uns noch bleibt, wenn auch die Welt
In Staub und Aſche einſt zerfällt.

Sie iſt der feſte, ſichre Stab,
An welchem wir durch Tod und Grab
Hinwandern einſt in eine Ewigkeit
Voll Seligkeit.

Einem ganz beſonders frommen und talentvollen Mädchen, Barbara Leuthenmayr, das Preiſe aus allen Lehrfächern erhielt, widmete er folgende Verſe:

Du, der Schule Stolz und Krone,
O wo wäre wohl der Preis,
Der Dir, gutes Mädchen, lohne
Deine Tugend, Deinen Fleiß?

Wie die jugendliche Roſe,
Aller Blumen Königin:
Uebertrifft Du klein und große
Schüler, jede Schülerin.

Doch nicht, um Dich ſtolz zu machen,
Sag ich Dieſes, gutes Kind;
Lehrt ich Dich nicht ſelbſt verlachen
Dinge, die nur eitel ſind?

Fluch dem Stolze; denn er ſtiftet
Unheil, Elend, Jammer, Schmerz,
Reißt von Gott los und vergiftet
Oft das allerbeſte Herz.

Deines frommen Herzens Güte
Dein Gedächtniß, Dein Verſtand,
Deiner Jugend holde Blüthe —
Gaben ſind's aus Gottes Hand.

Dieſes fei'rliche Erheben,
Dieß mein Lob ſoll einzig nur
Dich zum Guten neu beleben,
Wie der Thau die Frühlingsflur.

Schaue, aller Augen ſehen
Dieſen ſchönen Augenblick
Sanft erröthend Dich hier ſtehen —
Deiner Aeltern Luſt und Glück;

Und ſie hoffen alle heute,
Daß die fleiß'ge Schülerin
Stets den Weg der Sünde meide,
Rein bewahre Herz und Sinn.

Ach, nun nahſt Du bald den Jahren,
Wo der Kindheit Traum entfloh'n,
Tauſend Sorgen und Gefahren
Deiner holden Unſchuld droh'n!

Lockt, vom rechten Weg zu weichen,
Dich der Sünde falſcher Scherz,
Will die Schlange ſich einſt ſchleichen
In Dein unverdorb'nes Herz: —

O dann heft' auf dieſes Blättchen
Eine Weile Deinen Blick,
Und es ruf Dir, gutes Mädchen,
Dieſen Augenblick zurück.

Faſſe dann, wenn Du wirſt leſen,
Wie ſo hoffnungsvoll und gut
Du ſchon als ein Kind geweſen,
Faß zur Tugend neuen Muth:

Und ſprich ernſt und mit Erröthen
Wie! Ich ſollt' die Hoffnungen
So viel edler Menſchen tödten?
Ewig ſoll dieß nicht geſcheh'n!

Indeß wolle Gottes Engel
Deiner Unſchuld Wächter ſeyn,
Daß Du ohne Sünd und Mängel
Selber werdeſt engelrein.

Ja, Er ſelbſt, der voll Erbarmen
Nahm die Kindlein auf den Schooß,
Halte Dich in Seinen Armen,
Laſſe ewig Dich nicht los.

Eben dieſe Schülerin zog ſpäter mit ihren gleichfalls ſehr geſchickten Schweſtern nach Augsburg und eröffnete dort mit Erlaubniß der ſtädtiſchen Behörden eine Privatſchule für Mädchen. Sie ertheilten nicht bloß Unterricht in weiblichen Arbeiten, ſondern in allen Lehrgegenſtänden der Elementarſchule, und zwar ſo vortrefflich, daß die angeſehenſten Familien ihnen ihre Töchter anvertrauten. Sie fanden viele Jahre hindurch für ſich und ihre alten Aeltern auf dieſe Weiſe ein reichliches Auskommen. Auch viele treffliche Lehrer gingen aus der Schule zu Thannhauſen hervor.

Der Beſitzer der Herrſchaft Thannhauſen, Graf Stadion, ließ, wie ſchon ſeine erlauchten Aeltern, der Schule des Ortes auf den Antrag ſeines Oberamtmannes Oberſt, eines ſehr kenntnißreichen und gutdenkenden Mannes, beträchtliche Beiträge zufließen.

Es wurde von ihm nicht nur das Schulgeld für die armen Kinder bezahlt, sondern die Mittel reichten auch hin, um Preisebücher und manch anderes für Schulzwecke Nützliche anzuschaffen. Als daher der Graf im Mai des Jahres 1810 von Wien aus, wo er sich gewöhnlich aufhielt, einmal nach Thannhausen kam, hielt es Christoph Schmid für eine Pflicht der Dankbarkeit, die Bitte an den Grafen zu stellen, der Schulprüfung, die eben abgehalten wurde, anzuwohnen. Der Graf sagte zu. Christoph Schmid wand nun selbst mit den Kindern Kränze und half den Raum, in welchem die Prüfung gehalten wurde, mit Laub- und Blumengewinden verzieren. In Mitte derselben erblickte man die aus Blumen gewundenen Namenszüge des Grafen und seiner Aeltern: Philipp, Sophie, Joseph. Auch verfaßte Christoph Schmid zu Ehren des Grafen ein kurzes Lied, zu dem Kaplan Singer eine einfache Melodie componirte. Als am Tage der Prüfung, welcher überdieß mehrere angesehene Gäste aus der Umgegend anwohnten, Graf Stadion mit dem Oberamtmanne Oberst eintrat, erhoben sich die festlich gekleideten Kinder und sangen mit ihren lieblichen Stimmen:

Mit frohem kindlichem Entzücken
Sey uns, o bester Graf, gegrüßt,
O sieh mit freundlich güt'gen Blicken
Im Kreis umher, der Dich umschließt!

Chor: Dir schlagen am heut'gen festlichen Tag
Die Herzen der Kinder mit fröhlichem Schlag.

Nimm hin mit angeerbter Güte,
Die uns so lange schon beglückt,
Hier unsers kleinen Thales Blüthe,
Die Dir der Unschuld Dank gepflückt.

Chor: Wie freundlich hier Blume mit Blume sich eint,
So sind unsere Herzen Dir alle vereint.

Sieh hier mit lächelndem Vergnügen,
Umkränzt von jungem, frischem Grün,
In leicht geschwung'nen Blumenzügen
Drei ewig theure Namen blüh'n.

Chor: Doch unverwelklich und freundlicher blüht
Der dreifache Name in unserm Gemüth.

Der Graf, welcher diesen Empfang nicht erwartet hatte, dankte gerührt, wohnte mit Aufmerksamkeit der Prüfung bei und durchsah die Arbeiten der Schüler, welche in vielen, reinlich gehaltenen Schreibheften eingetragen auf einer langen Tafel vorlagen. Am Schlusse der Prüfung drückte er seine Freude darüber aus, daß die Kinder seiner Unterthanen so trefflich unterrichtet und so wohlgesittet seyen, und die Folge dieser von Christoph Schmid veranstalteten Festlichkeit war, daß Graf Stadion noch weit mehr als zuvor für die Schule zu Thannhausen that.

Unter der ebenso trefflichen als liebevollen Leitung Christoph Schmid's erhob sich die Schule zu Thannhausen nach und nach zu einer Musterschule. Kreisschulrath Müller, der als bayerischer Kommissär die Schulen des Distriktes, dem Christoph Schmid als Schulinspektor vorstand, von Zeit zu Zeit visitirte,

ſagte am Schluſſe einer daſelbſt abgehaltenen, öffentlichen Prüfung zu den Schülern: „Ich habe mir Viel von der Thannhauſer Schule verſprochen, aber ihr habt meine Erwartungen übertroffen.“ Er verlangte, daß die erſte Schülerin den Aufſatz, welchen ſie über ein von ihm gegebenes Thema ausgearbeitet hatte, in's Reine ſchreiben ſolle und nahm ihn als ein Muſter eines beſonders gelungenen Aufſatzes mit nach Augsburg. Kreisſchulrath Stephani ſprach ſich in gleichem Sinne aus und unter Chriſtoph Schmid's hinterlaſſenen Papieren findet ſich noch eine Urkunde, in der die Oberſchulbehörde ihm das Zeugniß gibt, daß er ſeine Schule zu einer Muſterſchule erhoben habe.

Zu den öffentlichen Prüfungen und auch ſonſt kamen aus der Nähe und Ferne Geiſtliche und junge Schullehrer nach Thannhauſen, um den Lehrgang, den Chriſtoph Schmid befolgte, zu beobachten, und ihre eigenen Schulen darnach einzurichten.

Beſuchte Chriſtoph Schmid die auswärtigen Schulen ſeines Bezirks, um Schulviſitationen vorzunehmen, ſo freuten ſich die Kinder in allen Ortſchaften, in die er kam, auf den Prüfungstag. „Noch jetzt kann man,“ erzählt ſeine Schülerin, „auf den Dörfern von bejahrten Bauersleuten hören: „„„O, wie haben wir uns jedesmal auf die Prüfung gefreut, wenn dieſer freundliche Herr zu uns kam und ſo gut mit uns Kindern redete, ſo zufrieden mit uns war und uns lobte!“““ Da

durfte kein Lehrer erſchrecken und vor ſeiner Strenge zittern oder gar eine öffentliche Beſchämung fürchten. Chriſtoph Schmid war gegen alle die lautere Güte und Liebe und konnte Keinem wehe thun, beſonders wenn er guten Willen und religiöſes Betragen ſah. Die Fehlenden warnte er unter vier Augen und hatte Nachſicht mit ihnen, vorzüglich mit alten Lehrern.“ Die Art und Weiſe, wie Chriſtoph Schmid die Prüfungen abhielt, davon hat er in ſeiner Erzählung: die zwei Brüder, ein treues Bild gegeben.

Um die Kinder zu erfreuen, ſie für ihren Fleiß zu belohnen und ſie mit neuem Eifer zu beleben, veranſtaltete Chriſtoph Schmid zuweilen auch ſogenannte Kinderfeſte. Als die jungen Gräfinnen von Stadion einmal in die Schule zu Thannhauſen kamen, gaben ſie, nachdem ſie einige Schüler geprüft hatten, dem Lehrer drei Kronenthaler mit dem Auftrage, den Kindern eine Freude zu machen. Der Lehrer fragte Chriſtoph Schmid, wie er dieſes Geld verwenden ſolle. Chriſtoph Schmid machte ſogleich den Plan zu einem Kinderfeſte. Er führte die Kinder auf einen mit ſchattigen Bäumen bepflanzten Raſenplatz, ließ ihnen hier weißes Brod und weißes Bier zur Erfriſchung geben, veranſtaltete und ordnete ſelbſt die Spiele und blieb von Mittag bis gegen Abend in Mitte der Kinder. So klein ſein Einkommen war, theilte er aus eigenen Mitteln verſchiedene Geſchenke aus und ließ dieſelben, um die Freude größer zu machen und keine Eiferſucht

zu erregen, durch's Loos gewinnen. Ja, damit die Freude allgemein werden ſollte, beſtimmte er für jedes Kind einen Gewinn; er wußte wohl, daß auch die kleinſte Gabe ein Kinderherz erfreut.

Damals waren die ſogenannten Sonntagsſchulen noch nicht geſetzlich eingeführt. Chriſtoph Schmid eröffnete Sonn- und Feiertagsſchulen und lud zum Beſuche derſelben ein. Es lag ihm daran, daß die Schüler, welche aus der Werktagsſchule entlaſſen worden waren, hier eine Gelegenheit fänden, einestheils das Erlernte zu wiederholen, anderntheils ihre Kenntniſſe zu erweitern. Chriſtoph Schmid verband mit dem Wiederholen des Leſens, Schreibens und Rechnens Vorträge über Geographie und Naturkunde, die für das Landvolk ſehr belehrend waren. Da ſein Vortrag ſehr anziehend war und er auch ſchwerer zu faſſende Gegenſtände ungemein klar und anſchaulich darzuſtellen wußte, ſo wurde die Wißbegierde in hohem Grade geſteigert. „Mit Luſt und Liebe," ſchreibt ſeine Schülerin, „eilten ſelbſt Erwachſene, die ſchon über zwanzig Jahre zählten, dem Schulhauſe zu. Oft merkten wir das Vorrücken der Zeit nicht, bis an den Winternachmittagen die Dämmerung einbrach und zur Sommerszeit die Sonne ſchon tief im Weſten ſtand. Und dann noch hörte man beim Herausgehen ſagen: „„o, ich hätte noch lange zugehört!""

„Mit dem Nützlichen verband Herr Schulinſpektor zur Aufmunterung immer das Angenehme. Daher wurden wir öfters mit einer unterhaltenden und zugleich lehrreichen Vorleſung erfreut. Es wurde keine Begebenheit überſehen, aus der wir etwas Nützliches lernen oder die einen nachhaltigen Eindruck auf uns machen konnte. So z. B. als die Erzherzogin Maria Louiſe als Napoleons Braut durch Augsburg reiste, und viele Thannhauſer dahin eilten, um ſie zu ſehen, las er uns in der Feiertagsſchule Schillers Gedicht „„der Graf von Habsburg““ vor, erläuterte und erklärte es und hob beſonders die tiefe Religioſität des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes hervor, welche ein Erbtheil des Habsburgiſchen Stammes ſey. Er knüpfte an die Worte, welche jener fromme Prieſter ſchon vor Jahrhunderten im prophetiſchen Geiſte ſprach, daß beſonders auf den Töchtern dieſes Stammes Gottes Segen ruhen werde, die Bemerkung, daß auch Oeſterreich faſt immer durch eheliche Verbindungen ſeiner Töchter glücklich geworden ſey und daß eben jetzt wieder dieſe Kaiſerstochter vielleicht das Opfer eines dauerhaften Friedens nach langem Kriege werden müſſe.“

„Bei einer andern Gelegenheit, als in dem nahen Ursberg ein Miſſethäter hingerichtet wurde, las er uns den Sonntag zuvor ein Manuſcript (vermuthlich von Sailer) vor, worin geſchildert wird, wie Sailer in Dillingen einen zum Tod verurtheilten, verſtockten Sünder, Georg Schußmann, bekehrte. Chriſtoph Schmid

machte uns auf manche heilsame Lehre aufmerksam, welche die Jugend aus der Lebensgeschichte dieses Uebelthäters, aus seinen Bekenntnissen und aus den Ermahnungen, die er in den letzten Tagen seinem Weibe gab, für sich ziehen könne. Die bevorstehende Hinrichtung sollte uns nicht bloß ein grausames Schauspiel für den Vorwitz bleiben. Auf solche Weise wurden wir gewöhnt, bei jedem Ereigniß nachzudenken, was wir daraus lernen könnten und an nichts gleichgültig vorüberzugehen."

Auch die in der Werktagsschule begonnenen Gesangübungen ließ Christoph Schmid in der Sonntagsschule eifrig fortsetzen und neue Lieder einüben. Er ermunterte die Schüler und Schülerinnen auch außerhalb der Schule die auswendig gelernten Lieder zu singen. Seine Schülerin schreibt: „An schönen Sommertagen nach der Sonntagsschule oder Abends nach vollbrachter Arbeit ertönten auf Hügeln und Auen, besonders aber im englischen Wäldchen, von allen Seiten her muntere Lieder von Gruppen lustwandelnder Schüler gesungen, denen sich manchmal auch Erwachsene anschloßen. Nicht selten hatten wir die Ehre, wenn hohe Gäste den um das Schulwesen allmählig mehr bekannt gewordenen Herrn Schuldirektor besuchten, unsern Gesang produziren zu dürfen und dafür nicht unbedeutendes Lob einzuärndten. Einmal sagte er nach der Sonntagsschule zu uns, als wir vor der Ernte ein schönes Schnitterlied gelernt hatten: „„So

ihr jungen Schnitterinnen, jetzt singt recht diese Erntezeit hindurch, wenn ihr in's Feld geht.''' Wie lachte er nicht selbst mit uns, als eine der Erwachsenen sagte: ,,,,Ja, da ist es uns manchmal nicht um's Singen, wenn es einen dürstet zum Verschmachten.''''

„Die Feiertagsschule," fährt sie fort, „wurde besonders von jener Zeit an, da Herr Schuldirektor nach und nach die jetzt so allgemein beliebten und weit verbreiteten Erzählungen verfaßte und, ehe sie in den Druck kamen, darin vorlas, noch eifriger besucht. Mit Sehnsucht warteten besonders die gefühlvolleren Sonntagsschülerinnen, bis die Thüre sich öffnete und der geliebte Jugendfreund mit dem Manuscripte in der Hand eintrat. Diese Vorlesungen waren gleichsam eine Zugabe; denn erst in der zweiten Unterrichtsstunde wurde das sehnliche Verlangen der Schülerinnen gestillt. Der eben behandelte Gegenstand wurde beendigt und alle horchten nun mit gespannter Aufmerksamkeit dem überaus schönen Vortrage des Herrn Verfassers. Nicht selten wurde die Rührung so groß, daß nicht nur Thränen flossen, sondern ein lautes Schluchzen entstand und mit dem Vorlesen innegehalten werden mußte, bis sich die Zuhörer wieder gefaßt hatten. Die meisten Thränen der Rührung flossen während des Vorlesens der Genovefa und des Blumenkörbchens. Die rührende Geschichte der Genovefa wurde zwei Jahre vorher, ehe sie im Druck erschien, in unserer Schule vorgelesen. Die Schüler

konnten ſich oft nicht ſatt hören, merkten nicht die vorgeſchrittene Zeit und beſtürmten den ermüdeten Vorleſer mit Bitten, weiter zu fahren. Von einem Sonntag zum andern freute man ſich, wenn eine Erzählung angefangen war, um am nächſten die Fortſetzung zu hören. Zuweilen bekamen wir als Hausaufgabe den Auftrag, eine Erzählung nachzuſchreiben. Welch' ein Wetteifer entſtand unter den beſſern Schülerinnen! Ueber das Blumenkörbchen ſchrieben einige Mädchen mehrere Bogen voll aus dem Gedächtniſſe nach. Dieſe ſchönen Erzählungen blieben indeſſen nicht bloß Gedächtnißſache, ſie beſtimmten auch die Handlungsweiſe vieler Jungfrauen Thannhauſens. Man ſah ſehr viele ſittſame, unſchuldige, fromme und fleißige Mädchen, welche ſich beſtrebten, die Tugenden einer Genovefa, Roſa von Tannenburg, Maria im Blumenkörbchen nachzuahmen und fern von Weltſinn und Eitelkeit ihre Freude in Gott und ſtillen häuslichen Tugenden ſuchten. Auf die Gemüthsart der Jünglinge machte zwar dieſe Bildungsſchule weniger Eindruck; doch blieben nicht alle unempfindlich."

Auch kleine Schauſpiele ließ Chriſtoph Schmid mit Hülfe einiger Jugendfreunde von den talentvolleren Kindern aufführen. In Ermanglung von paſſenden Stücken verfaßte er dieſe kleine Schauſpiele ſelbſt. Zu Thannhauſen kamen, wohl zwanzig Jahre bevor ſie im Drucke erſchienen, zur Aufführung: die kleine Lautenſpielerin, der kleine Kaminfeger, der Eier-

dieb, Emma oder die Macht der kindlichen Liebe, der Blumenkranz und die Erdbeeren. Einige andere wie „Ehrlich währt am längsten," das „Porträt" und „die heilige Idda," welche gleichfalls aufgeführt wurden, sind noch nicht im Drucke erschienen. Die Absicht des Verfassers war dabei, den Kindern eine Freude zu machen und ihnen in freien Stunden eine angenehme und nützliche Beschäftigung zu gewähren. Christoph Schmid sagt in dieser Hinsicht in der Vorrede zu dem Schauspiel: die kleine Lautenspielerin, das er erst im Jahr 1832 herausgab: „Der Verfasser hat noch in dem verflossenen Jahrhunderte studirt, wo das Ende des Studienjahres und die Preisevertheilung an den Gymnasien anstatt mit einer Rede mit einem Schauspiele gefeiert wurde. Die damaligen Lehrer, sehr würdige Männer, waren der Meinung, das Wahre, Gute und Schöne lasse sich in einem Schauspiel besonders anschaulich darstellen und sie haben ihre gute Absicht auch nicht verfehlt. Jene Schauspiele waren für die Studirenden ebenso lehrreich und nützlich, als angenehm und unterhaltend. Eben diese Absicht zu erreichen, war wenigst die redliche Bemühung des Verfassers, dessen Beruf damals die Leitung und Aufsicht deutscher Schulen gewesen."

Diese Absicht erreichte Christoph Schmid vollkommen. Seine Schülerin sagt darüber: „Die Theilnahme an diesen Schauspielen wurde so groß, daß z. B. die Lautenspielerin nach dreimaliger Aufführung in

einem ziemlich großen Raume, der jedesmal gedrängt voll war, das viertemal aufgeführt werden mußte. Viele Thränen der Rührung floßen und oft hörte man sagen: „„„Da kann man so viel lernen, als in mancher Predigt.““ Ich war nicht bloß Zuschauerin, sondern spielte selbst mit und kann aus Erfahrung berichten, daß bei der sorgfältigen Wachsamkeit des Herrn Verfassers, welcher sowohl bei den Proben als bei der Aufführung nebst dem Herrn Kaplan Singer, der die Melodien zu den Liedern componirt hatte, gegenwärtig war, unsre Unschuld und Sittlichkeit nicht im mindesten gefährdet wurde. Es waren diese Schauspiele ganz geeignet, religiöse Gefühle zu wecken, Trost den Leidenden zu geben und den Aeltern und Kindern ihre Pflichten in Beispielen anschaulich zu machen. Christoph Schmid's Schwester, Franziska, die ihm die Haushaltung führte und die ein ebenso gebildetes als vortreffliches Frauenzimmer war, half bei den Vorbereitungen zur Aufführung treulich mit, ordnete unsern Anzug und sorgte für Alles, was dazu nöthig war. Einfach und anständig, ohne eitle Ziererei, jedoch der Handlung angemessen, wurden wir gekleidet und es wurde gesorgt, daß beim Anziehen nicht das Mindeste, was den Anstand hätte verletzen können, vorkam.“

Christoph Schmid ließ diese kleinen Schauspiele gerne am Schlusse der Prüfung, oder wenn die gräfliche Familie eben anwesend war, oder am Namenstage

des Pfarrers, auch zur Faſchingszeit aufführen. Letzteres geſchah hauptſächlich deßhalb, um der Jugend, die nun einmal Vergnügen ſucht, anſtatt der tollen, wilden Faſchingsfreude eine edlere, reinere darzubieten.

Während Chriſtoph Schmid unaufhörlich bemüht war, den Geiſt und das Herz der Jugend auf dieſe Weiſe zu bilden, vergaß er es nicht, daß ſeine Schüler einſt den Beruf hätten, Hausväter und Hausmütter zu werden und von der Arbeit ihrer Hände leben müßten. Auf ſeinen Wunſch verſammelte daher ſeine Schweſter, die eine Meiſterin in weiblichen Arbeiten war, die Mädchen des Ortes um ſich und gab ihnen Unterricht in den weiblichen Arbeiten, namentlich im Nähen, Stricken und Sticken. Während der Arbeit wußte ſie immer etwas Nützliches und Lehrreiches zu erzählen und nicht nur die Hände, ſondern auch den Geiſt zu beſchäftigen. Oft wurden auch ſchöne Lieder während der Arbeit geſungen. Das heitere Stricklied das in den Blüthen ſteht und mit der Strophe beginnt:

Schweſtern, laßt uns ſtricken, — Strickt mit munterm Fleiß,
Ohne aufzublicken, — Sitzet rings im Kreis!

hat Chriſtoph Schmid eigens zu dieſem Zwecke gedichtet. Sobald Nachmittags die Schule im Winter vorüber war, kam Franziska in das Lehrzimmer und blieb da, bis es Nacht wurde; an Vakanztagen durften die Mädchen auch auf ihr Zimmer kommen. All dies that die Schweſter Chriſtoph Schmid's aus freiem

Antriebe und trug so Vieles zum künftigen Lebensglück ihrer Zöglinge bei. Nicht wenige dieser Mädchen wurden in der Folge treffliche Hausfrauen und Hausmütter; andere traten in Klöster und weibliche Erziehungsanstalten und wirken nun als Lehrerinnen, besonders der Industrie.

Christoph Schmid gab seiner Seits den Schülern der dritten Klasse Anleitung zum Zeichnen, das er sehr gut verstand. Auch trug er Sorge, daß die ältern Knaben von einem sehr geschickten Gärtner des Fleckens in der Obstbaumzucht, die Mädchen im Gemüsebau unterrichtet wurden. Es mag dieses, da jetzt Industrieschulen und Baumschulen fast allenthalben bestehen, manchem Leser als etwas nichts Nennenswerthes erscheinen; doch vergesse er nicht, daß Christoph Schmid diese Einrichtungen zu einer Zeit traf, in der noch keine höheren Verfügungen, wie dies jetzt der Fall ist, sie anordneten.

So viele Zeit der Verfasser der Ostereier auf den Unterricht und die Bildung der Jugend verwandte, war er doch zugleich eifrig bemüht, seine Pflichten als Priester zu erfüllen. Er leistete, auch als der Pfarrer einen Kaplan genommen hatte, in der Seelsorge noch mehr Aushülfe, als er zu leisten schuldig war. Besonders als Prediger wurde er gerne gehört. Seine Schülerin schreibt hierüber: „Besondere Ereig-

niſſe und ſeltene Vorfälle in der Gemeinde benützte er in den Predigten, um dem Volke, das oft aus Unkenntniß ſchiefe Urtheile fällt, die rechte Anſicht beizubringen und es auf die weiſen und liebevollen Abſichten Gottes aufmerkſam zu machen. Ebenſo bemühte er ſich, bei jeder kirchlichen Feier den Geiſt der katholiſchen Kirche in ihren Ceremonien zu erklären, damit jedes Feſt, jede Religionshandlung mit innerer Andacht, nach dem Sinne der Kirche gefeiert werden möchte. Es blieb dieß beim Volke auch nicht unbeachtet. An den Frauentagen war er, ehe man einen Kaplan hatte, jedesmal Feſtprediger. In jeder dieſer Predigten fand er neuen Stoff bald zum Troſte, bald zur Belehrung und Erbauung, bald zur Beſchämung. Zweimal hielt er an dem Frauenfeſt im Advent eine Predigt über die Sinnbilder der unbefleckten Empfängniß, wie ſie gewöhnlich im Bilde dargeſtellt wird: Maria hält eine Lilie in der Hand, ihr Fuß tritt auf die Schlange, ein Sternenkranz umgibt ihr Haupt. Er ſagte in der zweiten Predigt im Jahre 1812: „„Die Bedeutung dieſer Sinnbilder habe ich euch ſchon vor mehreren Jahren ausgelegt, aber ſie iſt ſo ſchön, daß man wohl öfter davon reden kann, ohne das Nämliche zu ſagen.““ Dieſe Predigten wurden außerordentlich zahlreich beſucht. Zur Faſchingszeit warnte er jedesmal die Jugend vor den eiteln, gefährlichen Weltfreuden, deren ſich in dieſen Tagen viele Jünglinge und Jungfrauen hingeben und nicht ſelten

dadurch Unſchuld und Geſundheit verlieren. Er ſuchte in ihren Herzen das Verlangen nach den edeln und höhern Freuden des Chriſten zu wecken. Eine dieſer Predigten," fährt ſeine Schülerin fort, „blieb mir beſonders im Gedächtniß und fand allgemeinen Beifall. Er handelte im erſten Theil von den Freuden, die alle Zeit gereuen und zu welchen er die ſündhaften Freuden zählte; im zweiten Theil von den Freuden, die ſehr oft gereuen, unter denen er die erlaubten Freuden des Lebens verſtand und im dritten Theile von den Freuden, die niemals gereuen. Wie ſchön ſchilderte er den Frieden eines reinen, unſchuldigen Herzens, die Seligkeit, welche es in der Einſamkeit, in Vereinigung mit Gott genießt, die Freuden des Wohlthuns! Mancher Jüngling, manche Jungfrau faßte den Entſchluß, den rauſchenden Faſchingsfreuden zu entſagen und das Geld dafür Gott, dem Herrn, in ſeinen Armen zum Opfer zu bringen. Sagten doch die Muſikanten nach der Kirche ſcherzend zu einander, wenn ſie ſo eine eindringliche Predigt gehört hatten: „„Aber heute hat uns der Herr Schulinſpektor wieder unſer Spiel verdorben!"" Chriſtoph Schmid war übrigens weit entfernt, der Jugend ihre herkömmlichen Freuden zu verderben. Er eiferte nur gegen jene wilden Tänze, welche auf dem Lande bis ſpät in die Nacht hinein bei rauſchender Muſik in einem engen Raume abgehalten zu werden pflegen. Gegen Tänze im Freien unter der Linde des Dorfes im Beiſeyn der

Aeltern und Nachbarn wendete er nichts ein. Er ſingt ſelbſt:

„Rein iſt die offene Freud; das Laſter nur ſuchet die Winkel;
Offene Freuden verbeut wohl nie ein weiſes Geſetz.“

Wenn es ſich um Unterſtützung der Armen und Nothleidenden, oder um milde Gaben zu einem gottesdienſtlichen Zweck handelte, ſo wurde in der Regel die Predigt Chriſtoph Schmid übertragen. „Er verſtand es,“ wie eine Zuhörerin ſagt, „die Seligkeit des Gebens ſo einladend hervorzuheben und den Armen das Wort ſo beſcheiden und ohne Aufdringlichkeit zu reden, daß ſich mit Freude alle Hände öffneten und Opfer ſpendeten, die oft alle Erwartung übertrafen und aus denen nicht bloß der augenblicklichen Noth geſteuert, ſondern auch noch für die Zukunft geſorgt werden konnte.“

In Thannhauſen beſtand eine ſogenannte Marianiſche Congregation, deren Hauptzweck die Unterſtützung der Armen war. Zwei fromme Bürger hatten ſie im vorigen Jahrhundert gegründet. Alle Monate an einem Sonntag Nachmittags wurde eine kurze Andacht gehalten und dabei ein Opfer für die Armen von den Mitgliedern auf den Altar niedergelegt. Chriſtoph Schmid benützte die Andachtsübungen dieſes Liebesbundes, um der Verſammlung die chriſtliche Armen-

pflege an das Herz zu legen. „Es war," schreibt seine Schülerin, „jedesmal ein rührender Augenblick, wenn die ganze Gemeinde aus voller Seele ein schönes Lied sang, das mit den Worten begann: „„Seyd barmherzig,"" und wenn sich dann unter dem vollstimmigen Gesang die Opfernden, voran die Geistlichen und die gräflichen Beamten, in langen, langen Reihen zum Altare drängten und fast jeder, gerührt von der salbungsvollen Rede, ein größeres Stück hinlegte, als er vorher vielleicht zu geben im Sinne hatte."

Das Landvolk liebt bei seinen religiösen Festen gerne das Ueberladene und Pomphafte. Christoph Schmid suchte auch in dieser Hinsicht den Geschmack des Volkes zu bilden und zu veredeln. Er fertigte selbst Zeichnungen zu würdiger Verzierung der Kirche an hohen Festen. Da er sich durch seine Freundlichkeit und seinen Eifer für die Ehre Gottes die Herzen der Gemeinde gewonnen hatte, so bedurfte es nur eines Winkes und es waren fast alle bereit, seine Wünsche zu erfüllen. So äußerte er einmal ein besonderes Wohlgefallen an einem einfachen, aus Blumen gewundenen Triumphbogen bei der Fronleichnamsprozession. Im nächsten Jahre waren die Gassen, durch welche die Prozession zog, auf's Schönste geziert und dieser fromme Eifer wurde mit jedem Jahre, so lange Christoph Schmid in Thannhausen war, größer. Während der Fastenzeit war in Thannhausen jeden Donnerstag Abends eine sogenannte Oelbergandacht

üblich. Um den Eindruck derselben zu erhöhen, ließ Christoph Schmid mit Gutheißen seines würdigen Pfarrers jedesmal ein schönes Gemälde, Christus am Oelberge, auf dem Hochaltare aufstellen, es mit vielen Lichtern beleuchten und las dabei die später von ihm im Drucke erschienenen sechs Betrachtungeu: Jesus am Oelberge, vor. Andere gleichfalls von ihm verfaßten Betrachtungen über das Leiden Christi, die er auch vorlas, sind noch ungedruckt. Am Schlusse der Andacht sang die ganze Gemeinde das schöne, kräftige Oelberglied, das mit den Worten beginnt: „Als einst im Angstgebete, Herr, Deine Seele rang!" Wenn der Gesang verstummt und alles stille war, wurde mit der großen Glocke „die Todesangst" geläutet. Diese Abendandachten wurden so zahlreich besucht, als ob es Festtage wären; selbst viele Bewohner der umliegenden Dörfer fanden sich ein, so daß die Kirche jedesmal gedrängt voll war. Um auch das Jahr hindurch diese Andacht im Andenken des Volkes zu erhalten, ließ Christoph Schmid gleichfalls aus milden Beiträgen, den alten, verfallenen Oelberg an der Kirchhofmauer restauriren und mit einem Gemälde zieren.

Christoph Schmid war, wie schon oben bemerkt, ein großer Freund des Volksgesangs während des öffentlichen Gottesdienstes. Obwohl in Thannhausen damals noch eine rauschende Figuralmusik üblich war, auch manche Vorurtheile gegen den Volksgesang in der

Kirche herrſchten, gelang es ihm doch mit Hülfe ſeiner Amtsbrüder und durch die eifrige Pflege des Geſangs in der Schule, dieſe alte, religiöſe Uebung immer mehr in Aufnahme zu bringen. Viel trug dazu bei, daß die drei Ortsgeiſtlichen jedesmal ſelbſt beim nachmittägigen Gottesdienſt an den Sonntagen erſchienen und mit in den deutſchen Veſpergeſang einſtimmten. Chriſtoph Schmid ſammelte zu dieſem Zwecke paſſende Kirchenlieder, verfaßte ſelbſt einige weitere und ließ mehrere hundert Exemplare auf ſeine Koſten drucken. Dieſe vertheilte er ſodann in Ermanglung eines Geſangbuches unter die Schüler, auch ſchenkte er jedem beſſern Sänger in der Gemeinde ein Exemplar. Uebung und Freude am Geſang bewirkten, daß die meiſten dieſer Geſänge ſich dem Gedächtniſſe der Sänger einprägten; alsbald ſtimmten auch die ältern Leute mit ein und man durfte nur mit der Orgel die erſten Töne angeben, ſo begann die ganze Gemeinde zu ſingen. Eines fehlte indeſſen noch zur Vervollkommnung des Geſanges — eine gute Orgel. Chriſtoph Schmid gab ſich daher in Verein mit ſeinem Pfarrer und dem Oberamtmanne viele Mühe, eine ſolche zu bekommen. Endlich gelang es dem Pfarrer, eine treffliche Orgel in einem aufgelösten Kloſter in Memmingen zu erfragen. Im Vertrauen auf milde Beiträge von Seite der Gemeinde kauften ſie dieſelbe und ließen ſie mit großen Koſten aufſtellen. Chriſtoph Schmid veranſtaltete das Feſt der Einweihung, und

dichtete ein paſſendes Lied, das er drucken und in vielen hundert Exemplaren in der Gemeinde austheilen ließ. Einer ſeiner Freunde, Pfarrer Ludwig Albrecht von Edelried, ein vortrefflicher Redner, hielt die Feſtpredigt und ermunterte die Gemeinde zu freiwilligen Beiträgen. Nach dem Hochamt wurde das von Chriſtoph Schmid gedichtete Lied von der ganzen Gemeinde geſungen und gleichfalls von einem vortrefflichen Organiſten, dem Pfarrer von Urſperg, mit der neuen Orgel begleitet. Geſang und Orgelſpiel waren ſo ſchön, daß die Freude und Rührung aller Anweſenden allgemein war und die Beiträge über Erwartung gut ausfielen. Was zur Deckung der Koſten noch fehlte, bewirkte eine Predigt Chriſtoph Schmid's, die er am darauffolgenden Sonntage abhielt und in der er auf ſehr rührende Weiſe für das reichliche Opfer ſeinen Dank ausſprach. Nach mehreren Jahren erreichte der Volksgeſang zu Thannhauſen einen mehr als gewöhnlichen Grad von Vollkommenheit und es wurde allgemein von ihm in der Gegend geſprochen. Gar häufig geſchah es, daß fremde Reiſende, wenn ſie an der Kirche, in der eben Gottesdienſt gehalten wurde, vorüberfuhren, anhielten und längere Zeit dem ſchönen, feierlichen Geſang mit Verwunderung zuhörten.

Nicht bloß in Kirche und Schule wirkte Christoph Schmid auf dieſe Weiſe zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen, er nahm auch an allen Vorkommniſſen, welche das häusliche und bürgerliche Leben der Bewohner Thannhauſens betrafen, innigen Antheil und leiſtete, ſo viel er vermochte, mit Rath und That Hülfe.

Während er ſich zu Thannhauſen befand, hatte der Marktflecken in Folge des franzöſiſchen Krieges durch Truppenmärſche und Einquartirungen Vieles zu leiden. Da die Einwohner nicht franzöſiſch, die Soldaten aber nicht deutſch verſtanden, gab es zwiſchen beiden manche Zwiſtigkeiten. Christoph Schmid, der gut franzöſiſch verſtand, half bereitwillig dieſe von ſprachlichen Mißverſtändniſſen herrührenden Zwiſtigkeiten heben. Nicht ſelten ſah man ihn als Dolmetſcher zwiſchen einer rathloſen Bauersfrau und einem heftig parlirenden, franzöſiſchen Soldaten ſtehen und Frieden zwiſchen beiden ſtiften. Noch eine andere Kunſt, die er verſtand, kam ihm und den Bürgern gut zu ſtatten. Christoph Schmid war nämlich ein Meiſter im Schachſpiel. Franzöſiſche Offiziere, die oft längere Zeit bald der eine, bald der andere zu Thannhauſen im Quartier lagen und gerne Schach ſpielten, freuten ſich, in ihm einen trefflichen Schachſpieler zu finden; ſie gewannen ihn lieb und waren ſehr artig gegen ihn. Christoph Schmid benützte dieſe Unterhaltung, um ſo manche Bitte und

Beſchwerde von Bürgern, welche nicht ſelten viele und dabei ungenügſame Soldaten im Quartier hatten, vorzubringen. Es gelang ihm, manchem bedrängten Bürger aus der Noth zu helfen.

Einmal hätte dieſe Kunſt aber auch für ihn unangenehme Folgen haben können. Es kamen nämlich eines Tages mehrere franzöſiſche Offiziere, die in den umliegenden Dörfern einquartiert waren, nach Thannhauſen, um die beiden hier befindlichen Offiziere zu beſuchen. Einer dieſer Offiziere war ein ſehr guter Schachſpieler, aber auch ein ebenſo großer Prahler und ſehr jähzornig. Es wurden Schachpartien gemacht und jener Offizier blieb in allen Sieger, wobei er es an ſelbſtgefälligen Aeußerungen nicht fehlen ließ. Da ſagte ihm einer der Thannhauſer Offiziere, es ſey ein kleiner Abbe hier, der ein vorzüglicher Schachſpieler ſey. Wenn er es wage, mit dieſem zu ſpielen, ſo wolle er ihn herbeiholen. Der Offizier erklärte ſich dazu bereit und jener begab ſich in die Wohnung Chriſtoph Schmid's. Dieſer, der eben am Studirtiſche ſaß, entſchuldigte ſich. Allein es half nichts; er mußte mitgehen. Auf dem Wege ſagte der Offizier: „Es wäre ſehr ergötzlich, wenn Sie unſern Kameraden, der ſich unbeſiegbar dünkt, ſchachmatt machen würden." Chriſtoph Schmid, der den hitzigen Charakter der Franzoſen kannte, äußerte ſeine Beſorgniſſe. Der Offizier aber verſicherte ihn ſeines Schutzes und berief ſich darauf, daß jener Offizier

ausdrücklich wünſche, mit ihm zu ſpielen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen ſetzte ſich Chriſtoph Schmid mit ſeinem Gegner an das Schachbrett; die andern Offiziere ſahen zu. Der Kampf währte lange; zuletzt aber beſiegte Chriſtoph Schmid ſeinen Gegner, wagte indeſſen das Wort „Matt" nicht auszuſprechen. Demungeachtet gerieth der Offizier, als er ſich verloren ſah, in einen ſolchen Zorn, daß er vom Stuhle auffuhr und Miene machte, nach ſeinem Degen zu greifen. Die übrigen Offiziere, die ſich heimlich alle freuten, begütigten ihn. Dieſem war indeſſen der Gedanke unerträglich, von dem kleinen deutſchen Abbe in Gegenwart ſeiner Kameraden beſiegt worden zu ſeyn. Er entfernte ſich höchſt aufgebracht und man ſah ihn, ſo lange er in der Gegend war, nie mehr in Thannhauſen. Die andern Offiziere freuten ſich höchlich über die Demüthigung ihres hochmüthigen Kameraden und rühmten den kleinen Abbe. Sie zeigten ihm ihre Militärkarten, die ſehr genau und ſchön ausgeführt waren und Chriſtoph Schmid lernte Manches aus dem Gebiete der Kriegswiſſenſchaft von ihnen.

Ein andermal verreiste ein franzöſiſcher Offizier, der im Pfarrhauſe einquartirt war. Die gemeinen Soldaten durchzogen den Flecken und fingen an, ſich Unordnungen zu erlauben, aus denen beklagenswerthe Folgen hätten entſtehen können. Da kam Chriſtoph Schmid auf einen eigenen Gedanken. Der Offizier,

welcher in der Morgenfrühe abgereist war, hatte, was die Soldaten nicht wußten, seinen Federhut dagelassen und nur die gewöhnliche Militärmütze mitgenommen. Christoph Schmid begab sich nun in das Zimmer des Offiziers und brachte den Hut so am Fenster an, daß man ihn mit seinem langen Federbusch leicht von der Straße aus sehen konnte. Sogleich bemerkte ihn ein französischer Soldat, der vorüberging. Er schloß daraus, der Offizier sey bereits wieder zurückgekehrt und theilte eilends diese Vermuthung seinen Kameraden mit. Diese zerstreuten sich sogleich und die Ruhe und Ordnung war wieder hergestellt.

Auch General Suwarow zog mit den Russen durch Thannhausen, während Christoph Schmid dort war, ja hatte einige Tage sein Hauptquartier im Pfarrhofe. Er pflegte alle Morgen ein kaltes Bad zu nehmen und empfing, in einem Zuber sitzend, die Ordonanzen. Beim Mittagessen machte er den Salat selbst mit bloßen Händen an, was nicht sehr appetitlich aussah. Stets mußte ein Kosack mit einer Peitsche vor seiner Zimmerthüre Wache stehen. Als Christoph Schmid einmal an dem eben Wache stehenden Kosacken vorüberging, machte dieser ein klägliches Gesicht, deutete, da er nicht deutsch konnte, auf den Mund, und gab, indem er den Mund wie ein Essender hin- und herbewegte, zu verstehen, daß er Hunger habe. Christoph Schmid ging in die Küche hinab, holte ein großes Stück Brod und brachte es dem Kosacken. Es

war ergötzlich zu sehen, wie der Kosack, in der einen Hand die Peitsche, in der andern das Stück Brod hinter sich auf dem Rücken haltend und von Zeit zu Zeit ein Stück davon abbeißend, stets nach der Thüre des Generals blickte, ob sie sich nicht öffne.

Da in Folge der Truppenanhäufung die Lebensmittel ausgingen, besonders das Fleisch, so erklärten der Pfarrer und der Ortsvorstand dem General die Unmöglichkeit, sogleich Lebensmittel herbeizuschaffen. Nachdem sich Suwarow von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, ließ er durch den Popen den Soldaten verkünden, daß Morgen Fasttag sey. Die russischen Soldaten, welche der Meinung waren, daß diese Anordnung aus religiösen Gründen herrühre, fasteten willig den ganzen Tag.

Wenn es im Orte brannte, war Christoph Schmid immer einer der ersten auf dem Platze, ordnete an, ertheilte Rath und half Wasser tragen. Einmal in einer Winternacht brannte ein Wohnhaus ab, wobei ein alter Mann, der Hülfe leistete, das Leben verlor. Es brach nämlich eine Leiter, auf der mehrere Männer beim Löschen standen; alle stürzten herab und wurden zum Theil leicht verwundet, einer aber wurde so übel zugerichtet, daß er bald darauf starb. Damals hatten die Zimmerleute noch den schönen Gebrauch, daß einer aus ihrer Mitte, wenn ein neues Haus gebaut und der Dachstuhl aufgerichtet war,

einen ſogenannten Zimmermannsſpruch hielt. Chriſtoph Schmid, der bei dieſer Gelegenheit den Verunglückten, welcher aus Nächſtenliebe ſein Leben verloren hatte, noch öffentlich ehren wollte und es für paſſend hielt, daß bei Abhaltung des Spruches ſeiner erwähnt würde, verfaßte nun ſelbſt einen Zimmermannsſpruch und ein Geſelle lernte ihn auswendig. Nach Errichtung des Dachſtuhles zogen die Zimmerleute unter Anführung des Meiſters mit ihren Schurzfellen angethan, die blanken Aexte auf den Schultern, vor das neue Haus, wo ſich bereits die ganze Gemeinde verſammelt hatte. Nun ſtieg der Geſelle, welcher den Sprecher machte, auf den Giebel des Daches, ſteckte ein grünes, mit farbigen Bändern geſchmücktes Tannenbäumchen auf die Spitze desſelben und ſprach dann zu der verſammelten Menge:

„Seyd alle, die von dieſer Höhe
Da unten ich verſammelt ſehe,
Und die mir alle lieb und werth,
Zuerſt mit meinem Gruß beehrt.

Daß man den neuen Bau ſchön ziere,
Und ein Geſell das Wort hier führe,
Iſt ſo ein alter ſchöner Brauch,
Darum erlaubt ihn mir heut auch!

Ich darf es Euch wohl nicht erſt ſagen,
Wie noch vor nicht gar vielen Tagen
Gar anders dieſe Menſchenſchaar
Vor dieſem Haus verſammelt war.

O nicht der holde Ruf der Freude,
Der Sturmglock' ſchauerlich Geläute,
Des Feuerlärmens Angſtgeſchrei
Rief das erſchreckte Volk herbei.

Urplötzlich ſtand das Haus in Flammen
Und krachend ſtürzt das Dach zuſammen;
Es legt des Feuers wilde Wuth
Das ſchöne Haus in Aſch und Gluth.

Doch Gott, — wer ſollte Ihm nicht danken, —
Er ſetzte mild dem Feuer Schranken,
Dem Winde wehrt' Er gnädiglich
Und nicht ein Lüftchen regte ſich.

Die Bürger ſtanden treu zuſammen
Und ſteuerten mit Macht den Flammen;
Auch eilt' mit nachbarlicher Treu
Rings jeder Ort zur Hülf herbei.

Daß wir die Häuſer dort noch ſtehen,
Aus dem hier All's gerettet ſehen,
Bewirkt' nach Gott ihr Ernſt und Fleiß,
Dafür ſey ihnen Dank und Preis!

Ganz hat nun Gott die Noth gewendet,
Der neue Bau ſteht ſchön vollendet;
Drum werd' durch Dank zum Himmel jetzt
Dem Bau die Krone aufgeſetzt.

Auch Allen, die mit milden Gaben
Den Bauherrn unterſtützet haben,
Sey nun, wie er es ſelbſt verlangt,
In ſeinem Namen laut gedankt.

Ich könnte meinen Spruch hier ſchließen;
Doch Zähren möcht' ich faſt vergießen,
Ein andres Unglück noch entſtand,
Wie Ihr wohl wißt, bei dieſem Brand.

Der allzeit gute Gott zwar lenkte
Zum Theil das Unglück ab und ſchenkte, —
Erkennt es froh und dankt Ihm doch —,
Euch Kindern Eure Väter noch.

Nur Einen, der ſonſt wohl auch heute
In dieſem Kreis mit uns ſich freute,
Erblicket hier mein Aug' nicht mehr,
Und ſeine Stelle ſeh' ich leer.

Der brave Mann mit grauen Haaren,
Noch muthvoll wie in Jünglingsjahren,
Der ſich auf jenes Dach geſtellt,
Er fiel und ſtarb als Chriſt und Held.

Er hat das Edelſte — das Leben,
Aus Nächſtenliebe hingegeben,
Starb in Erfüllung ſeiner Pflicht,
Ein ſchön'res Ende gibt es nicht.

Verzeiht, daß ſeiner Lieb und Treue
Ich dankbar dieſe Thräne weihe;
Gott gebe gnädig ihm zum Lohn
Für ſeine That die Himmelskron!

Uns aber, derer beſte Freuden
So wie auch heut nie frei von Leiden,
Führ Er dereinſtens auch dorthin,
Wo Roſen ohne Dornen blüh'n!

Um mich an den Gebrauch der Alten
In Allem ganz genau zu halten,
Schenkt nun des goldnen Weines ein,
Und laßt uns wieder fröhlich ſeyn.

Das erſte Glas des edeln Trankes
Sey zum Beweis des biedern Dankes
Dem Wohle unſrer Obrigkeit
Mit treuem Bürgerſinn geweiht.

Hoch ſoll nun unſer Bauherr leben,
Gott wolle Glück und Heil ihm geben;
Sein Segen komm' in dieſes Haus!
Das zweite Glas bring ich ihm aus.

Auch allen, welche hier zugegen
Wünſch' ich des Himmels beſten Segen!
Der ganzen Bürgerſchaft zur Ehr
Das dritte Glas nach Brauch ich leer.

Hoch lebe jeder brave Mann
Rings auf der weiten Erde,
Wer das nicht auf ſich deuten kann,
Mach' daß er Einer werde!"

Nach dieſen Worten ſchwang der Geſelle das Glas und warf es nach Zimmermannsbrauch von der Höhe auf die Straße hinab. Ein fröhliches Gemurmel entſtand unter der Menge und heiter und gerührt gingen die Leute auseinander.

Der Tochter des Thannhauſer Boten, welche Chriſtoph Schmid lange Zeit hindurch ſeine Briefe gebracht hatte, gab er, als ſie ſich verehlichte, zum Hochzeitsgeſchenk ein ſchön eingebundenes neues Teſtament, in das er folgende Verſe hineingeſchrieben hatte:

„Gar viele Jahre halfſt Du Deines alten,
Geliebten Vaters Botenamt verwalten,
Und haſt mit Sorgſamkeit und Wohlbedacht
Viel hundert Briefe mir gebracht.
Mit Gottes Hülfe änderſt Du nun Deinen Stand,
Nimm denn zum Dank dieß Buch aus meiner Hand,
Die allerbeſte Botſchaft iſt darin zu finden,
Die Gottes Boten, die Apoſtel uns verkünden,

Die frohe Botſchaft, wie Gott Heil und Frieden
Durch Jeſus Chriſtus aller Welt beſchieden.
Auch ſind darin viel ſchöne Brief' geſchrieben,
Wie wir Gott und den Nächſten ſollen lieben,
Nach Jeſu göttlich ſchönem Beiſpiel ſollen handeln,
Und immer froh und gut und redlich ſollen wandeln.
Es iſt dieß Buch für uns dahier im fremden Land
Der ſchönſte Brief aus Gottes treuer Vaterhand.
Wirſt Du mit Deinem Mann dieß Buch nur fleißig leſen
Und ordnet Ihr darnach Eu'r künftiges Hausweſen:
So habet Ihr den beſten Theil erwählet,
Dem es an Troſt und Freude niemals fehlet;
Ihr habet gleichſam Brief und Siegel drauf:
Gott ſegne Euren ganzen Lebenslauf,
Und werde nach vollbrachtem, gutem Pilgerleben
Euch einſtens dort die Himmelskrone geben."

Während ich dieß niederſchreibe, fällt mir eine Anekdote ein, die auf Chriſtoph Schmid's Gelegenheitspoeſie Bezug hat und die er mir einmal ſelbſt mit großer Heiterkeit erzählte. Eines Tages, kurz vor Beginn eines neuen Jahres, kam der Nachtwächter des Ortes zu Chriſtoph Schmid und bat, er möchte ihm zu Ehren des Herrn Oberamtmannes einen ſchönen Neujahrswunſch verfaſſen, den er dann um die zwölfte Stunde in der Neujahrsnacht vor dem Hauſe desſelben abſingen wolle. Chriſtoph Schmid, dem dieſe Bitte wohl gefiel, willfahrte gerne dem Wunſche des Nachtwächters und verfaßte einen gereimten, paſſenden Neujahrswunſch, den der Nachtwächter nicht ohne große Mühe auswendig lernte. Am Neujahrsabend

begab ſich Chriſtoph Schmid in das Amthaus, in das er ohnedieß eingeladen war, und ſagte dem Oberamtmanne von dem Vorhaben des Nachtwächters. Beide blieben nun bis zwölf Uhr auf. Als der Hammer zwölf Uhr ſchlug, verfügten ſie ſich an das Fenſter und öffneten dasſelbe. Es war eine dunkle, etwas windige Nacht. Der Nachtwächter erſchien und hatte noch einen zweiten Nachtwächter bei ſich, der Michael hieß, von den Ortsbewohnern aber gewöhnlich nur Michel genannt wurde. Dieſer trug eine Laterne und hatte den auf ein Blatt Papier geſchriebenen Neujahrswunſch bei ſich, um nöthigen Falls den Soufleur zu machen. Der Nachtwächter begann mit kräftiger Baßſtimme zu ſingen:

Des neuen Jahres erſte Stunde.

Hier verſagte ihm aber ſchon das Gedächtniß. Er wiederholte, um Zeit zum Beſinnen zu gewinnen, die Strophe noch einmal und noch ein paarmal die Worte: Stunde, Stunde... Da es aber demungeachtet nicht gehen wollte, ſagte er halblaut zu ſeinem Begleiter: „Michel, ſag ein!" Dieſer erwiederte: „Ach, eben iſt mir das Licht ausgelöſcht!" Der Nachtwächter, welcher ſich nun gänzlich rath- und hülflos ſah, rief ſeinem Gefährten zu: „Komm, Michel, komm!" und beide entfernten ſich in Eile und großer Verlegenheit. Wie ergötzlich für die beiden Herren, den Gefeierten und den Dichter, welche am Fenſter Alles mit angehört hatten, dieſer Auftritt war, kann man ſich denken.

Es mochte ihnen das Mißlingen des Neujahrwunſches faſt mehr Vergnügen machen, als ihnen vielleicht das Gelingen desſelben gemacht hätte.

Chriſtoph Schmid war unausgeſetzt thätig; er ſtand nicht nur alle Morgen im Winter, wie im Sommer, ſchon um vier oder fünf Uhr auf, um zu beten und zu arbeiten, ſondern nicht ſelten ſah man noch um Mitternacht Licht in ſeinem Zimmer. Seine Lebensweiſe war, nachdem er ſeine Schweſter zu ſich genommen und eine eigene Haushaltung angefangen hatte, höchſt einfach. Die oft genannte Schülerin ſchreibt hierüber: „Die letzten ſechs Jahre ſeiner Anweſenheit in Thannhauſen war ich beinahe täglich in ſeinem Hauſe, theils als Schülerin in weiblichen Arbeiten bei ſeiner Fräulein Schweſter, theils als Abſchreiberin ſeiner Manuſcripte, weßhalb er mich oft im Scherz ſeine Sekretärin nannte. Die Einfachheit, welche beide Geſchwiſter ſowohl in Speis und Trank als in der Kleidung und Einrichtung beobachteten, findet man jetzt kaum noch in Bürgerhäuſern auf dem Lande. Bier und Wein ſah ich nur dann auf dem Tiſche, wenn Gäſte kamen. Der gewöhnliche Trank dieſes wahrhaft großen Mannes, wie ich zu hundertmalen mit eigenen Augen ſah, war friſches Waſſer. Die beiden Geſchwiſter lebten in der ſelig-

ſten Eintracht; ich ſah und hörte in dieſem Hauſe nur Gutes: ſtillen Fleiß, Genügſamkeit und Einfachheit in allen Lebensbedürfniſſen. Nie wird mein Dank erlöſchen für das viele Gute, das ich in dieſem Hauſe genoß. Meine ganze Bildung, die mich in einem Inſtitute mehrere hundert Gulden gekoſtet und mich vielleicht für das bürgerliche Leben untauglich gemacht hätte, verdanke ich dem Umgange mit den beiden Geſchwiſtern."

Chriſtoph Schmid beſaß nur ein geringes Einkommen in Thannhauſen und doch that er den Armen, Kranken und Nothleidenden viel Gutes. „Faſt täglich," ſagt ſeine Schülerin, „ſah ich aus ſeiner Küche zu den Kranken kräftige Speiſen tragen und er brachte an das Krankenbett nicht nur geiſtlichen Troſt allein; er ſuchte das Elend auch durch leibliche Mittel zu mildern. Dieſes wäre ihm ohne ſeine einfache Lebensweiſe wohl nicht möglich geweſen."

Chriſtoph Schmid hatte damals außer ſeiner Schweſter Franziska noch vier Brüder und eine Schweſter, die, da ſie zum Theil noch unverſorgt waren, immer der Hülfe bedurften. Sie alle unterſtützte er mit ſeltener Bruderliebe, ermahnte ſie zu allem Guten und nahm an allen ihren Schickſalen den innigſten Antheil. Als ſich ſeine ältere Schweſter Thereſe, meine Mutter, nachdem ſie achtzehn Jahre in adeligen Häuſern gedient hatte, mit einem jungen Arzte aus Wür-

temberg verheirathen wollte, wegen Ausbruch des französischen Krieges aber die Vermählung auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben im Begriffe stand und ihren Bruder in einem Schreiben deßhalb um Rath fragte; schrieb ihr Christoph Schmid zurück: „Ich bin in dieser Angelegenheit der Meinung des Dichters:

— — — — — — — das Weib
Bedarf in Kriegesnöthen des Beschützers,
Und treue Lieb' hilft alle Lasten heben.
Die treue Brust des braven Mann's allein
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten."

Dann fährt er fort: „Deine Befürchtungen und Hoffnungen für die Zukunft lege mit ergebener Seele ganz in Gottes Hand. Wir Menschen sind doch nicht die Herren unsers Schicksals; wir glauben einer Sache oft so gewiß zu seyn und es kommt doch so oft wieder ganz anders. Wenn wir also den Blick auf Denjenigen, der unsere Schicksale leitet, verlieren, wenn wir in den Begebenheiten dieser Erde nicht die Fügungen der höchsten Weisheit und Liebe, sondern nur bloßen Zufall sehen würden, — wie elend wären wir daran, wie wären wir so gar nichts, als ein Spielball, der von tausenderlei Begebenheiten, die nicht in unserer Macht stehen, hin- und hergeworfen wird! Vertrauen auf Gott, und, was uns dieses Vertrauens allein fähig macht, — ein reines Herz gibt uns in dieser wandelbaren Welt allein eine unwandelbare Ruhe. Vertraue also nur recht herzlich

auf Gott und seine heilige Vorsehung, bete gerne mit einem Herzen voll wahrer Empfindung, empfiehl alle Deine großen und kleinen Sorgen Gott und so wirst Du immer fröhlich und guter Dinge seyn. Er wird Alles recht machen, und wir werden am Ende nichts können, als danken und anbeten!" Am Schlusse des Briefes ist noch bemerkt: „Was Du Alles anschaffen willst, scheint mir in das Haus sehr nothwendig. Mach jetzt noch einen Ueberschlag, wie viel ihr an Geld für alles Anzuschaffende und zu Bestreitende nothwendig haben werdet und schreib' mir's dann!" Die Hochzeit kam zu Stande und Christoph Schmid reiste mit seinen drei Brüdern Martin, Alois und Sebastian nach der nun würtembergischen Stadt Gmünd, wo sich seine Schwester mit ihrem Gatten häuslich niederließ. Er wollte selbst ihre Ehe einsegnen und sich mit seinen Brüdern ihres Glückes von ganzem Herzen freuen.

Seinem Bruder Martin, der auf der Universität Dillingen mit seinem jüngern Bruder Alois die Rechtswissenschaft studirte, schrieb Christoph Schmid von Seeg aus: „Nütze nur die Zeit, die Du hast; sie kommt nicht wieder. Besonders brauche den Winter recht und arbeite, arbeite, arbeite an Deinem Verstand und Herzen, daß ein brauchbarer, edler, solider Geschäftsmann aus Dir werde." Nun citirt er eine Stelle aus Horaz und fährt fort: „Ueberdenk diese Stelle, wie sie der junge Lollius überdacht haben mochte.

Gleich einem jungen, edeln, feurigen Römer, brennend vor Begierde nach einem edeln Wirkungskreis, einmal viel zu nützen, ſey kein ſchläfriger Reichsſtädtler ohne Geiſt und Muth, keine Kothſeele vom Studententroß voll alles Leichtſinns und Kehrichts. Sey auch Deinem Bruder ein Beiſpiel des Fleißes, der Ordnung, der Pünktlichkeit in Geſchäften, ſey mild und freundlich und brüderlich gegen ihn. Einer ermuntere den Andern!"

Und an beide Brüder ſchrieb er einmal: „Ihr mußtet lange warten auf meinen Brief, liebe Jungen! Ich wollte immer Zeit abwarten, Euch ſo recht mit Muße, nach Herzensluſt und der Länge und Breite nach ſchreiben zu können. Indeß gab immer ein Geſchäft dem andern die Hand. Wirklich ſchreib' ich Euch Nachts in der zwölften Stunde, weil ich bis zwölf Uhr in der Kirche auftreten muß, wo unſer ſechszigſtündiges Gebet den Anfang nimmt und morgen und die zwei nächſtfolgenden Tage muß ich im Beichtſtuhle zubringen."

„Meine liebſten Brüder, jeder Menſch hat ſein Tagewerk und jeder Tag ſeine Plage. Es iſt nun einmal ſo in dieſer Welt. So tragt nun auch Euer Tagewerk; getragen muß es einmal ſeyn; ſo tragt's lieber mit Luſt, macht's vollkommen und recht; macht Euch eine ernſte Angelegenheit aus dem Studiren. Gebt Euch Mühe; laßt's Euch ſauer werden. Die Götter verkaufen Alles um Arbeit; vor dem Tempel

der Ruhe, Glückſeligkeit und Tugend ſtellten ſie den Schweiß hin, ſagten ſchon die blinden, alten Heiden. Tragt daher auch Eure tägliche Plage, die uns unſere Armuth auferlegt, mit Geduld. Laßt ſelbſt ſie für Euch ein Sporn zur Arbeit ſeyn! Wenn Ihr Euch nicht recht bildet, werdet Ihr's immer ſo haben, ja noch ſchlimmer bekommen.

Doch das wäre noch der ſchlechteſte Grund, bloß des Brodes halber arbeiten, wie ein Scheerenſchleifer, Pfannenflicker oder Holzhacker. Ihr müßt Euer Studium lieb gewinnen. Es muß Euch eine Luſt ſeyn, die angenehmſte Beſchäftigung, ein Mittel, Gutes zu ſtiften, Andern wohlzuthun, zum allgemeinen Beſten beizutragen.

Liebt einander, lebt in brüderlicher Eintracht, ermuntert einander zum Guten, theilt mit einander, was Ihr habt, ſeyd Brüder! Ecce quam jucundum, habitare fratres in unum. —

Fürchtet vor Allem Gott! Er iſt allein der Geber wahrer Glückſeligkeit. Kein großer Mann iſt's ohne Ihn geworden. Er demüthigt die Stolzen, Eiteln, Sein-Vergeſſenden. Er erhebt die Demüthigen, Ihm Gehorchenden, Ihm Vertrauenden aus dem Staube. Denkt früh und ſpät an Ihn, Ihm empfehlt Eure Wege, Ihn bittet täglich um ſeinen Allen, beſonders aber uns, ſo nöthigen Beiſtand!"

Mit kindlicher Liebe hing Chriſtoph Schmid an ſeiner Mutter, die als arme Wittwe in ſeiner Vater-

ſtadt Dinkelsbühl lebte. Welche Freude hatte die gute, ſchwergeprüfte Mutter, als ihr Chriſtoph Schmid von Thannhauſen aus ſein erſtes Büchlein — die Oſter-eier — überſandte, dem er noch das kleine Honorar beilegte, das er dafür bekommen hatte. Ja ſchon als Hülfspriester in Seeg ſuchte er ſeine Mutter zu unterſtützen. Das geht aus einem Briefe hervor, den er ihr zu ihrem Namensfeſte einmal von da aus ſchrieb. Er lautet:

Liebe Mutter!

Ihr Namenstag iſt allemal ein rechter Freuden-tag für mich. Ich werde an dieſem Tage Gott recht bitten, daß Er Ihnen das unausſprechlich viel Gute, das Sie an mir gethan haben, doch mit tauſendfachem Segen vergelten und mir eine ſo liebe, gute Mutter noch recht lange erhalten wolle! Ich ſchicke Ihnen da auch ein kleines Goldſtück, das ich ſchon lange auf Ihr Namensfeſt zuſammengeſpart habe. Ver-ſchmähen Sie dieß kleine Geſchenk nicht! Sie ſehen doch zum wenigſten daraus, daß ich eine größere Luſt daran habe, meiner lieben Mutter eine kleine Freude zu machen, als am Spielen, Trinken und an-dern Luſtbarkeiten der Welt.

Ich bin mit der herzlichſten, kindlichſten Liebe

Ihr

dankbarſter Sohn

Chriſtoph Schmid.

Doch ich kehre wieder zu der Schilderung des Aufenthaltes Christoph Schmid's in Thannhausen zurück. Zwischen ihm und seinen zwei Mitgeistlichen herrschte ein ungestörtes Einvernehmen. „Man hörte," schreibt seine Schülerin, „Herrn Schulinspektor nie seine eigene Meinung geltend machen. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Freundlichkeit hörte man ihn oft fragen: Nicht wahr, so wollen wir's machen? Was meinen Sie? Ward etwas beschlossen, wozu man die Hülfe des Schullehrers und Chorregenten brauchte, so wurde mein Vater gerufen. Mit der herablassendsten Güte ersuchte er ihn jederzeit um seine Mithülfe; nie, es mochte was immer für ein Dienstgeschäft seyn und wenn es auch pflichtmäßig gefordert werden konnte, verlangte er etwas im befehlenden Tone."

Den biedern Pfarrer Mayerhofer ehrte Christoph Schmid sehr hoch. Er, der stets alles Gute anerkannte, wußte die vortrefflichen Eigenschaften desselben — seinen Eifer in Verwaltung seines Hirtenamtes, seine Biederkeit und Menschenfreundlichkeit in hohem Grade zu schätzen. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihm eine Freude zu machen. Da Pfarrer Mayerhofer seinen Namenstag, den Thomastag, besonders feierte, veranstaltete Christoph Schmid ihm zu Ehren immer an diesem Tag eine kleine Festlichkeit. Als wieder einmal das Namensfest desselben herbeikam, verfertigte er mit Kaplan Singer eine Pyramide, die von Innen beleuchtet werden konnte

und auf welcher der Vorname des Pfarrers „Thomas" in glühenden Farben prangte. Auch dichtete er eine kleine Cantate, welche Singer in Musik ſetzen und mit den beſten Muſikfreunden des Ortes und jenen Kindern, die liebliche Stimmen hatten, einüben mußte. Der Schloßgärtner mußte an Laub und Blumen hergeben, was er in ſeinem Glashauſe auftreiben konnte, und ſie geſchmackvoll in ein Körbchen ordnen. Als der Vorabend des Namenstages gekommen war, führten die beiden Geiſtlichen den greiſen Pfarrer in den Saal, in dem die Feſtlichkeit ſtattfand. Schon von ferne ſtrahlte ihm ſein Name in glühender Farbenpracht entgegen. Die Muſik begann und der Chor ſang:

Auf ihr Brüder,
Frohe Lieder
Stimmet heute an!
Was wir tief im Herz empfinden,
Soll die Zunge laut verkünden:
Gottes Segen
Ströme nieder
Auf den beſten Mann!

Nun ſangen abwechſelnd je ein Knabe und ein Mädchen folgendes Duett:

Knabe: Wie des Himmels Thau und Regen
Reichlich träuft auf junges Grün:
Alſo ſtröme Heil und Segen
Auf den Lebenspfad Dir hin!

Mädchen: Wie die reinſte Silberquelle
Friedlich fließt durch friſches Grün:

O ſo ruhig ſtill und helle
Fließe Dir das Leben hin!

Knabe: Schön iſt's, wenn mit ſanftem Stabe
Treu ein Hirt die Schäflein lenkt,
Sie, daß jedes Fülle habe,
Liebend ſchützet, nährt und tränkt.

Mädchen: O ſo weid' auch Deine Heerde
Lange noch, Du guter Hirt,
Durch die Wüſte dieſer Erde
Himmelwärts von Dir geführt!

Knabe: Schön iſt's, wenn zu gold'nen Aehren
Hoch des Landmann's Saat aufſchießt,
Und ſein Aug' von ſüßen Zähren
Frommen Dankes überfließt.

Mädchen: So ſollſt Du, wenn all', — die ſtarben,
Einſtens wieder auferſteh'n,
Deiner Ausſaat reiche Garben
Freudeweinend ſammeln ſeh'n.

Der Chor wiederholte die letzte Strophe; hierauf trat ein Mädchen aus dem Kreiſe hervor und indem es mit der einen Hand auf den in glühender Farbenpracht ſtrahlenden Namen des Gefeierten deutete, in der andern das Blumenkörbchen hielt, ſang ſie mit ſanfter Stimme allein:

Beſter Thomas, o beglücke
Dieſer Farben glüh'nde Pracht
Freundlich heut mit Deinem Blicke,
Liebe hat ſie angefacht.

Sieh, in dieſen Flammenzügen
Glüht Dein Name hell und ſchön;

Mehr noch würd' er Dich vergnügen,
Könnteſt Du in's Herz uns ſeh'n!

Sieh, gefüllt mit Laub und Blüthe
Hier ein Körblein übervoll;
Voller iſt uns das Gemüthe
Noch an Wünſchen für Dein Wohl.

So in Tönen und in Bildern,
Müh'n wir uns, du lieber Mann,
Unſre Liebe Dir zu ſchildern;
Nimm, o nimm ſie gütig an!

Nachdem der Chor die letzte Strophe wiederholt hatte, beglückwünſchten die anweſenden Gäſte, Aeltern und Kinder, den überraſchten Pfarrer.

Auf eine ähnliche Weiſe ſuchte Chriſtoph Schmid den Oberamtmann Oberſt an deſſen fünfzigſten Geburtstag zu erfreuen. Einige Jahre zuvor hatte Oberſt ſeine Gattin, eine vortreffliche Frau, und ſeinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen Knaben verloren, zwei Töchter waren noch die faſt einzige Freude des Vaters. Chriſtoph Schmid dichtete auf dieſe Feier ein Lied, welches die beiden Töchter dem Vater vortragen und überreichen ſollten. Die genannte Schülerin ſchreibt hierüber: „Herr Schulinſpektor brachte meinem Vater das von ihm zu dieſer Feier gedichtete Lied. Mein Vater ſetzte es in Muſik, lehrte es die Fräulein Töchter ſingen und übte es mit ſeinen Muſikern ein. Wie war Oberamtmann Oberſt überraſcht, als die Stille auf ſeinem Wohnzimmer plötzlich eine rauſchende Muſik

unterbrach und ihn auf den Salon rief, wo er ſich von mehreren verehrten Freunden umgeben ſah. Seine ältere Tochter begann mit ihrer ſanften Stimme das von der jüngern überreichte Lied zu ſingen, in welches nach jeder Strophe ein von Inſtrumentalmuſik begleiteter Chor einfiel. Ich bin nach dem Tode der Fräulein Oberſt in den Beſitz dieſes von des Dichters eigener Hand geſchriebenen Liedes gekommen, das dem Gefeierten am 19. Februar 1806 überreicht wurde. Es lautet:

1. Froh mit Himmelsfreude
Mit dem kindlichſten Entzücken
In den dankerfüllten Blicken
Nahen wir Dir heute,
Kommen und umringen
Dich frohlockend, jubeln, ſingen
Und die Freude theilen gerne
Freunde nah und ferne.

Chor: Mit Jubel und mit' Saitenſpiel
Stimmt Alles froh mitein
In's Lied, das Dir heut voll Gefühl
Die guten Töchter weih'n.

2. Fünfzig Jahr' ſind's heute,
Daß am gold'nen Sonnenſtrahle
Deines Blicks zum erſten Male
Sich die Mutter freute,
Daß ſie froh Dich grüßte
Und mit Mutterliebe küßte,
Daß Dich an das hochentzückte
Herz der Vater drückte.

3. Jenes Feſtes Sonne,
Das Großältern dort gefeiert,
Wird den Enkeln heut erneuert
Welche hohe Wonne!
Unſre Herzen glühen,
Ach vergebens nur bemühen
Wir uns, Vater, Dir zu ſagen,
Wie ſo heiß ſie ſchlagen!

4. Ihn, der Alles lenkte,
Ihn, den großen Geber ehre
Eine fromme Dankeszähre,
Daß Er Dich uns ſchenkte!
Er hör unſer Flehen,
Dieſen Tag noch oft zu ſehen,
Er, der Dich uns hat gegeben,
Schenk Dir langes Leben!

5. Unſer ganzes Streben
Sey, Dich niemals zu betrüben,
Dich zu ehren, Dich zu lieben,
Ganz nur Dir zu leben;
Jeder neue Morgen
Seh' die neuen, ſüßen Sorgen,
Dich, o Beſter, zu erfreuen,
Blumen Dir zu ſtreuen, — —

6. Blumen, bis in jene
Schönre Welt, wo unſre theuern
Lieben heut ein Feſt auch feiern
Fern von Schmerz und Thräne,
Wo mit Himmelsfreude
Dich wir wieder ſehen werden
An der holden, ſtets verehrten
Liebſten Mutter Seite!

„Ich erinnere mich noch recht wohl," fügt die Schülerin bei, „mit welcher Rührung Oberamtmann Oberst am Schlusse dem Dichter dankte, ihn umarmte und ihm die Hände drückte, der mit bescheidnem Lächeln seine Freude zu erkennen gab, seinem Freunde ein Freudenfest bereitet zu haben."

Ueberhaupt war es ein Grundzug im Charakter Christoph Schmid's die Menschen zu erfreuen und zu beglücken.

Durch die Herausgabe der biblischen Geschichte hatte Christoph Schmid die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst auf sich gelenkt und es besuchten ihn bald manche höhergestellte Männer, theils um ihn persönlich kennen zu lernen, theils um ihm, wenn sie ihn auch bereits kannten, einen Beweis ihrer Hochachtung dadurch zu geben. So kam insbesondere Professor Sailer öfter in den Herbstferien. Er bezeichnete jedesmal in seinen Briefen an Christoph Schmid den Tag, an dem er kam, traf dann aber auch jedesmal genau ein. Christoph Schmid schrieb, sobald er Sailers Brief erhalten hatte, an Sailers Freunde und Verehrer in der Nähe, worauf sich dann immer sehr viele Geistliche und auch Laien in Thannhausen zu versammeln pflegten. Diese Versammlungen waren eine Art freier Conferenzen, in denen man sich über religiöse Gegenstände und wichtige Tagesfragen besprach. Das gegenseitige Verhältniß, das sich schon zu Dillingen zwischen Christoph Schmid und Sailer ange-

knüpft hatte, wurde allmählig in Thannhauſen zu einem innigen Freundſchaftsbund zwiſchen beiden Männern und ſie ſtanden in beſtändigem Briefwechſel. Als Sailer im Jahre 1806 Chriſtoph Schmid eine ſeiner eben herausgegebenen Schriften zugeſandt hatte, ſchrieb ihm der dankbare Schüler zurück:

Verehrungswürdiger, beſter, theuerſter Lehrer!

Sie haben mir durch Ihr freundliches Andenken an mich, durch Ihre ſo liebvolle Zuſchrift und durch das mir gütig mitgetheilte Geſchenk eine wahrhaft unbeſchreibliche Freude gemacht!

Mit der innigſten Theilnahme durchlas ich dieſe vortreffliche Schrift — und die Gründlichkeit und Klarheit des Wiſſenſchaftlichen ſowohl, als der große, hohe Sinn und der lebendige Odem der Empfindung, der darin herrſcht, ergriffen mich mächtig.

Ihr liebenswürdiges Bild ſchwebte mir ſo lebhaft vor, — es war mir, als hörte ich jedes Wort, das ich las, aus Ihrem Munde, und ich ward ganz in jene ſchönen, mir unvergeßlichen Zeiten verſetzt, da ich noch unter Ihren Schülern ſaß!

Gewiß — dieſes kraftvolle Wort zu ſeiner Zeit wird auf viele Menſchenherzen ähnliche Wirkungen hervorbringen, und viel, recht viel Gutes ſtiften.

Mein Herr Pfarrer und deſſen J. Schweſter empfehlen ſich Ihnen hochachtungsvoll.

Ich werde trachten, Sie — verehrungswürdiger Lehrer! der zuerſt Intereſſe für Wiſſenſchaft und Gefühl für das Gute in mir weckte, und ohne deſſen väterliche Vorſorge ich meine Studien nicht einmal hätte fortſetzen können — den kommenden Frühling zu ſehen, und Sie perſönlich der lebhafteſten Empfindungen der Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit zu verſichern, mit denen ich bis zum Grabe ſeyn werde

Ihr

Verehrer und dankbarer Schüler

Chr. Schmid.

Thannhauſen, den 12. Dez. 1806.

Sailer verweilte oft mehrere Tage in Thannhauſen und predigte daſelbſt einigemale. Der verſtorbene Erzbiſchof Demeter in Freiburg, welcher damals noch Kaplan in Ried bei Wallbach war, beſuchte Chriſtoph Schmid ſehr oft und beide machten es ſich zur Aufgabe, den Schulunterricht zu verbeſſern; ſie theilten ſich gegenſeitig ihre Anſichten und Plane mit und wurden die innigſten Freunde. Demeter ſchrieb in der Folge eine ſehr geſchätzte Erziehungs- und Unterrichtslehre. Auch Dombekan von Jaumann, der damals gleichfalls Kaplan in Schwendi in Würtemberg war, ſuchte Chriſtoph Schmid kennen zu lernen. „Lange," ſagt er in einem Schreiben, „hegte ich den Wunſch, den Verfaſſer der damals ſo hochgeſchätzten bibliſchen Geſchichte und ſo mancher ſchönen

Kinderſchriften kennen zu lernen. Längere Zeit wollte ſich keine Gelegenheit dazu ergeben; endlich im Jahre 1816 beſuchte ich einen Freund, den Pfarrer Anwander in Winzer bei Mindelheim, und wir begaben uns miteinander nach Thannhauſen. Unſer Empfang war in der Schule; wir freuten uns herzlich des Schauens von Angeſicht zu Angeſicht und da eben bei dem biedern Pfarrer des Fleckens ein Feſt gefeiert wurde, lud derſelbe Chriſtoph Schmid ſammt ſeinen Gäſten ein. Ein Umſtand aus dieſem Tage iſt mir noch genau erinnerlich. Es war ein ſchöner, warmer, heller Julitag; der Himmel rein blau und nirgends ein Wölkchen. Die Landleute waren auf den Feldern eben mit Einernten beſchäftigt. Wir unterhielten uns ſehr angenehm; da wurde Chriſtoph Schmid, der neben mir ſaß, auf einmal unruhig; es zuckte Alles an ihm und er ſtand mehrmals auf und blickte zum Fenſter hinaus. Ich fragte, was ihn doch ſo ſehr bewege, und zu unſer Aller Verwunderung äußerte er, es werde ein Gewitter kommen; man ſolle die Erntefuhren beeilen. Man lachte; aber ſieh! Bald erhoben ſich Wolken, und Blitz und Donner folgten.“ Dieſes Vorausfühlen der Witterung begleitete Chriſtoph Schmid, der ſehr zarte Nerven hatte, durch ſein ganzes Leben. Er äußerte in ſeinem ſpätern Alter öfter: „Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei naſſer Witterung ſchlaff ſind; doch bei beſſerer Witterung werden ſie wieder ſtraff.“

In dem nahe bei Thannhausen gelegenen Damenstifte Edelstetten hielt sich damals Pahl, Herausgeber der in jenen Tagen sehr gelesenen Zeitschrift: „National-Chronik der Deutschen," später württembergischer Prälat, als Kommissär eine Zeitlang auf, um die Edeldamen aus dem Stifte, das aufgehoben wurde, zu entlassen und zu pensioniren. Auch er kam öfter nach Thannhausen, um Christoph Schmid zu besuchen, und dieser kam hinwiederum nach Edelstetten. Pfarrer Mayerhofer schüttelte darüber den Kopf und sagte zu dem Oberamtmanne Oberst: „Unser Herr Schulinspektor hat doch allerlei Bekanntschaften. Denken Sie nur, gegenwärtig kommt er sogar mit einem Herrn zusammen, der für's Erste Kommissär bei Aufhebung eines Damenstiftes, für's Zweite ein lutherischer Pastor ist und endlich vollends gar „Baal" heißt. Pahl war übrigens als Kommissär sehr human und die Stiftsdamen sprachen mit Anerkennung über die milde Art und Weise, mit der er sie behandelte und die Aufhebung vollzog. Pahl war überhaupt ein gerechter, offener und gerader Mann, der sich nicht scheute, auch auf die Gefahr hin, anzustoßen, ein freies Wort zu sprechen.

Ein gewöhnlicher Gast bei Christoph Schmid war während der Herbstferien sein ehemaliger Studiengenosse Professor Salat. Dieser war ein leidenschaftlicher Disputator. Die damals sehr beliebte und gepriesene kantische Philosophie war vielfach der Gegen-

ſtand ihrer Unterhaltung. Als ſie eines Abends in Geſellſchaft des Pfarrers darauf zu ſprechen kamen, legte Chriſtoph Schmid ſehr klar die Grundſätze dieſes Syſtems auseinander. Der Pfarrer, welcher lange und aufmerkſam zugehört hatte, ſagte am Ende: „Ich habe ſchon viel von dieſer Philoſophie und dem „Ding an Sich" gehört, kam aber nie recht in's Klare, was es denn eigentlich für eine Bewandtniß damit habe; auch aus den Erklärungen des Herrn Profeſſors kam ich nicht, ſie machten mich nur noch verwirrter; der Herr Schulinſpektor kann es klar machen. Ich habe bisher immer geglaubt," ſagte er dann, ſich an Chriſtoph Schmid wendend, „Sie könnten nur Schule halten und Erzählungen für Kinder ſchreiben; nun ſehe ich, daß Sie auch Philoſophie verſtehen. Warum ſagen Sie denn aber nichts davon?" Chriſtoph Schmid war gerne ſtille und demüthig. Das beweist auch folgende Anekdote. Einmal kamen Chriſtoph Schmid und Salat mit einander nach dem damals noch beſtehenden Kloſter Neresheim. Ein Pater führte ſie im Kloſter und in der Kirche umher, in der ſie beſonders die herrlichen Gemälde von Knoller bewunderten. Am andern Morgen begaben ſie ſich in die Sakriſtei, um die heilige Meſſe zu leſen. Profeſſor Salat war ein großer, ſtattlicher Mann und trat ganz majeſtätiſch auf. Die kleine Statur und das jugendliche Ausſehen Chriſtoph Schmid's ſtachen ſehr auffallend dagegen ab; er ging ganz beſcheiden hinter

Salat her. Der Meßner legte Salat die prieſterliche Kleidung mit großer Dienſtfertigkeit an und als er damit fertig war, ſagte er zu Chriſtoph Schmid, indem er ihm das Meßbuch reichte: „Nun Er, Kleiner, wird wohl miniſtriren können?“ Der Meßner kam in eine nicht geringe Verlegenheit, als Profeſſor Salat, ſeinen Irrthum berichtigend, ernſt ſagte: „Dieſer Hochwürdige Herr liest auch Meſſe.“ Allein Chriſtoph Schmid nahm, da erſt ein Miniſtrant herbeigeholt werden mußte, lächelnd das Meßbuch und diente demüthig dem großen Salat am Altare.

In der Nähe Thannhauſens befand ſich damals ein engliſcher Garten. Der Gründer desſelben war ein Kloſtergeiſtlicher des ehemaligen Reichsſtiftes Ursberg, Namens Ludwig Albrecht, während der Regierung Herzogs Karl von Würtemberg Hofprediger zu Stuttgart und ſpäter Stadtpfarrer zu St. Ulrich in Augsburg, ein ſehr gebildeter Mann und vortrefflicher Prediger. Graf Stadion hatte das Grundſtück zu Anlegung des Gartens abgetreten und man konnte ihn mit Recht eine Zierde des Mindelthals nennen. Kunſt und Natur boten ſich hier ſchweſterlich die Hand. Reinlich bekieste, vielfach verſchlungene Wege führten jetzt über grüne Wieſen hin, jetzt auf ſanfte, von dunkeln Tannen oder lichten Buchen beſchattete Hügel, jetzt an Gemüſe- und

Blumenbeeten vorüber, dann wieder durch lange, ſchattige Laubgänge hindurch. In dem Garten befand ſich unter Anderm eine kleine Maierei und eine einſame zwiſchen Obſtbäumen und Weinſtöcken verborgene Klauſe, ſammt einem Kirchlein. Es waren mehrere Unterhaltungsplätze darin und von Zeit zu Zeit konnte man ſich auf bequeme Ruhebänke niederlaſſen. Ein kleiner rieſelnder Bach bewäſſerte den Garten und mehrere prächtige Eichen beſchatteten ihn. An den einſamſt gelegenen Plätzchen ſah man auch ſinnvolle Denkmale, theuern Verſtorbenen gewidmet. Das eine dieſer Todesdenkmale war der Gattin des Oberamtmannes Oberſt, das andere ihrem Söhnchen, auf Veranlaſſung Chriſtoph Schmid's, errichtet worden. Im tiefen Dunkel, von Trauerweiden beſchattet, erinnerten ſie mitten in dieſem reizenden Garten an den Ernſt des Lebens, an Tod und Unſterblichkeit.

Von einem der höchſtgelegenen Hügel des Gartens aus hatte man eine herrliche Fernſicht in das ſchöne Mindelthal. Man erblickte von da die Stadt Mindelheim, die ehemalige alte Reichsabtei Ursberg, das gräflich Fugger'ſche Schloß Kirchheim und viele freundliche Dörfer mit ihren Kirchthürmen. Ganz im Hintergrunde erhoben ſich die grünen Berge des Allgäu's und hinter dieſen die beſchneiten Gipfel der Tyroleralpen. In dieſem wahrhaft engliſchen Garten brachte Chriſtoph Schmid gerne ſeine freien Stunden zu, entweder allein durch die ſchattigen Laubgänge wan-

delnd oder an der Seite liebender Freunde, die ſich hier öfter zur ſchönen Jahreszeit verſammelten und kleine Familien- und Muſikfeſte veranſtalteten. Auch die Schulkinder führte Chriſtoph Schmid öfter in dieſen ſchönen Garten und die Sonntagsſchüler durften ihn allein beſuchen. Eines Sonntags Nachmittags, da er eben wieder darin luſtwandelte und vor einer dicht beſchatteten Laube vorbeikam, hörte er in derſelben laut leſen. Er ſchlich ſich in die nächſte Nähe der Laube, und bemerkte, daß mehrere Sonntagsſchülerinnen hier bei einander ſaßen und eine derſelben aus einem Büchlein vorlas und daß einige Mädchen während des Vorleſens ſogar Thränen vergoßen. Um ſich zu überzeugen, was den Gegenſtand ihrer geſelligen Unterhaltung bilde, trat er zur großen Ueberraſchung der kleinen Geſellſchaft, die ihn nicht bemerkt hatte, in die Laube und fragte nach dem Inhalte des Buches. Es wurde ihm geboten. Es enthielt die Geſchichte der Landgräfin Genovefa, wie ſie damals gar häufig in den Marktbuden auf dem Lande verkauft wurde. Der freundliche Lehrer bat ſich das Büchlein einige Zeit lang aus, arbeitete die Geſchichte auf eine für Kinder paſſende Weiſe um, und es währte nicht ſehr lange, ſo brachte er die von ihm neu bearbeitete, liebliche Erzählung mit in die Sonntagsſchule, und las ſie vor.

Chriſtoph Schmid trug als Naturfreund ſelbſt Vieles zur Verſchönerung dieſes Parkes, der leider

längſt der Axt und der Pflugſchar hat weichen müſſen, bei. Er verfaßte auch eine kleine Idylle, in der er die einzelnen Schönheiten desſelben in ſinniger Weiſe ſchildert. Sie erſchien im Jahre 1840 zu Augsburg in der J. Wolff'ſchen Buchhandlung unter dem Titel: „Der Fremde in dem engliſchen Garten zu Thannhauſen an der Mindel.“ Freunde der Poeſie werden, wenn ſie dieſe Idylle leſen, dem ſchönen Dichtertalent des Verfaſſers der Oſtereier auch neben ſeiner kindlichen Muſe ihre Anerkennung zollen müſſen. Der Dichter ſagt am Schluſſe derſelben:

Blühe, o Garten denn fort, ein Denkmal reinen Gefühles,
Wenn uns die Erde bedeckt, auch noch dem Folgegeſchlecht!
Seyd mir noch alle gegrüßt, ihr edeln, fühlenden Seelen,
Deren Sinn für Natur dieſe Gefilde verſchönt!
Glücklich, wer ſo am Buſen der reichen, liebenden Mutter
Seiner Sorgen vergißt, ſich von Geſchäften erholt,
Rings in der Schönheit der Welt den Tempel der Gottheit erblicket,
Und am Grabmal des Freund's ſchönerer Welten ſich freut!

---

2. Chriſtoph Schmid verläßt Thannhauſen und wird Pfarrer in Oberſtadion in Württemberg.

Beinahe zwanzig Jahre hatte Chriſtoph Schmid auf dieſe und andere Weiſe ſegensreich in Thannhauſen gelebt und gewirkt. Er hatte während dieſer Zeit einen Ruf als Profeſſor der Pädagogik und Aeſthetik

an das neuerrichtete Lyceum in Dillingen erhalten. Allein einestheils wegen seiner damals sehr angegriffenen Gesundheit, anderntheils, weil er überzeugt war, daß er als Jugendschriftsteller seinem Vaterlande am meisten in seiner gegenwärtigen Stellung nützen könne, konnte er sich nicht entschließen, dieser Einladung zu folgen. Nun aber wurden die Pfarrstellen und Benefizien in Bayern sehr hoch besteuert; auch Christoph Schmid hatte von seinem kleinen, bisher steuerfreien Frühmeßbenefizium eine ganz unverhältnißmäßige Steuer zu bezahlen. Seine Schriftstellerei gewährte ihm wohl einigen Nebenverdienst, reichte aber doch nicht hin, den jährlichen Ausfall zu decken, da er noch eine arme Mutter und mehrere unversorgte Geschwister zu unterstützen hatte. Er sah sich daher genöthigt, seine Stelle zu Thannhausen aufzugeben und eine andere, einträglichere zu suchen. Er meldete sich mehrmals um eine Pfarrstelle, zuletzt um eine wenig bedeutende Dorfpfarrei, wurde aber allemal abgewiesen. Dieß erregte Aufsehen. Es war bekannt, daß Christoph Schmid die biblische Geschichte für die Schulen Bayerns verfaßt und seine Distriktsschule zu einer Musterschule erhoben hatte. Man vermuthete geheime Ursachen. Allein die einzige Ursache war ein unrichtiger Zeitungsartikel. Es kam so: Der damalige neue Schulplan des Oberkirchenrathes Wismayer war öffentlich bekannt gemacht worden und wurde von Vielen, besonders von Norddeutschen ver-

werflich gefunden. Der berühmte Philolog Voß, der nach Bayern berufen worden war, hatte dieſen Ruf abgelehnt, weil er nach dieſem Studienplane unmöglich leſen könne. Chriſtoph Schmid hatte ein Dekret als Profeſſor der Pädagogik und Aeſthetik in Dillingen erhalten, nahm aber aus den bereits genannten Gründen die Stelle nicht an. Da wurde aber in den Zeitungen bekannt gemacht, Chriſtoph Schmid habe nicht wegen ſeiner Geſundheit, ſondern weil der neue Studienplan ihm nicht zuſage, die Profeſſur nicht annehmen wollen. Dieſe Bekanntmachung ſtieß den Oberkirchenrath Wismayer, zumal in ſeiner damaligen Bedrängniß, ſehr vor den Kopf. Er war bisher Chriſtoph Schmid geneigt, ſonſt hätte er ihn nicht wiederholt eingeladen, die Profeſſorsſtelle anzutreten. Von nun an wurde er ihm abgeneigt, und unter den damaligen Verhältniſſen war in Bayern kein Aufkommen mehr für Chriſtoph Schmid.

Während er nun eines Abends nachſinnend über ſeine Lage zu Hauſe ſaß, brachte der Ortsbote einen Brief. Dieſer war von Herrn von Jaumann, der damals Dompfarrer in Rottenburg, in Württemberg, war. Er ſchrieb ihm, daß der bisherige Pfarrer in Oberſtadion in Württemberg geſtorben ſey und ermunterte ihn, den Grafen von Stadion, der dieſe einträgliche Stelle zu vergeben habe, um Verleihung derſelben zu bitten. Er verſicherte Chriſtoph Schmid, man werde ihn in Württemberg mit Freuden auf-

nehmen. Christoph Schmid, dessen Bruder Martin in Oberstadion als gräflicher Rentamtmann angestellt war, erkannte hierin einen Wink der Vorsehung. Er schrieb an Dompfarrer Jaumann zurück, daß er geneigt sey, um diese Stelle anzusuchen, nur sey ihm ein Umstand dabei sehr unangenehm, nämlich, sich vorher nach den Landesgesetzen Württembergs einer Prüfung, dem sogenannten Pfarrconcurse, unterziehen zu müssen. Dompfarrer Jaumann schrieb sogleich an Kirchenrath Werkmeister in Stuttgart, welcher umgehend die Versicherung gab, daß von Christoph Schmid eine Prüfung nicht gefordert würde. Nach längerm Schwanken und Zögern reichte nun Christoph Schmid eine Bittschrift an den Grafen von Stadion, der sich damals auf seinen Gütern in Böhmen befand, ein. Es lagen über zwanzig Gesuche um die Pfarrstelle Stadion vor; das Bittschreiben Christoph Schmid's war das letzte, welches einlief und nur in Briefform abgefaßt. Sobald Graf Stadion dasselbe gelesen, öffnete er die übrigen nicht mehr, sondern übersandte Christoph Schmid unterm 5. Oktober 1815 die Präsentation auf die Pfarrei Stadion; Christoph Schmid reichte nun sein Gesuch um Entlassung aus Bayern ein und erhielt sie; am 5. Januar 1816 wurde er von dem Könige von Württemberg auf die Pfarrei Oberstadion bestätigt.

„Wie ein elektrischer Schlag," schreibt die oft genannte Schülerin, „wirkte die Nachricht durch ganz Thannhausen, der allgeliebte und allgemein verehrte

Lehrer und Freund der Jugend, der geiſtliche und leibliche Wohlthäter der Gemeinde, werde dieſelbe nun nach beinahe zwanzigjährigem, ſegensvollem Wirken verlaſſen. Trauernd unterredete man ſich in allen Kreiſen, ob es keine Möglichkeit mehr wäre, durch Bitten und Verſprechen den Hochverehrten in unſerer Mitte zu erhalten. Die Vortheile der Beförderung waren jedoch zu überwiegend und noch manche andere Verhältniſſe erheiſchten es, dieſem Rufe zu folgen."

Auch Chriſtoph Schmid trennte ſich ungern von Thannhauſen und dem Kreiſe ſeiner Wirkſamkeit, der ihm lieb geworden war. Nun, da er die Saat, die er mit unermüdlichem Fleiße ausgeſtreut hatte, aufgegangen ſah, ſollte er ſie verlaſſen, um anderwärts ein vielleicht undankbares Feld zu bebauen. Das ſchmerzte ihn. Er trug indeſſen, ſo viel er vermochte, noch Sorge dafür, daß das von ihm begonnene Werk der Bildung und Erziehung der Jugend in ſeinem Geiſte fortgeführt werde. Er ſchrieb vor ſeinem Abgange an den ihm vorgeſetzten Kreisſchulrath Müller in München: „Bevor ich Thannhauſen verlaſſe, biete ich Ihnen noch einmal die Hand und danke Ihnen aus vollem Herzen für all die unbeſchreibliche Güte, die Sie als Vorſtand und Freund für mich hatten. Ich bin zu gerührt, Vieles zu ſprechen. Mein Troſt iſt, daß Ihre Liebe und Achtung mich begleitet. Daß mir, indem ich Thannhauſen verlaſſe, dieſe Schule vorzüglich am Herzen liege und ich die=

ſelbe gerne in gutem Stande erhalten wüßte, können Sie ſich leicht denken. Ich empfehle ſie daher Ihrer beſondern Aufmerkſamkeit und bitte Sie, auf Ihrer nächſten Reiſe an Thannhauſen nicht vorbeizugehen. Ich weiß es aus Erfahrung, daß ein Beſuch von Ihnen den Eifer der Lehrer und Schüler immer neu belebt."

„Ueberdieß muß ich Ihnen noch einen beſondern Wunſch vortragen. Sowohl Herr Pfarrer und ich, als auch die ganze Gemeinde Thannhauſens wünſcht, daß mein Herr Mitkaplan Singer in meine Stelle eintreten könnte. Da Herr Singer ein Freund und Kenner des Schulweſens iſt und vorzügliche Talente zum Unterricht hat, ſo könnte er die Aufſicht über die hieſige Schule am beſten fortführen. Käme hingegen, wie es bei dergleichen Benefizien zu geſchehen pflegt, ein alter, ausgedienter Mann hin, ſo würde es, da der Herr Pfarrer bereits altert und Herr Kaplan dann mit der Seelſorge einer Pfarrei von 1600 Seelen genug zu thun hätte, um die Schule ſo gut als geſchehen ſeyn. Ich bitte Sie daher herzlichſt, laſſen Sie ſich doch die Kinder empfohlen ſeyn und tragen Sie Alles bei, was Sie nur immer können, meinen Wunſch zu erfüllen."

An die Pfarrer ſeines Schuldiſtrikts, die zugleich Lokalſchulinſpektoren waren, und an die Schullehrer, richtete Chriſtoph Schmid folgendes Abſchiedsſchreiben:

Hochwürdige, Hochzuverehrende Herren Schulinſpektoren!
Wertheſte Herren Lehrer!

Indem der unterzeichnete Diſtriktsſchulinſpektor ſeine Stelle verläßt,

dankt er mit gerührtem Herzen den Herren Lokal-Schulinſpektoren für die vielen Beweiſe von Achtung und Zutrauen, womit Sie ihn beehrten, bezeugt den Herren Schullehrern ſeine Zufriedenheit für die Bereitwilligkeit und den redlichen Eifer, womit ſie ihre Schulen zu vervollkommnen ſuchten,

empfiehlt die Kinder, in deren Mitte er bei den öffentlichen Prüfungen die vergnügteſten Stunden genoß, der treuen Obſorge der Herren Schulinſpektoren und Lehrer, woran ſie es eingedenk der Worte des göttlichen Kinderfreundes: „Was Ihr einem aus dieſen Mindeſten thut, habt Ihr Mir gethan", nie werden fehlen laſſen, und ſagt den Herren Inſpektoren, Schullehrern und auch den Kindern das herzlichſte Lebewohl. Er ſchließt mit der Verſicherung, daß er auch in der Ferne Sie im Herzen tragen und ſtets mit Achtung und Liebe Ihrer gedenken werde. Gott der Allmächtige und Jeſus Chriſtus unſer Herr und Heiland ſegne Sie Alle!

Thannhauſen, den 3. März 1816.

Den Schulen ſeines Diſtrikts ſchenkte Chriſtoph Schmid als Andenken mehrere hundert Exemplare

ſeiner bibliſchen Geſchichte, den Lehrern einzelne pädagogiſche Schriften.

Von der Gemeinde Thannhauſen nahm er, als er ſeine letzte Predigt hielt, perſönlich Abſchied. Aus dieſer einfachen, herzlichen Rede mögen einzelne Stellen hier ſtehen. Man kann auch daraus entnehmen, in welch innigem Verhältniſſe Chriſtoph Schmid mit dieſer Gemeinde geſtanden iſt. Er ſagte im Eingange: „Es ſind nahezu zwanzig Jahre, ſeitdem ich zum erſtenmale dieſe heilige Stätte betrat; es war am heiligen Chriſttage 1796. Ich begrüßte Euch mit dem freundlichen Gruße: Ich verkünde Euch eine große Freude ꝛc. ꝛc. Ach, wie Vieles erlebten wir ſeit jener Zeit mit einander! Wie Viele, die damals noch meinen Gruß vernommen, ſind nicht mehr! Ja wir ſind nur Pilger auf dieſer Erde, wir haben keine bleibende Stätte; Alles iſt vergänglich. Was können wir anders thun als aufblicken zu Dem, der allein unvergänglich iſt und ganz auf Ihn vertrauen!“ Hierauf legte er ſeinen Zuhörern die Befolgung der drei chriſtlichen Haupttugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe an das Herz und wendet ſich alsdann an die einzelnen Stände. „Euch, Ihr lieben Kinder“, fuhr er fort, „empfehle ich dem göttlichen Kinderfreunde, Jeſus Chriſtus. Er hat ſeine größte Freude an den Kindern. Er hat Euch herzlich gerne. O bleibt bei Ihm und ſeyd Ihm alle Zeit treu! Seyd auch Euern Aeltern recht gehorſam und ehret ſie. Lernet

fleißig in der Schule und befolget die Lehre, die Ihr bisher von mir empfangen habt und die Ihr noch empfangen werdet. Bewahret Eure Herzen rein von allem Böſen, bewahret Eure Unſchuld; ſie iſt Euer köſtlichſtes Kleinod. Jeſus Chriſtus, der göttliche Kinderfreund, wird ſie Euch bewahren helfen; o bleibet und werdet recht fromm und gut, damit einſt Eure Aeltern und alle guten Menſchen Freude an Euch erleben!"

Und ihr Jünglinge und Jungfrauen! Wie könnte ich Euch heute noch Alles wiederholen, was ich Euch ſo oft geſagt habe! Nur kurz will ich meine Ermahnungen und Wünſche in dieſe Worte zuſammenfaſſen: Ihr ſeyd es, die ich von Eurer zarteſten Jugend an unterrichtet habe. Ihr wißt es gewiß noch, wie ich Euch, ſo gut ich es vermochte, Eurem göttlichen Kinderfreunde zuführte. Denkt heute zurück an Eure erſte heilige Kommunion! Wie rührten mich damals Eure Thränen; ſie ſagten mir, wie voll Andacht und Liebe gegen Gott Eure Herzen waren. Erneuert dieſe Empfindungen wieder! Ihr ſeyd jetzt in der Blüthe der Jahre, aber auch in dem Alter, in dem die Verſuchungen zum Böſen am heftigſten und gefährlichſten ſind. Ihr lebet in einer Zeit, in der Unzucht, Wohlluſt und Schandthaten aller Art überhand genommen haben. O laſſet Euch nicht hinreißen von den Reizen der Sünde, hütet Euch vor Verführung! Es ſind viele unter Euch, beſonders

unter den Jungfrauen, welche noch rein und unſchuldig ſind. O bleibet treu Eurem Heilande, werdet täglich noch beſſer, bewahret Eure Herzen rein und unbefleckt! Sprechet zu der unreinen Begierde: du biſt zu ſchlecht für mich; ich kenne etwas Beſſeres: Unſchuld, Reinigkeit und Herzensruhe. Sie ſeyen mein Erbtheil, meine Zierde! Seyd und bleibet gut, dann ſeyd und bleibet Ihr auch glücklich! Bittet täglich um die Gabe der Beharrlichkeit im Guten und betet auch für diejenigen, welche auf Irrwegen ſind, daß der liebe Gott ſie auch auf den rechten Weg führen möge. Viele ſind unter Euch, die ich unterrichtete. Möge keines verloren gehen! Noch einmal, bewahret meine Lehren, werdet recht gut, dann ſeyd Ihr die Freude der Engel, die Freude Eurer Aeltern und aller guten Menſchen!

Chriſtliche Aeltern! Was ich Euch ſchon ſo oft geſagt habe, ſage ich Euch heute zum letztenmale. Erziehet Eure Kinder chriſtlich und in der Furcht Gottes; gebet Acht auf ſie und ſorget, daß ſie nicht verführt werden; laßt ſie nicht überall herumlaufen, damit ſie nicht in böſe Geſellſchaften gerathen. Schicket ſie fleißig in die Schule und in den chriſtlichen Unterricht, aber denket ja nicht, daß es hiemit ſchon gut ſey. Wir Lehrer können ſie nur unterrichten und ermahnen. Ihr aber müßt ſie erziehen; müßt einen guten, feſten Grund in Ihre Herzen legen, dann kann man erſt gute Menſchen aus ihnen machen; ja

Eure Kinder empfehle ich Euch ganz beſonders an, ſie ſind Euer größter Schatz, den Euch der liebe Gott anvertraut hat. Bewahret ſie für Gott und gehet ihnen vor Allem mit gutem Beiſpiel voran; lebet in Liebe und Eintracht mit einander und da, wo bisher Unfriede herrſchte, da kehre der Friede ein! Seyd eingedenk der Treue, die Ihr einander am Altare vor Gottes Angeſicht verſprochen habt; reicht einander die Hände und gelobet einander auf's Neue Liebe, Frieden und Treue! Nur dann kann Gottes Segen auf Euch und Euren Kindern ruhen.

Ihr Dienſtboten ſeyd gehorſam Euren Herrſchaften; ſeyd treu und redlich, entwendet nicht das Geringſte; vertragt Euch wie Kinder des Hauſes!

Ihr Herrſchaften ſeyd nie rauh und hart gegen Eure Dienſtboten! Denkt, daß ſie ſich viel plagen müſſen; behandelt ſie ſanft und gutmüthig. Sorgt nicht bloß für Ihr zeitliches Wohl, für Koſt und Lohn, ſondern auch für Ihr ewiges Seelenheil; haltet ſie wie Eure eigenen Kinder!

Und Ihr Greiſe, deren Angeſicht ich wohl nicht mehr ſehen werde, Euch rufe ich zu: Wenn Ihr vielleicht den ſchönſten Theil Eures Lebens der Welt und nicht Gott gewidmet habt, ſo zaudert nicht länger, fanget heute noch an und weihet Euch ganz Gott, damit Ihr, wie Simeon einſt ſagen könnet: „„Nun, o Herr, entläßeſt Du Deinen Diener im Frieden!““

Vergeſſet Ihr Alle, meine Zuhörer, nicht, was ich heute, das letztemal, zu Euch geſprochen habe!

Allen, die mir Gutes erwieſen haben, danke ich hier öffentlich, beſonders danke ich Euch für die Aufmerkſamkeit, mit der Ihr mir zugehört habt, für die Beweiſe der Liebe, welche Ihr beſonders in der letzten Zeit meines Hierſeins mir gegeben habt. Gott wird Euch Alles vergelten! Wie ſehr fühle und wünſche ich, daß ich noch viel mehr Gutes hätte thun können, allein es iſt Euch bekannt, daß ich noch viele auswärtige Schulen zu beaufſichtigen hatte und deshalb meine Kräfte Euch nicht ungetheilt widmen konnte. Wenn ich alſo wegen auswärtiger Geſchäfte das Eine und Andere verſäumt haben ſollte, ſo habt Nachſicht mit mir. Ich werde auch noch aus der Ferne auf Euch zu wirken ſuchen und die Bücher, welche ich geſchrieben habe, werden auch noch Euren Kindern zukommen. Es ſind auch Viele unter Euch, die mir Ihr ganzes Zutrauen ſchenkten, deren Gewiſſensfreund ich war; der liebe Gott wird für ſie ſorgen.

Sollte ich eines unter Euch ohne mein Wiſſen und gegen meinen Willen beleidigt haben, ſo bitte ich hier öffentlich um Verzeihung. Denen, die mich beleidigt haben, habe ich ſchon längſt verziehen. Mein Herz kennt keinen Groll. Wir wollen in Liebe und Friede von einander ſcheiden. Gedenket auch meiner und betet für mich, wie ich für Euch bete. O wie wird es mich freuen, wenn ich in der Ferne von

Euch höre, daß Ihr noch fromm und gut seyd; und wie traurig würde es für mich seyn, wenn ich hören müßte, daß die vielen Ermahnungen Eurer Seelsorger fruchtlos seyen, daß Ihr in Sünde verfallen seyd! Gott wolle das verhüten!

Und nun lebet wohl und empfanget zum letzten Mal noch meinen priesterlichen Segen!

Segne, o Gott, die Kinder und bewahre Ihre Unschuld,

segne alle Jünglinge und Jungfrauen, daß sie rein und keusch leben,

segne die Aeltern, daß sie ihre Kinder christlich erziehen,

segne die Greise, daß sie einst getrost sterben,

segne die ganze Gemeinde,

segne ihren treuen Seelenhirten und seinen würdigen Mitarbeiter,

segne die weltliche Obrigkeit,

segne den König, den Grafen, ganz Bayern, mein bisheriges, so geliebtes Vaterland, segne ganz Deutschland! Gott erbarme sich Eurer und verzeihe Euch Eure Sünden! Es segne Euch der allmächtige, allbarmherzige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Amen.

Am folgenden Tage reiste Christoph Schmid ab. „Als der Reisewagen", schreibt seine Schülerin, „bereit stand, versammelte sich die ganze männliche Jugend Thannhausens, was Pferde auftreiben konnte.

Zwei Kutſchen, worin die geiſtlichen und weltlichen Beamten ſaßen, warteten auf den Scheidenden, um ihn mit den reitenden Jünglingen zwei Stunden weit bis Krumbach begleiten zu können. Sein letzter Gang war in die Schule, wo er meinem Vater und den Schulkindern noch einmal das letzte Lebewohl ſagte. Dann ſtieg er ein. Nun ſchrien und weinten alle Kinder zuſammen und baten meinen Vater, ſie zu entlaſſen. Der ganze große Platz vor der Wohnung Chriſtoph Schmid's wimmelte von Kindern und Erwachſenen. Die Kinder und viele viele Erwachſene weinten, ja ſchluchzten laut und liefen noch weit hinaus auf die Straße dem Zuge nach, bis Wagen und Reiter aus ihren Augen verſchwanden."

---

3. Chriſtoph Schmid als Pfarrer in Oberſtadion.

Im Frühlinge 1816 kam Chriſtoph Schmid in Oberſtadion an. Es iſt dieſes ein großes Pfarrdorf in Oberſchwaben, drei Stunden von der Stadt Biberach entfernt. Der Graf von Stadion beſitzt hier ein anſehnliches Schloß, von deſſen Fenſtern aus man weithin das ſchöne, fruchtbare Donauthal und viele Ortſchaften überſehen kann. Im Hintergrunde erhebt ſich die ſchwäbiſche Alp. Dieſes Schloß iſt das Stammſchloß des alten und in der deutſchen Ge-

ſchichte berühmten Geſchlechtes der Grafen von Stadion, ehemals Stadegun genannt.

Der erſte Gang Chriſtoph Schmid's nach ſeiner Ankunft in Oberſtadion war in die Kirche, um hier den Segen des Himmels auf ſich und ſeine Gemeinde herabzuflehen. Er freute ſich, ein würdiges Gotteshaus zu finden; denn die Kirche iſt groß und im altdeutſchen Style erbaut, auch beſitzt ſie mehrere werthvolle altdeutſche Gemälde; desgleichen Büſten und Standbilder aus der Blüthe der Holzſchneidekunſt, und einen Flügelaltar von Jörg Stocker aus Ulm (1547).

Den Pfarrhof traf Chriſtoph Schmid ſehr verwahrlost an. Seine beiden Vorfahrer, welchen als Zehentherren die Baupflicht oblag, hatten wenig, faſt gar nichts für die Unterhaltung des großen Pfarrhauſes gethan. Chriſtoph Schmid mußte daher ſogleich Zimmerleute und Maurer kommen laſſen, um das Gebäude wohnlicher zu machen. Damit er ſeiner Muße ungeſtörter leben könne, ließ er ſich auf dem geräumigen Boden des Hauſes ein kleines, gegen Morgen gelegenes Studirzimmer herrichten. Hier ſchrieb er in freien Stunden mehrere ſeiner Erzählungen. Anfangs blieb ihm jedoch nur wenig Zeit zu literariſchen Arbeiten übrig. Es war außer ihm nur noch ein Geiſtlicher als Kaplan in Oberſtadion angeſtellt; die Pfarrei zählte über 1300 Seelen und hat mehrere entlegene, zum Theil ſehr große Filiale. Ueberdieß mußte Chriſtoph Schmid die neuen Ver-

hältniſſe, die ihm fremden Verordnungen in Würtemberg erſt kennen lernen. Er trat ſein neues Amt als Pfarrer mit Muth und Freude an. In der erſten Predigt, die er hielt, ſagte er zu ſeinen Pfarrkindern: „Es iſt eine große Freude für mich, daß ich Euch, durch eine Fügung der göttlichen Vorſehung hierher verſetzt, das Erſtemal als Euer Pfarrer das Wort Gottes verkünden kann. Zwar komme ich ganz fremd aus einem andern Lande, aus Bayern, hierher zu Euch, und ihr Alle habt mein Angeſicht vor wenigen Tagen das erſtemal geſehen. Allein wir ſind einander doch nicht fremd. Wir haben Einen Vater im Himmel, ſind durch das Blut Eines Erlöſers losgekauft, durch Einen heiligen Geiſt geheiligt, leben im Schooße der Einen katholiſchen Kirche, ſind zu Einem ewigen Leben beſtimmt. Ja wir gehen von nun an einander ſehr nahe an. Nicht umſonſt heißt Ihr meine Pfarrkinder. Ein Pfarrer ſoll nach Gottes und Jeſu Willen der väterliche Freund ſeiner Gemeinde, die Pfarrangehörigen ſollen wie Kinder gegen ihn geſinnt ſeyn. Euer Pfarrer iſt dazu verordnet, Euch auf der Reiſe dieſes Lebens den rechten Weg zum Himmel zu zeigen.“ Hierauf ermahnte er ſeine Pfarrkinder, fleißig das Wort Gottes, das er ihnen im Auftrage des Biſchofes verkünde, anzuhören. Dieſer Mahnung bedurfte es indeſſen nicht. Die liebevolle Freundlichkeit, welche Chriſtoph Schmid wie angeboren war, hatte ihm ſo-

gleich aller Herzen gewonnen. Freudig eilten die Pfarrangehörigen an Sonn- und Feiertagen herbei, um das Wort Gottes aus ſeinem Munde zu vernehmen. Chriſtoph Schmid bereitete ſich immer ſehr fleißig auf die Predigten, die er hielt, vor. Er ſchrieb die meiſten wörtlich nieder und trug ſie bei ſeinem trefflichen Gedächtniſſe eben ſo vor. Unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften finden ſich eine Menge Kanzelvorträge aus dieſer Zeit. Sie ſind im Geiſte des heiligen Johannes gehalten. Der Grundton darin iſt die Liebe. Er läßt ſich in dieſen Reden ganz zu dem Volke herab. So führt er z. B. in einer dieſer Reden, in der er von der Güte Gottes gegen die Menſchen ſprach, ſeine ländlichen Zuhörer gleichſam an der Hand in ihrem eigenen Hauſe umher. „Siehe", heißt es darin, „Dein Gott hat Dir Gaben beſcheert in Deinem Stadel, denn Dein Gott iſt es, der ihn mit reichem Segen voll gefüllt hat; in Deinem Stalle, denn Gott iſt es, Der auch dem Vieh Gedeihen geben und es vor Seuchen und Unglück bewahren muß. Die Beweiſe der Vaterliebe Gottes haſt Du täglich in Händen; denn die ſchweren Getreidegarben, die ſo oft durch Deine Hände gehen, ſind Seine Gaben; das Heu, das ſo oft Deine Arme füllt, ſiehe es iſt Seine Gabe; der Flachs, mit dem Du ſo viel umgehſt, der Faden, der beim Spinnen durch Deine Finger geht, iſt Seine Gabe; das Holz, das Deine Speiſe kocht und Deine Stube im Winter warm macht, iſt Seine Gabe. Sonne,

Mond und Sterne, Wolken, Thau und Regen, der Himmel über Dir, die Erde unter Dir predigen Dir als so viele Zeugen Gottes Vaterliebe. Ja selbst Dein Auge, mit dem Du alle diese Wunder Seiner Güte ansiehst, und die Hand, mit der Du Seine Gaben empfängst, sind Gaben Seiner Liebe.“ Christoph Schmid liebte es, wie schon weiter oben bemerkt, Locales in seine Reden einzuziehen. Er sprach z. B. einmal an einem Kirchweihfeste von der Gründung der Pfarrei und der Kirche, wobei er auf die in der Kirche befindlichen Grabsteine der edeln Ritter hinwies, welche die Kirche erbaut und dotirt hatten und die Zuhörer zum Gebete für sie aufforderte; an einem Bruderschaftsfeste erklärte er die Entstehung und Einführung der Bruderschaft in der Pfarrei mit allen einzelnen Nebenumständen. Dadurch gelang es ihm, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer rege zu erhalten und sie für die höhern Zwecke, die er dabei erreichen wollte, empfänglicher zu machen. Ebenso lud er an Festtagen zuweilen fremde Prediger ein. Seine Absicht dabei war, die nur zu leicht erschlaffende Aufmerksamkeit des Volkes auf's Neue anzufeuern.

Die Schule besuchte Christoph Schmid alle Tage, um Religionsunterricht zu ertheilen. Die christliche Lehre an den Sonntagen Nachmittags hielt er, auch als er später einen Vikar auf seine Kosten genommen hatte, immer selbst. Er erklärte nur wenig, dieses Wenige aber sehr ausführlich und klar, fragte dann ab und suchte

auf dieſe Weiſe die chriſtlichen Wahrheiten gleichſam feſtzunieten im Gedächtniſſe und Herzen der Jugend. Gerne pflegte er Erzählungen ſowohl aus dem Leben der Heiligen, als aus dem gewöhnlichen Leben in ſeine Vorträge zu verweben. Durch die ihm ganz eigene Gabe, Geſchehenes zu ſchildern und auszumalen, feßelte er die Aufmerkſamkeit der ſonſt flüchtigen Jugend in hohem Grade. Manche an ſich trockene Geſchichte gewann in ſeinem Munde an Intereſſe, und er wußte immer diejenige Seite hervorzuheben, welche rührend und beſtimmend auf das Herz und den Willen einwirkte.

Die Oelbergbetrachtungen, welche Chriſtoph Schmid in Thannhauſen während der Faſtenzeit an den Donnerstagen Abends gehalten hatte, führte er auch in Stadion ein. Auch hier war dieſe Andacht außerordentlich beſucht. Nicht bloß aus der Pfarrei Stadion, auch aus andern, nahe gelegenen Pfarreien kamen viele Andächtige, um daran Theil zu nehmen. Da es meiſt dunkel wurde, bis dieſer Gottesdienſt vorüber war, ſo pflegte ein Mann eine Laterne oder eine Fackel den Heimkehrenden vorzutragen, die ihm betend nachfolgten. Man konnte an den Donnerstagen Abends während der Faſtenzeit viele Gruppen laut betender Landleute mit Lichtern von Stadion aus über Berge und auf der Ebene nach Hauſe ziehen ſehen.

Die Einkünfte der nicht unbedeutenden Kirchenſtiftung, die ſich zu Stadion befindet und welche im

Jahre 1458 von Ritter Hans von Stadion gemacht worden war, verwandte Christoph Schmid als Vorstand des Stiftungsraths ganz im Sinne der Stifter, ebenso verwaltete er die Armenstiftung daselbst sehr weise, indem er stets darauf drang, daß nur würdige Arme und Kranke daraus unterstützt wurden. Dabei unterließ er es nicht, aus eigenen Mitteln arme Kranke zu erquicken. Er konnte jetzt, da er ein reichlicheres Einkommen hatte, noch mehr Gutes thun. Viele arme Kranke erhielten Wein und kräftige Speisen vom Pfarrhause aus. Die Schwester Christoph Schmid's, welche immer selbst kochte, schämte sich nicht, solchen Kranken Fleisch und Suppe vom Heerde hinweg eigenhändig in ihre Hütten zu bringen; zugleich ermahnte sie dieselben, ihre Leiden geduldig und im Aufblicke zu Gott zu ertragen. Auch für wohlhabende Kranke, denen es zwar nicht an Mitteln fehlte, deren Angehörige aber keine Krankenkost zu bereiten verstanden, kochte sie im Auftrage ihres Bruders stärkende Speisen.

Besonders viel Gutes hat Christoph Schmid im Theurungsjahre 1817 gethan. Er schreibt darüber: „Es war ein schreckliches Jahr; die Getreidepreise stiegen ungeheuer. Ein Wohlthätigkeitsverein wurde angeordnet, eine sehr wohlthätige, sehr weise Anstalt. Gott wolle die hochselige Königin Katharina in jener Welt dafür belohnen. Mir wurde ein eigener Bezirk angewiesen. Ich arbeitete mit Lust, ja mit Feuer. Meine Mitgeistlichen, Schullehrer, Schuladspiranten,

ja ſogar weibliche Hände, mußten die Berichte, Vorſchläge, Tabellen und Anfragen, die ich verfaßte, abſchreiben. Es geſchah wahrhaft Gutes, das mich innig freut.“

Als die Noth vorüber war, wurde Chriſtoph Schmid wegen ſeiner Sorgfalt für die Armen von den Regierungsbehörden in einem beſondern Schreiben belobt.

Noch mehr hatte er durch ſeine aufopfernde, von jeglicher Nebenrückſicht freie Wohlthätigkeit die Herzen ſeiner Pfarrangehörigen gewonnen. Sie kamen ihm mit Liebe und Hochachtung entgegen und waren ſtolz darauf, einen ſo eifrigen Seelenhirten zu haben. Dieſe Anhänglichkeit äußerten ſie unter Anderm einmal auf folgende, ächt ländliche Weiſe. An das Pfarramt war ein amtliches Schreiben gekommen mit der Weiſung, irgend einen alten, frommen Gebrauch in der Kirche abzuſtellen. Der Weiſung war die Drohung beigefügt: der Pfarrer habe, wenn er ſich ſäumig in der Sache zeige, eine empfindliche Strafe zu gewarten. Chriſtoph Schmid las dem Gemeinderath das amtliche Schreiben vor. Als er damit fertig war, erhoben ſich alle Gemeinderäthe höchſt entrüſtet, ſchlugen mit den Fäuſten auf den Tiſch und riefen: „Nur anrühren ſoll man Sie, Herr Pfarrer, nur anrühren!“ Die Bauern waren nämlich der Meinung, unter dieſer empfindlichen Strafe, womit das amtliche Schreiben den Pfarrer bedrohte, ſey eine körperliche Züchtigung verſtanden. Chriſtoph Schmid ſchilderte dieſe

Scene, welche ihn sehr ergötzte, wortgetreu in seinem Berichte an die Regierungsbehörde. Es kam keine Antwort mehr; der alte Gebrauch blieb bestehen.

Unter den Pfarrkindern Christoph Schmid's gab es freilich auch solche, welche nicht auf seine Ermahnungen hörten und ihn durch ihren ärgerlichen Lebenswandel betrübten. Wie seufzte er, wie angegriffen und blaß sah er jedesmal aus, wenn er von dem einen oder andern seiner Pfarrangehörigen etwas Nachtheiliges oder Aergerliches hören mußte! So verursachte ihm, wie er erzählte, ein Mann in seiner Gemeinde lange Zeit hindurch großes Herzeleid. Dieser verübte viele sehr schlaue Streiche und Diebstähle. Er kam einigemale in das Arbeitshaus. Kein Ermahnen und Zureden half. Einmal stahl er dem Kaplan in Unterstadion sogar eine Kuh aus dem Stalle. Entdeckt und angeklagt, suchte er sich vor dem Gerichte damit zu entschuldigen: „die Kuh habe ja dem Kaplan gehört, der habe ohnedieß ein reichliches Einkommen und empfinde den Schaden nicht besonders." Er wurde abermals in's Arbeitshaus abgeführt. Auf dem Wege dahin begegneten ihm Soldaten, die aus der Pfarrei Stadion gebürtig waren und aus ihren Kasernen in Urlaub nach Hause zurückkehrten. Der leichtsinnige Mensch grüßte sie lachend mit den Worten: „So, ihr gehet in Urlaub; ich rücke wieder ein." Nach einigen Jahren kam der Mann wieder nach Hause und erkrankte gefährlich.

Christoph Schmid besuchte ihn und ermahnte ihn liebreich, das Heil seiner Seele zu bedenken. Er wollte jedoch weder von einer Bekehrung noch vom Tode etwas wissen; ja er sagte zu einem bekannten Bauern, der ihn besuchte, er habe im Sinne, den Schneider kommen und sich einen neuen, tuchenen Rock anmessen zu lassen. Der Bauer lachte und sprach: „Nicht der Schneider, der Schreiner mißt Dir gebald einen hölzernen Rock an.“ Christoph Schmid sagte: dieses derbe, dem Volksmund entnommene Wort habe bei diesem Menschen mehr gewirkt, als seine sanften Ermahnungen. Er bekehrte sich und Christoph Schmid hatte den Trost, ihn reumüthig sterben zu sehen. Da der Mann seiner Streiche wegen in der ganzen Gegend umher bekannt war, fand sich bei seiner Beerdigung eine Menge Menschen ein. Sie sagten: „wir wollen doch hören, was der Herr Pfarrer Diesem für eine Leichenpredigt hält?“ Christoph Schmid wählte zu seinem Vorspruche die Worte der Schrift: „Wer von Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn.“ An diese Worte anknüpfend, verheelte Christoph Schmid keineswegs das frühere, ärgerliche Leben des Verstorbenen, sprach dann aber auch von dessen aufrichtiger Bekehrung und bemerkte, daß er ihm noch aufgetragen habe, Alle um Verzeihung zu bitten, die er während seines Lebens in Nachtheil gebracht, geärgert oder beleidigt habe. Zuletzt empfahl er die Seele des bekehrten Sünders dem Gebete der

Anweſenden. Alle Zuhörer gingen gerührt auseinander, und Viele, welche in einer bittern oder ſchadenfrohen Stimmung gekommen waren, begaben ſich verſöhnt nach Hauſe.

Chriſtoph Schmid war gerne in Stadion und erinnerte ſich ſpäter nicht ſelten der freundlichen Tage, die er hier verlebt hatte. Die vielen, oft verdrießlichen Geſchäfte der mit der Pfarrei verbundenen großen Oekonomie machten ihm keine Mühe, ſie wurden von ſeiner Schweſter und ſeinem als Rentmeiſter hier angeſtellten Bruder beſorgt. Letzterer, ein ſehr gebildeter und zugleich ſehr heiterer Mann, trug viel dazu bei, Chriſtoph Schmid den Aufenthalt in Stadion angenehm zu machen. Chriſtoph Schmid erzählte gerne von ihm. Hier nur eine Anekdote. Sobald derſelbe als Rentmeiſter des Grafen nach Stadion gekommen war, hängte er den Schlüſſel zu der Fruchtſchütte nicht an den gewöhnlichen Nagel in der Kanzlei, ſondern an einen Magnet. Der Kaſtenknecht ſuchte ihn vergebens an dem ſonſt beſtimmten Orte. Auf ſeine Anfrage zeigte der Rentmeiſter mit der Hand auf den am Magnete in der Luft hängenden Schlüſſel. Der Kaſtenknecht blieb verwundert ſtehen und getraute ſich nicht den Schlüſſel anzurühren. Der Rentmeiſter ſagte ernſt: „Zieh er nur, der Schlüſſel geht ſchon hinweg.“ Zu ſeinem großen Erſtaunen zog der Kaſtenknecht den Schlüſſel hinweg und entfernte ſich kopfſchüttelnd damit. Als er wie-

der kam und den Schlüſſel an den gewöhnlichen Nagel hängen wollte, ſagte der Rentmeiſter: „Häng er den Schlüſſel nur wieder dahin, wo er ihn genommen hat.“ Der Kaſtenknecht, der noch nie etwas von den Wirkungen des Magnetes gehört hatte, erſtaunte auf's Neue, als der Schlüſſel daran hängen blieb und betrachtete den Rentmeiſter, der ruhig fortſchrieb, nicht ohne eine gewiſſe Scheu. Er theilte dieſes vermeintliche Wunder ſogleich ſeinen Bekannten mit, indem er bemerkte: der neue Rentmeiſter könne Zauberkünſte, der ſey nicht leicht hinter das Licht zu führen.

Wie in Thannhauſen, ſo befand ſich auch in Stadion ein ſchöner Schloßpark. Chriſtoph Schmid luſtwandelte gerne in demſelben. Der wackere Schloßgärtner, welcher ſeine Liebe zu den Blumen bemerkte, ſtellte ihm immer die ſchönſten eben blühenden Blumen in das Zimmer und ſchmückte den Hochaltar der Kirche damit. Dankbar erinnerte ſich Chriſtoph Schmid noch im hohen Alter an die Freundlichkeit dieſes guten Gärtners. In den Sommermonaten kam der Graf meiſtens mit ſeiner Familie von Wien aus nach Stadion. Er begegnete Chriſtoph Schmid immer überaus gnädig und brachte viele Stunden in ſeinem Umgange zu; ebenſo die Gräfin. Nachdem Chriſtoph Schmid Domkapitular in Augsburg geworden war, beſuchten ſie ihn, ſo oft ſie durch dieſe Stadt reisten und die gräflichen Kinder ſchrieben an ihn.

Unter den benachbarten Geistlichen verehrte Christoph Schmid insbesondere den Prälaten Friedrich von Walter, damals Pfarrer in Kirchbirlingen. Dieser wahrhaft ehrwürdige und fromme Mann war der letzte Prälat der Reichsabtei Marchthal, Prämonstratenser-Ordens in Oberschwaben. Als diese Prälatur im Jahre 1803 aufgehoben und sammt Gebiet und Einkommen an das fürstliche Haus Taxis kam, erhielt Friedrich von Walter für seine Person eine jährliche Pension von 5500 fl., auch wurde ihm der Bedarf für vier Pferde und einen Kutscher angewiesen und ihm freigestellt, eines der fürstlichen Schlösser zu Scheer oder Schemmerberg zu beziehen. Der Prälat hätte also ein sehr ruhiges und bequemes Leben führen können. Er wollte indessen nicht unthätig seyn. Er verzichtete auf die ihm zum Wohnsitz angebotenen Schlösser, erbat sich von dem Fürsten Taxis die Pfarrstelle in Kirchbirlingen und wirkte auf dieser beschwerlichen Pfarrei als Seelsorger viele Jahre bis zu seinem Tode ungemein segensreich. Seine bedeutenden Einkünfte verwandte er großen Theils zu wohlthätigen Zwecken; er machte Stiftungen für arme Kranke, fleißige Schulkinder und Dienstboten, die längere Zeit treu in seiner Pfarrei gedient und sich untadelhaft betragen hatten.

Zu diesem edeln Manne fühlte sich Christoph Schmid hingezogen und Friedrich von Walter achtete Christoph Schmid als Mensch, Priester und Schriftsteller gleich

hoch. Da Kirchbierlingen nur anderthalb Stunden von Stadion entfernt liegt, ſo kamen beide Männer öfter zuſammen. Nicht ſelten ſah man den ehrwürdigen Prälaten, der ſtets ſein Ordenskleid und das Prälatenkreuz an einer goldnen Kette auf der Bruſt trug, mit ſeinen ſchönen Rappen vor dem Pfarrhauſe zu Stadion halten. Da der Prälat in der ganzen Gegend umher in hohem Anſehen ſtand und gewöhnlich der gnädige Herr genannt wurde, ſo freuten ſich die Bauern in Stadion, daß ihr Herr Pfarrer von ihm ſo geehrt wurde und empfanden aus dieſem Grunde eine noch größere Achtung vor Chriſtoph Schmid. Dieſer ging gerne zu Fuß an freundlichen Frühlings- und Sommertagen nach Kirchbierlingen. Der Weg dahin führte damals noch durch lichte Buchen- und dunkle Tannenwaldungen und über Anhöhen, von denen aus man eine reizende Fernſicht in's Donauthal und auf die Alp genießt. Chriſtoph Schmid ergötzte ſich bei dieſen Spaziergängen an dem ſüßen Geſang der Vögel und an der lieblichen Waldeinſamkeit. In den Erzählungen Chriſtoph Schmid's, namentlich in der Roſa von Tannenburg, finden ſich Schilderungen aus dieſer Gegend.

Beide Männer theilten ſich ihre ſeelſorglichen Erfahrungen und ihre Anſichten über die neueſten und intereſſanteſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der Literatur mit. Der Prälat hatte eine ſehr reichhaltige Bibliothek, die Chriſtoph Schmid fleißig benützte; er

BIBLIOTHECA REGIA

war auch selbst Schriftsteller und hat eine interessante Chronik seines ehemaligen Klosters, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, geschrieben.

Bei Friedrich von Walter lernte Christoph Schmid den Maler Huber von Weißenhorn kennen, welcher ein Schwager des Prälaten war. Der Prälat ließ von diesem in Bayern und Schwaben bekannten und geschätzten Künstler auf seine Kosten für die Kirche von Kirchbierlingen drei Altarblätter in Oel und einige andere Bilder al Fresko malen. Als Huber eben an einem Bilde im Chore malte, das die Sendung des heiligen Geistes vorstellt, fragte ihn der Prälat, welchen unter den dargestellten Aposteln er für den gelungensten halte. Huber deutete mit dem Pinsel auf den Apostel Petrus und sagte: „Wenn der Herr Pfarrer Schmid von Stadion kommt und das Bild sieht, wird er mir beistimmen." Christoph Schmid besuchte an eben diesem Tage den Prälaten. Dieser führte ihn in die Kirche, zeigte ihm das Bild, und fragte ihn, welchen unter den Aposteln er für den gelungensten halte. Christoph Schmid sagte: „Offenbar den Apostel Petrus." Der Prälat und der Künstler lächelten und, da sie Christoph Schmid etwas betroffen darüber ansah, erzählte ihm der Prälat seine Unterredung mit Huber und rühmte Christoph Schmid's Kunstkenntnisse.

Christoph Schmid bestellte bei Huber während des theuern Jahres, da dieser Künstler wenig Arbeit hatte,

vier große Oelgemälde aus der Geſchichte Jeſu: den engliſchen Gruß, den Gruß der heiligen Eliſabeth, Jeſus am Oelberg und Ecce homo. Huber führte dieſe Bilder mit großem Fleiße und ganz im Geiſte der Kirche aus. Wie bei allen Huber'ſchen Bildern, ſo iſt auch bei dieſen das Colorit ſehr weich und lieblich. Da ganz vergoldete Rahmen Chriſtoph Schmid zu koſtbar däuchten, ſo ließ er nur die äußern und innern Ränder der Rahmen in Glanz vergolden und die tiefen Hohlkehlen mit orangegelber Farbe ausmalen. Auch in dieſer Umrahmung nahmen ſich die Bilder ſehr gut aus. Sie hingen in ſeinem Gaſtzimmer. Chriſtoph Schmid ließ auch in die Kirche zu Stadion auf ſeine Koſten ein Oelgemälde von Huber malen. Es ſchmückt den linken Seitenaltar und ſtellt die Geburt Chriſti vor. Maria hat das Kind Jeſu auf dem Schooße, Joſeph kniet davor, die Hirten ſtehen und knien rings umher; ebenfalls ein liebliches Bild.

Chriſtoph Schmid kam zuweilen nach der Stadt Biberach. Hier beſuchte er dann immer den als Genremaler bekannten Künſtler Pflug. Im Sommer gebrauchte er rheumatiſcher Leiden wegen gerne das in der Nähe von Biberach gelegene, freundliche Jordanbad. Auch die Schweiz bereiste er damals. Er ſagt über dieſe Reiſe in einem Briefe: „Unter den Kunſtwerken entzückte uns ein Gemälde der Malerin Ellenrieder und unter den Werken der Natur der Rigi mit ſeiner herrlichen Ausſicht. Ich merkte die

Witterung immer an, weil's mir sehr bange darauf war. Ich fand am Ende, daß es Thorheit war, mich nur einen Augenblick mit dieser Sorge zu ängstigen. Die Witterung war äußerst günstig, und gerade, da wir uns in den schönsten Gegenden befanden, war das Wetter ganz ungemein schön. Wie es nun mit diesen Reisesorgen war, so ist's fast, ja wohl gar immer mit den Lebenssorgen. Das wollen wir uns merken." Sailer besuchte Christoph Schmid einige Male in Stadion; in den Ferien kamen die Professoren Drey und Eschenmayer aus Tübingen zu ihm; auch Demeter, damals Pfarrer in Sasbach in Baden, und Domkapitular Wagner in Rottenburg, beide Schüler und Freunde Sailers.

Christoph Schmid wurde nicht lange, nachdem er Pfarrer in Stadion geworden war, zum Bezirksschulinspektor ernannt. Da er indessen eine große Pfarrei zu verwalten hatte und auch als Schriftsteller noch wirken wollte, lehnte er diese Stelle ab. Nur die Durchlesung und Censurirung der Conferenzaufsätze, welche die Geistlichen seines Kapitels jährlich zweimal ausarbeiten und vor Abhaltung der Pastoralconferenzen einreichen mußten, behielt er auf den Wunsch des ihm vorgesetzten Dekans Vanotti, damals Stadtpfarrer in Ehingen, später Domkapitular in Rottenburg, bei. Er suchte das Institut der Pastoralconferenzen als Direktor derselben neu zu beleben. Er hielt dieselben immer im Pfarrhause ab

und bat, da er selbst nie das Gasthaus besuchte, die Mitglieder nach abgehaltener Conferenz seine Gäste zu seyn. In der Diöcese Rottenburg war die Einrichtung getroffen, daß der Dekan des Kapitels die Themate zur Ausarbeitung aufgab. Damit war Christoph Schmid nicht einverstanden; er war der Ansicht, es sey für das wissenschaftliche Streben förderlicher, wenn jedes Mitglied selbst ein Thema wählen und bearbeiten dürfe; er sagte: „solche erzwungene Arbeiten sinken leicht zu Stylübungen und Schulexercizien über meist abgedroschene Gegenstände herab." Es gelang ihm nicht, diesen Mißstand zu heben. Auf der andern Seite trat Christoph Schmid gegen die damals so häufige Bevormundung und Knechtung der Kirche durch den Büreaukratismus auf. Es war unter andern altkirchlichen Gebräuchen auch das Wallfahren, und zwar polizeilich damals in Württemberg verboten worden. Der Dekan des Kapitels hatte mit Beziehung darauf das Conferenzthema gegeben: „Welches sind die Ursachen, die das Auslaufen der Pfarrangehörigen in fremde Kirchen herbeiführen und begünstigen?" Christoph Schmid bearbeitete über diese Frage einen Aufsatz, in welchem er zwar die Mißbräuche, die nicht selten mit dem Wallfahren verbunden sind, scharf rügt, worin er aber auch freimüthig das Engherzige der Maßregel hervorhebt, den frommen Sinn des Volkes zu stören, und die ganze äußerliche Gottesverehrung der Pfarrangehörigen auf ihre

Pfarrkirche zu beſchränken. Er ſagt unter Anderm in dieſer Arbeit: „daß dieſe Reiſen in religiöſer Abſicht von Polizei wegen verboten wurden, ſchien mir eine ſehr unglückliche Maßregel. Wenn man L. Sternes launiges Verzeichniß der Reiſenden durchgeht, in dem übrigens die religiöſen Reiſenden vergeſſen ſind, es ſey denn, daß er ſie unter den gemüthlichen und unſchuldigen Reiſenden (Sentimental and innocent Traveller) mitverſtanden habe, ſo findet man darunter keine Klaſſe, denen der Staat bisher das Reiſen niedergelegt hätte, außer etwa dem Reiſenden, der ſich ſeiner Verbrechen wegen flüchtet. Geſtattet und billigt man gelehrte Reiſen, Künſtlerreiſen, Reiſen der Handwerker, um ſich im Handwerke zu vervollkommnen, merkantiliſche Reiſen vom erſten Kaufmanne, der die Frankfurter Meſſe beſucht, bis herab auf den armen Mann, der den Abgang des Flachſes aufſucht und auf ſeinem Rücken zu Markte trägt: ſo kann man doch den Reiſenden, der mit ſeiner Reiſe in Hinſicht der Religion Etwas zu gewinnen hofft, auf ſeinem friedlichen Wege nicht umkehren heißen, ohne ſich den Anſchein zu geben, als ſetze man die Religionsangelegenheiten unter allen menſchlichen Angelegenheiten zuletzt, oder als ſtreiche man ſie aus der Liſte derſelben gar aus. Die Wallfahrten könnten alſo, ſo lange ſie noch beſtehen, abgeſehen von dem Schädlichen, doch wenigſtens den Nutzen haben, daß ſie frommen Perſonen eine der menſchlichen Natur angemeſſene

Erholung und, wenn ſolchen Orten, was von großer Wichtigkeit iſt, erleuchtete Geiſtliche reich an Religions- und Menſchenkenntniß vorſtehen, ſogar Gemüthskranken Heilung verſchaffen.“ Chriſtoph Schmid entwickelt hierauf die Gründe, warum die Menſchen entfernte Kirchen beſuchen und fährt fort:

„Noch ein Grund, aus welchem Menſchen entfernte Tempel beſuchen, iſt die Macht der Künſte auf das menſchliche Gemüth. Die herrlichen, katholiſchen Tempel, mit denen Deutſchland prangt, die ſelbſt hohe Kunſtwerke ſind und reiche Kunſtwerke in ihrem Innern verſchließen, ſind ſie nur für die Stadt, in der ſie ſtehen? Sind ſie nicht ein Gemeingut der Nation? Selbſt der gemeine Mann tritt mit ehrerbietigem Schauer in dieſe alten Domkirchen, die als ehrwürdige Denkmale altdeutſcher Kunſt und altdeutſcher Gottesfurcht ſchon Jahrhunderte daſtehen, in ihrer Größe und Feſtigkeit auf das Unendliche deutend. Wie mächtig wirkt das majeſtätiſche Geläute der Glocken, das dahin ruft! Die Orgeltöne, die von den hohen Gewölben wiederhallen und den vieltauſendſtimmigen Geſang der Volksmenge begleiten, wie hinreißend ſind ſie, wie erſchütternd oft für den Sünder, der ſie nur im Vorbeigehen hört! Wie anſprechend ſind die Gemälde von großen Meiſtern, die uns das Göttliche im Menſchen mit magiſcher Gewalt vor Augen ſtellen! Stimmt nun mit der Erhabenheit und Majeſtät der Tempelhallen, mit dem Zauber der Töne, den himm-

lischen Gestalten in Gemälden und Statuen, die Würde und Feierlichkeit des Gottesdienstes und die Rede des Predigers zusammen, welches Menschenherz sollte da sich nicht weiter und größer fühlen, es nicht fühlen, daß es mehr als Staub, daß es göttlicher Abkunft sey? Wie sollte es dem Manne übel zu nehmen seyn, der sie in seinem Leben nur einmal betreten und dem Gottesdienste darin beiwohnen möchte! Wer könnte engherzig und, wenn das Wort gebräuchlich wäre, möchte ich sagen, engköpfig genug seyn, die ganze äußerliche Gottesverehrung desselben auf sein Dorfkirchlein zu beschränken, das, um mich des Ausdrucks eines witzigen Schriftstellers zu bedienen, gleich einem Ausrufungszeichen hinter dem armseligen Dorfe steht?....." Am Schlusse sagt Christoph Schmid:

„Mit dem hie und da berührten Einschreiten der polizeilichen Gewalt kann ich durchaus nicht einverstanden seyn. Werden von der höhern Geistlichkeit Mißbräuche mit Weisheit entfernt, thut die niedere Geistlichkeit an Ort und Stelle ihre Pflicht, so geschieht Alles, was geschehen kann. In den geistigen Angelegenheiten der Menschen, wenigst derer, die bereits mündig sind, ist körperlicher Zwang nie von guten Folgen gewesen. Anwendung von gewaltsamen Mitteln, um das Auslaufen in fremde Kirchen zu verhindern, könnte bei dem Volke, das nicht zu unterscheiden weiß und Alles in concreto nimmt, anstatt dem pfärrlichen Gottesdienste aufzuhelfen, die unselige

Folge haben, daß, wie das in Städten sehr häufig geschehen soll, auch die eigenen Kirchen nicht mehr besucht werden, und es dürfte doch noch besser seyn, fremde Kirchen zu besuchen als gar keine. So wichtig die Untersuchung seyn mag, warum das gemeine Volk fremde Kirchen besuche, so wäre doch die Untersuchung noch wichtiger, warum so Viele, die sich für gebildet halten, allen Kirchenbesuch aufgeben. Der letztere Fehler ist offenbar größer und von verderblicheren Folgen. Das Volk merkt auch so etwas und läßt es hie und da merken; z. B. in einem Epigramm, das aus dem Munde des Volkes genommen ist, und das heißt:

Pfarrer: Was lauft ihr Bauern doch so gern
Zur Kirche in die Stadt?
Schuldheiß: Weil dort die Höflichkeit der Herrn
Uns Platz gelassen hat."

Besonders lästig scheinen Christoph Schmid die Schreibereien gewesen zu seyn, mit denen die Geistlichen in Württemberg damals überhäuft waren und zum Theil noch sind. Er äußert sich darüber in einem Briefe an Sailer also:

„Es ist der allgemeine Wunsch, daß wir endlich einen würdigen Bischof haben, und ihm in geistlichen Dingen ganz möchten untergeordnet werden. Und dann wünschen Viele, daß wir von den vielen Schreibereien, die nur zu oft ein großes Hinderniß der geistigen Thätigkeit sind, befreit werden möchten.

Mir werden dieſe Schreibereien mit jedem Tage läſtiger. Es mag nun wohl meine Nervenſchwäche mit Urſache ſeyn, daß ſie mir gar ſo zuwider ſind, indeß mag es mir zur Entſchuldigung dienen, daß ich lieber etwas Nützliches als etwas Unnützes ſchreibe. Es regte ſich daher ſchon öfter der ernſtliche Wunſch in mir, die Pfarrei, da ich oft längere Zeit mehr Schreiber als Pfarrer ſeyn muß, ganz aufzugeben und ein mir angemeſſenes Beneſizium zu ſuchen, wo ich wohl in der Seelſorge arbeiten, allein von allen den neu erſonnenen Schreibereien, ohne welche die Welt vorhin auch beſtand, ganz frei wäre, und dann vielleicht als Schriftſteller meinen Mitmenſchen noch nützlich werden könnte."

Demungeachtet beſchenkte Chriſtoph Schmid Aeltern und Kinder während ſeines Aufenthaltes in Stadion mit mehrern Erzählungen. Er gab das Blumenkörbchen, Roſa von Tannenburg, den Weihnachtsabend, das Lämmchen, andere kleine Erzählungen und auch die Blüthen heraus. Die Entwürfe dazu hatte er ſchon in Thannhauſen gemacht; hier arbeitete er ſie vollends aus. Briefe von Kindern, in denen ſie ihn um eine neue Erzählung baten, oder ihm für eine frühere dankten, beſtimmten Chriſtoph Schmid vorzüglich zur Herausgabe derſelben. Im Jahre 1818 ſandte ihm die Schuljugend zu München ihr neues Geſangbuch, dem ein herzliches Schreiben beigelegt war. Dieß veranlaßte Chriſtoph Schmid, das ſchöne Büchlein: „Blüthen dem blühenden Alter gewidmet,"

herauszugeben. Er ſandte es als Gegengruß der Schuljugend nach München, und ſchrieb dazu:

„Dem blühenden Alter, und unter dieſem vorzüglich Ihnen, meine geliebten jungen Freunde und Freundinnen, ſey dieſes Büchlein gewidmet; denn Ihre freundliche Güte, mit der Sie Ihr vortreffliches Geſangbuch mir zueigneten, beſtimmte mich, Ihnen dieſe Lieder und Erzählungen als einen Beweis meiner Dankbarkeit gedruckt zu übergeben.

Blüthen mögen dieſe Kleinigkeiten in Reimen genannt werden, nicht ſo faſt, weil die mehreren dem Jugendalter des Verfaſſers angehören, als weil er ſich darin bemühte, das Wahre und Gute in einer blühenden Sprache, in lieblichen Gleichniſſen und Bildern darzuſtellen. Allein nur Sie können bewirken, daß man dieſe kleinen Stücke in einer noch ſchönern Bedeutung Blüthen nennen möge, wenn Sie das Wahre und Gute darin ſich aneignen und es zu Blüthen Ihres Geiſtes machen, die nicht ohne Früchte bleiben.

Gott laſſe die ſchönen Hoffnungen, die auf Ihnen und auf dem heranblühenden Alter Ihres und meines Vaterlandes ruhen, auf's Vollkommenſte in Erfüllung gehen.

Dieß iſt ſtets der Wunſch und das Gebet

Ihres
aufrichtigen Freundes
Chriſtoph Schmid.

Stadion, im Jänner 1818.

Im Jahre 1821 erhielt Christoph Schmid von den Zöglingen der damals zu Indersdorf in Bayern bestehenden weiblichen Erziehungsanstalt ein Schreiben, das schon seiner Herzlichkeit wegen hier eine Stelle finden mag. Es lautet:

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr Pfarrer!

Es würde gewiß eine Kühnheit seyn, daß eine ganze Schaar Mädchen an Euer Hochwürden schreibt und wir würden es nicht wagen, wenn wir sie nicht als unsern besten Freund betrachteten, dessen Schriften wir immer in den Händen haben. Sie werden, Sie können es gewiß nicht ungütig aufnehmen, daß wir Ihnen den Dank schriftlich bezeugen, der Ihnen so sehr gebührt und von dem unsere Herzen so voll sind. O wie viele Freude machte uns unser erstes Lesebüchlein, die schöne Lehre von Gott! Wie viele süße Stunden haben uns die Genovefa, die Ostereier, Heinrich von Eichenfels, das Glück der guten Erziehung schon gemacht! Wie oft haben wir sie schon gelesen, oder lesen hören und immer wieder mit neuem Vergnügen! Wie viele Thränen haben wir dabei geweint! Wir lesen ihre biblische Geschichte und die Blüthen können wir großentheils auswendig; wir nehmen daraus am liebsten unsere Deklamationen. Das Lied: der Knabe Jesus können und beten die Kleinsten von uns. Die Lieder: Die Unschuld und

die Kinder vor der Krippe ſingen wir ſo gerne. Wie ſollten wir nun für ſo vieles Gute Sie nicht lieben! Wie ſollten wir die Gelegenheit, die ſich uns ſo ſchön darbietet, Ihnen unſere Dankgefühle laut werden zu laſſen, nicht mit Freuden benützen! Schon im vorigen Jahre hörten wir, daß Sie die Kinderwelt mit einem neuen Werkchen, einem Blumenkörbchen, beſchenken würden und freuten uns darauf mehr als auf die Veilchen im März. Wie entzückten wir uns ſchon im voraus an dem Duft und Farbenſchmelz dieſer Blumen, und wir wurden ſchon oft traurig, wenn wir auf unſere Anfragen um dieſes Büchlein allzeit ein „Nein, noch nicht" vernahmen. Werden wir noch oft dieſe traurige Antwort erhalten? O, wir bitten, ſtillen Sie unſer Sehnen, erfreuen Sie uns und alle Kinder im deutſchen Vaterlande bald wieder mit einem ſo lieben Geſchenke! Dürfen wir noch mehr bitten und Alles ſagen, was wir ſchon oft wünſchten? Schon öfter, wenn wir etwas aus der Kirchengeſchichte laſen oder hörten, wünſchten wir ſo herzlich, daß Sie die Geſchichte der Erbarmungen Gottes mit ſeiner Kirche von den Apoſteln weiters bis auf unſern heiligen Vater Pius erzählten. Oder beglücken Sie uns und alle Kinder nach uns mit dem, was uns am liebſten iſt, einer Legende der Heiligen Gottes auf alle Tage des Jahres. Welche Freude, wenn Sie die Arbeit auf ſich nähmen! Welcher Lohn von Gott! Wir küſſen dankbar die für uns ſo wohlthätige Hand,

beten um die Erhaltung Ihrer ſo theuern Geſundheit und ſind mit kindlicher Liebe

E. H.

gehorſamſte und dankbarſte Zöglinge
des w. Erziehungs-Inſtitutes.

Nun folgen 34 Unterſchriften.

Chriſtoph Schmid vollendete auf dieſen Brief hin die bereits begonnene Erzählung „das Blumenkörbchen", ſandte ſie den Mädchen und ſchrieb ihnen dazu folgende Zeilen:

Ihr freundlicher Wunſch, den Sie freilich ſchon vor längerer Zeit äußerten, veranlaßte mich, die kleine Erzählung, das Blumenkörbchen, damals ſogleich in Arbeit zu nehmen und es für den Druck fertig zu machen. Ich wollte Ihnen zur Antwort ſogleich das Büchlein ſenden; eine Reihe von Hinderniſſen jedoch, Kränklichkeit und Geſchäfte, verzögerten es bis jetzt.

Obwohl nun dieſes Büchlein ſpäter erſcheint, als ich dachte, ſo würde es ohne Ihren Wunſch wohl noch lange nicht zum Vorſchein gekommen ſeyn. Es dankt ſeine Erſcheinung, wenn dieſelbe je etwas Gutes iſt, Ihnen.

Dieſes Büchlein, zu deſſen Erſcheinung Sie Veranlaſſung gegeben haben, nehme ich mir nun die Freiheit, Ihnen zu ſenden als einen kleinen Beweis, daß ich Ihre Zuſchrift nicht vergaß, und als einen Beweis der Freude, welche mir dieſelbe machte.

Was mich darin am meiſten rührte, ſind die edeln Geſinnungen, die ich in jeder Zeile fand, die Ihnen und Ihren verehrten Lehrerinnen zur wahren Ehre gereichen, und die Sie zum Glücke führen werden.

Ich hoffe, daß Sie auch in dieſer Erzählung Vieles finden werden, was mit dem, das Ihre verehrten Lehrerinnen ſagen, übereinſtimmt: daß nur in Gott, Chriſtus, Tugend, wahre Freude zu finden ſey. Das iſt auch die Hauptſache in dieſem Büchlein, das Uebrige iſt Einfaſſung, oder um mich eines andern Ausdruckes zu bedienen, ein Blumenkranz, der um einen Becher kalten Waſſers gewunden iſt.

Beten Sie für mich, daß Gott mir Geſundheit ſchenke, ſo werde ich Ihre weiteren Wünſche erfüllen und Ihnen noch Manches aus der Geſchichte der Heiligen erzählen. Verſichern Sie Ihre theuern Lehrerinnen meiner Hochachtung. Gottes Engel ſeyen mit Ihnen!

Dieß der Wunſch und das Gebet

Ihres
aufrichtigen Freundes
Chriſtoph Schmid.

Aus dem Schriftſtellerleben Chriſtoph Schmid's mag noch folgende Anekdote hier ſtehen, die er mir erzählte. Eines Tages kam eine wohlhabende Bauersfrau aus der Pfarrei Stadion in den Pfarrhof und wünſchte, den Herrn Pfarrer zu ſprechen. Die

Schweſter Chriſtoph Schmid's ſagte, ihr Herr Bruder ſtudire eben; vielleicht könne ſie ihm ihr Begehren ausrichten. „Nein", erwiderte die Frau, „ich muß den Herrn Pfarrer ſelbſt ſprechen, die Sache iſt von Wichtigkeit." Die Schweſter führte die Bäuerin in das Studirzimmer ihres Bruders. Dieſer grüßte die Frau und fragte nach ihrem Begehren. Die Bäuerin ſagte: „Ich habe gehört, daß Euer Hochwürden ſchöne Bücher ſchreiben können und wünſchte, daß Sie mir auch ein ſchönes Buch ſchreiben möchten." Chriſtoph Schmid lächelte und ſagte: „Was ſoll ich Euch denn für ein Buch ſchreiben?" Die Frau erwiederte: „Ein Gebetbuch. Es müſſen aber darin alle möglichen Gebete vorkommen; Gebete für mich, meinen Mann, meine Kinder, meine Aeltern ſelig, Götte und Gottin ſelig (Pathen), kurz für Alles. Sie dürfen das Buch nicht umſonſt ſchreiben. Ich laſſe mich ſchon etwas koſten." „Nun," ſagte Chriſtoph Schmid heiter, „und was wolltet Ihr Euch denn koſten laſſen?" „Einen Gulden, ja wenn das Buch ganz ſo ausfällt, wie ich es wünſche, auch einen Thaler." Chriſtoph Schmid entgegnete: „Gute Frau, für einen Gulden oder einen Thaler kann ich Euch unmöglich ein Gebetbuch ſchreiben, ja nicht einmal für hundert Gulden." Als die Bäuerin von hundert Gulden hörte, wurde ſie roth im Geſichte und ſagte ärgerlich zu Chriſtoph Schmid: „Warum nicht gar? Welcher Narr wird denn ſo ein theures Buch kaufen?"

Christoph Schmid hatte Mühe, der Bauersfrau einen Begriff von Bücherschreiben beizubringen.

Während Christoph Schmid Pfarrer zu Stadion war, verlor er seine Mutter. Die vielgeprüfte Wittwe starb in einem Alter von 75 Jahren zu Dinkelsbühl, wo sie dem Bruder Christoph Schmid's, Joseph, der Cantor und Prediger an der Stadtpfarrkirche daselbst war, die Haushaltung führte. Christoph Schmid eilte auf die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung sogleich an das Sterbebett der geliebten Mutter, und begleitete ihre Leiche unter heißen Thränen zu Grabe.

Einige Jahre nachher erkrankte auch sein Bruder Joseph gefährlich, und ließ Christoph Schmid schreiben, zu ihm zu kommen. Christoph Schmid reiste sogleich mit seiner Schwester nach Dinkelsbühl. Er traf seinen Bruder tödtlich krank, aber so heiter und innerlich freudig, daß ihm dieß auffiel. Er fragte ihn, wie er bei seinem Zustande doch so heiter seyn könne. Joseph erwiederte: „Lieber Christoph, ich habe den ganzen Tag mit unbeschreiblicher Sehnsucht auf dich gewartet und habe unaufhörlich zu Gott gefleht, Er möge mir die Gnade gewähren, dein Angesicht auf dieser Welt noch einmal zu sehen. Gott hat meine Bitte erhört, und ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß ich in der Gnade Gottes bin und darin sterben werde. Das ist die Ursache meiner

großen Fröhlichkeit.“ Eine Stunde nach der Ankunft Christoph Schmid's war sein Bruder eine Leiche. Christoph Schmid sagte öfter, daß er nie ein verklärteres Antlitz im Tode gesehen habe, als das Angesicht seines Bruders Josephs und bedauerte, daß er keinen Gipsabdruck davon habe nehmen lassen. Dieser Bruder, aus dessen Knabenjahren Christoph Schmid im ersten Bändchen dieser Erinnerungen einige jugendliche Streiche erzählt, ward in der Folge ein überaus frommer Geistlicher, aber dabei ein eigener Mann. Er trug stets ein weites, priesterliches Kleid, einen langen Stab und einen breiten Hut, ähnlich wie die französischen Geistlichen. Wegen seiner schönen Stimme kam er in seiner Jugend als Singknabe in das Dom nach Augsburg, und wurde hier von den Jesuiten erzogen und gebildet. Man sah ihn nirgends als in der Kirche und in den Häusern der Kranken und Armen. Im Sommer und Winter stand er schon vor vier Uhr Morgens auf. Sein erster Gang war in die Kirche, um da sein Brevier zu beten. Er hatte die Gewohnheit, auf dem Wege dahin, laut zu beten. Die Arbeiter und Handwerksleute, welche in den Gassen wohnten, durch die er ging, nannten ihn nur ihre Uhr. Sie sagten: „jetzt ist es Zeit aufzustehen; der Herr Cantor betet schon durch die Straße.“ Von seinem kleinen Einkommen behielt er nur das zum Leben Nothwendige; alles Uebrige schenkte er den Armen. An einem bestimmten Wochentage las

er in der eine halbe Stunde von Dinkelsbühl entfernten Kapelle, in welcher er einſt als Knabe mit ſeinem Bruder Chriſtoph dem Pater Adrian miniſtrirt hatte, *) die heilige Meſſe. So oft er dort hinkam, harrte bereits eine Schaar Armer auf ihn, denen er Brod austheilte, das er jedesmal in den Säcken ſeines geiſtlichen Gewandes mitzunehmen pflegte. Einmal hieß er den Bauer, welcher ihm einen Wagen Beſoldungsholz brachte, und dem er zufällig auf der Straße begegnete, vor das Haus eines armen Familienvaters fahren und das Holz dort abladen. Als ſeine Mutter nach einiger Zeit darüber klagte, daß der Bauer das Beſoldungsholz nicht bringe, ſagte er: „Das Holz habe ſchon ſeinen Herrn; man ſolle ihm nur weniger einfeuern.“ An einem beſtimmten Tage im Jahre führte er eine große Anzahl katholiſcher Einwohner Dinkelsbühls in Proceſſion vier Stunden weit auf den ſchönen Berg bei Ellwangen. Sobald er die zwei Thürme der Wallfahrtskirche, vom Morgenlichte beleuchtet, aus den Spitzen der Tannenwälder hervorragen ſah, kniete er ſich mit den Wallfahrern nieder und betete das „Salve Regina.“ In der Kirche angekommen, predigte er, hielt das Hochamt und hörte Beichte. Erſt dann genoß er etwas. Unter Gebet und Geſang begleitete er den Zug wieder nach Hauſe. Sein einziges Vergnügen war die

*) S. Erinnerungen 1. Bändchen S. 50.

Muſik und ein Staar, der, wenn er Klavier ſpielte, auf dem Notenpulte ſaß und mitmuſicirte. Er compouirte auch ſehr ſchöne kirchliche Lieder. Außer der heiligen Schrift und den Kirchenvätern las er in der Regel kein Buch. Einmal gab ihm Chriſtoph Schmid Profeſſor Salat's Moralphiloſophie zum Leſen. Er gab jedoch das Werk ſeinem Bruder alsbald mit den Worten wieder zurück: „Dieſes Buch hat zwei Fehler: der erſte iſt, daß man es nicht verſteht, und der zweite, daß man es zum Predigen nicht brauchen kann." Chriſtoph Schmid erzählte gerne von dieſem Bruder, und betrauerte ſeinen frühen Tod, indem er bemerkte, derſelbe hätte bei ſeinem ächt prieſterlichen Wandel und großem Eifer noch Vieles zum Seelenheile der Menſchen wirken können. Noch jetzt ſteht dieſer fromme Prieſter bei den Bewohnern Dinkelsbühls in geſegnetem Andenken.

Nach dem Tode ſeines Bruders begab ſich Chriſtoph Schmid nach Ellwangen, um da meine Aeltern zu beſuchen. Eines von uns Kinder, ein Knabe, deſſen Taufpathe Chriſtoph Schmid war und der auch Chriſtoph hieß, lag krank darnieder. Er fühlte das innigſte Mitleid mit dem Kinde, das ſieben bis acht Jahre alt war, ſetzte ſich an ſein Bett, und beantwortete liebreich alle Fragen, die es an ihn ſtellte. Als er, wieder nach Stadion zurückgekehrt, die Nachricht erhielt, daß das Kind ſchwerer erkrankt ſey und Vieles zu leiden habe, ſchrieb er an meine bekümmerten Aeltern:

„Allerliebſte Geſchwiſter! An der Krankheit Eures lieben Kindes und Euren Vater- und Mutterleiden nehmen wir alle dahier den herzlichſten, innigſten Antheil. Wer könnte ſich auch die Schmerzen des kleinen, liebenswürdigen Engels nur denken, ohne gerührt zu werden! Und was muß erſt Euer Herz, — Vater und Mutterherz — empfinden, die Ihr dieſe Leiden ſtets mit Augen ſehen müßt? Gewiß — dieſe Empfindung wäre zu herzzerreißend, wenn wir unſere Blicke nicht höher erheben könnten. Allein ein gläubiger Vertrauensblick zum Himmel bringt Troſt herab in alle unſre Erdenleiden, denn was könnte tröſtlicher ſeyn als der Gedanke: Es iſt ein Gott der Liebe dort oben und Alles, was Er thut, iſt die lauterſte, weiſeſte Liebe. Auch das bitterſte Leiden iſt ein heilbringender Kelch aus der liebevollſten Hand des beſten Vaters, — wer wollte ihn zurückſtoßen! Auch das ſchwerſte Leiden iſt ein Kreuz, das die weiſeſte Liebe uns zu unſerer Seligkeit auflegt, — wer wollte es nicht geduldig tragen! — Allerdings iſt es uns unbegreiflich, warum ein unſchuldiges Kind ſo Vieles leiden müſſe. Allein ſo viel können wir doch begreifen: auch ihm iſt dort oben ſeine Krone beſtimmt, und dieſe will erkämpft ſeyn. Liebſte Schweſter, beſter Bruder! Uebergebt Euer liebes Kind ganz in Gottes Hand. Er mache es mit ihm nach ſeinem göttlichen Wohlgefallen. Was Er thut, iſt ja allemal das Beſte. Sollte Er auch das ſchwerſte Opfer

von Euch fordern, ſo gedenkt der großen Beiſpiele, die uns zur Nachahmung aufgezeichnet ſind, — Abrahams, der ſeinen innig geliebten Sohn zum Opfer bringen ſollte; Mariens, der ſeligſten Jungfrau, der beſten aller Mütter, die unter dem Kreuze des beſten aller Söhne, des göttlichen Sohnes, ſtehen mußte und, ungeachtet des zweiſchneidigen Schwertes, das ihre Seele durchdrang, im Vertrauen auf Gottes unwandelbare Vaterliebe aufrecht unter dem Kreuze ſtand. Wir wollen unſer Gebet mit dem Eurigen vereinen, daß Er Euch auch ein ſolches Vertrauen in das Herz legen, und, wenn Er je dieſes Opfer von Euch fordern ſollte, Euch auch die Kraft geben wolle, es zu bringen. Auch dieſes Leiden wird Euch dereinſt in Freude verwandelt werden. Durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zum Heil iſt der königliche Weg, den uns Gott führt.

Den lieben, leidenden Engel grüßet von mir und uns allen auf das allerfreundlichſte — recht in das Herz hinein! Erzählt ihm, wie geduldig Jeſus war und was Er Alles aus Liebe zu uns gelitten hat! Erzählt ihm von der Schönheit des Himmels, und wie wir es dort bei dem lieben Vater im Himmel ſo gut haben werden! Wie die heiligen Engel Gottes, denen wir dort gleichen werden, ſich freuen werden, uns in ihrer Mitte zu haben; wie alle, die hier ſo viel zu leiden haben und es geduldig leiden, im Himmel in lauter Freude wieder vereinigt werden! —

O ſelig, wer in ſeiner Unſchuld, unbefleckt von dieſer ſündevollen Welt, in jene beſſere Welt eingehen kann! Daß wir alle Euch alle und Eure lieben Kinder mit einem Herzen voll der zärtlichſten, theilnehmendſten Liebe grüßen, darf ich Euch wohl nicht erſt ſagen. Gott, der allen Leidenden nahe iſt, wolle recht mit Euch ſeyn, Euer Herz mit ſeinem göttlichen Troſte erfüllen und Euch nach dieſen leidensvollen Tagen auch wieder Erquickung finden laſſen! Nochmal von ganzem Herzen

Euer

liebender Bruder

Chriſtoph.

Das Kind ſtarb, und ein Jahr darauf wurde den Aeltern innerhalb drei Tagen auch eine Tochter von zwölf Jahren durch den Tod entriſſen. Er ſchrieb ihnen auf dieſe Trauerbotſchaft: „Die ganz und gar unerwartete Trauernachricht von dem Tode der geliebten Nannette hat mich ſehr erſchüttert und mein Herz mit tiefer Betrübniß erfüllt. Ich kann mir denken, wie es erſt Euch, den liebenden Aeltern eines ſo liebenswürdigen Kindes, um das Herz ſeyn müſſe. Wohl muß Euer Schmerz ganz unbeſchreiblich ſeyn. Allein, liebſte Geſchwiſter, ſo gerecht Euer Schmerz iſt und ſo aufrichtig unſere Theilnahme, ſo heiße Thränen der geliebten Nannette auch dahier floßen und noch fließen, ſo müſſen wir uns doch wieder faſſen. Wir ſind

wirklich recht beſorgt, Eure Betrübniß möge Euch zu ſehr angreifen und Eurer Geſundheit, auf der das Glück Eurer beiden noch übrigen Kinder beruht, nachtheilig werden.

Es iſt mir eine große Herzensangelegenheit, Euch getröſtet und in den göttlichen Willen ergeben zu wiſſen. Wohl möchte ich Euch ein Wort des Troſtes ſagen, allein ich fühle es wohl, wie ſchwer es iſt. Was ich auch ſagen kann, wißt Ihr ſchon zuvor, doch iſt es gut, Euch daran zu erinnern; — wir müſſen die göttlichen Verheißungen und Wahrheiten in ſolch trauriger Lage feſt erfaſſen und uns daran halten.

Es iſt allerdings ein großer Verluſt, ein ſo geliebtes, hoffnungsvolles Kind, die Stütze, Freude und Krone ſich ſo auf einmal entriſſen zu ſehen. Allein ſie iſt uns ja nicht für immer entriſſen. Wir müſſen unſere Blicke vom Grabe zum Himmel erheben. Ihr Staub ruht im Grabe, ſie ſelbſt iſt ein verklärter Engel. Ihr iſt nun wohl; ſie iſt in Freude, wir nur ſind in Thränen. Gönnen wir ihr, dem holden Engel, ihr Glück!

O, wenn ihre Stimme zu Euch gelangen könnte, o ſie würde Euch am beſten tröſten können. Sie konnte ja ſchon als ein Kind ihre Mutter über den Tod des geliebten Bruders am beſten tröſten. Was würde ſie jetzt erſt als ein verklärter Geiſt ſagen? Ich getraue mir nicht, ihr Worte in den Mund zu legen, — aber ſie würde doch nichts anderes ſagen,

als Chriſtus und ſeine Apoſtel und der Engel am Grabe: Suchet die Lebenden nicht unter den Todten, nicht im Grabe, ſie iſt nicht da; ſie lebt im Himmel. Sie würde Euch zurufen: Wir Menſchen ſind nur Pilger! Ich habe meine Pilgerreiſe früher vollendet und das Pilgerkleid abgelegt, und bin nun in dem Hauſe des Vaters. Ueber ein Kleines ſehen wir uns wieder!

Wer weiß, was der guten Nannette Alles bevorgeſtanden wäre? Wie vielen Gefahren iſt ein Mädchen in der Welt ausgeſetzt! Ihr iſt das ſchönſte Loos gefallen; ſie ward in ihrer Unſchuld hinweggenommen!"

Einer hochgeſtellten Frau wurde damals auch ihre Tochter in der ſchönſten Blüthe der Jahre durch den Tod entriſſen. Die betrübte Mutter klagte in einem Briefe Chriſtoph Schmid ihren Kummer über dieſen Verluſt und ſuchte Troſt bei ihm. Er ſchrieb ihr zurück: „Euer Gnaden ſeelenvolles, rührendes Schreiben hat einen ſolchen tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie nicht bald ein Brief; meine Betrübniß würde noch viel größer ſeyn, wenn in dieſem Schreiben bei allem Traurigen nicht ebenſo viel Tröſtliches enthalten wäre.

So hat denn die edle, liebenswürdige Marie ihre Laufbahn auf Erden ſo frühe vollendet! Es iſt dieß für Euer Gnaden, die liebevolle Mutter, und die ganze Familie ein unerſetzlicher Verluſt. Während

ich die Trauernachricht von ihrem Tode las, und mehrmals wieder geleſen, ſchwebte mir ihr liebliches Bild vor Augen. O, ſie war ſo beſcheiden, ſo edelmüthig und ihr Angeſicht war öfter von jenem himmliſchen Lächeln verklärt, das nur der Unſchuld eigen ſeyn kann! Sie war eine edle, reine Seele! Dem Hinſcheiden eines ſo geliebten Kindes beiwohnen zu müſſen, — o wie unendlich ſchmerzlich muß es dem Mutterherz geweſen ſeyn!

Allein ſo ſchmerzlich dieſes Hinſcheiden war, ſo troſtvoll war es auch. O wie ſchön, wie tröſtlich iſt es, daß ſie bei ihren vielen Leiden ſo geduldig war, daß ſie ſich in Gottes Willen ſo kindlich ergab, daß ſie nach Empfang der heiligen Sakramente noch ſagen konnte: O Mutter, ich bin ſo glücklich, ſo zufrieden! Daß ſie auch in der Nacht vor ihrem Tode ſagen konnte: Mir iſt ſo wohl, ich meine, ich bin es nicht mehr! Daß ſie am Morgen darauf ſo ſanft und ruhig einſchlief! Wer konnte dieſes ohne die innigſte Rührung vernehmen? So ward der Engel vollendet! Sie ſah, nach dem treuen Worte Jeſu, den Tod nicht. Sie entſchlief ſanft und erwachte im Himmel.

O verehrte gnädige Frau, wenn Ihre nunmehr verklärte Tochter nun noch zu Ihrer geliebten Mutter ſprechen könnte, ſie würde ſprechen: O Mutter, wie unausſprechlich ſelig bin ich jetzt erſt! Ich meine, ich bin es nicht mehr. Die Seligkeit, deren Ihre in Gott ruhende Tochter jetzt dort genießt, iſt ſo groß, daß

kein Auge ſie geſehen, kein Ohr ſie gehört, kein Menſchenherz ſie empfunden hat. Wer möchte nicht in dieſen Jahren, o ſo ſelig geſtorben ſeyn! Ein ſolches Glück beſchert Gott nur ſeinen Lieblingen. In dem Frühlinge ihres Lebens ward die Gute in ein beſſeres Leben verſetzt. Sie konnte in dem Kreiſe einer liebevollen Mutter und liebender Geſchwiſter die ſchönſte Zeit des menſchlichen Lebens, den Frühling desſelben, genießen, was der Sommer des Lebens Schwüles, Herbſt und Winter Oedes und Drückendes haben, erfuhr ſie nicht.

Freilich fühle ich es wohl, daß ſie eine große Sehnſucht nach ihr in Ihrer Familie zurückgelaſſen haben müſſe, daß ihre leere Stelle ohne eine Zähre nicht bemerkt werden kann, daß manche Freude dadurch getrübt werden müſſe, daß ſie nicht mehr Theil daran nehmen kann. Aber ſie iſt nun auch von allen Leiden befreit. Mit wie vielen Mühen iſt auch das glücklichſte Menſchenleben verbunden!

Und dann denken Sie, daß Sie nun an ihr eine Fürbitterin im Himmel haben, die unausgeſetzt Segen über ihre geliebten Aeltern und Geſchwiſter herabfleht; und dann iſt ja ein Wiederſehen! O welche Seligkeit, wenn Sie Ihr verklärtes Kind begrüßt vom Jubel der Seligen wiederſehen werden! Eine ſolche Freude, deren wir uns durch ein dem reinen Leben der Seligen ähnliches fähig machen wollen, hat dieſe Erde nicht!"

Auf dieſe und andere Weiſe trauerte Chriſtoph Schmid mit den Trauernden und tröſtete ſie liebreich mit den Troſtgründen unſerer heiligen Religion. Er freute ſich aber auch mit den Fröhlichen. Als im Jahre 1825 ſein geliebter Lehrer und Freund Biſchof Sailer, ſein Prieſterjubiläum zu Regensburg feierte, wäre der dankbare Schüler gerne dahin geeilt, um an dieſer Feſtlichkeit perſönlich Antheil zu nehmen, allein es war ihm unmöglich. Er drückte daher die Gefühle, die ſein Herz bewegten, in einem Feſtgedichte aus und ſandte es an Sailer. Es lautet: „Auf den 23. September 1825:

Flieh hin zur hohen Kathedrale
Mein Geiſt, am fernen Donauſtrand,
Wo mit dem erſten Morgenſtrahle
Ein Feſt beginnt für's ganze Land;

Wo Er mit Inful und mit Stabe
Als Biſchof am Altare ſteht,
Den, einſt ein armer Bürgerknabe,
Des Höchſten Huld ſo hoch erhöht!

Aus längſt entflohnen, goldnen Jahren
Strahlt unbeſchreiblich hehr und mild,
Umringt von edeln Jünglings-Schaaren,
Mir heut des großen Lehrers Bild.

Wie ſehnten wir uns nach der Stunde,
Da in dem Saale Er erſchien!
Ein Jeder hing an Seinem Munde,
Ein jedes Auge ſah nur Ihn!

Was Jeſus Chriſtus uns gelehret,
Was Schrift und Kirche uns bewahrt,

Die Kirchenväter uns erkläret,
Gelehrt haſt Du's nach ihrer Art.

Wir ſah'n Dich in des Volkes Mitte
Und in der zarten Kinder Schaar;
Hier in des armen Kranken Hütte —
Dort opfernd an des Herrn Altar.

Wie Viele, die Dich ſahen, danken
Dir ihres Lebens ganzes Glück,
Den Schwachen ſelbſt hieltſt Du in Schranken
Mit einem wehmuthsvollen Blick!

Zum Heile biſt Du Vielen worden
Von dort, wo Schnee die Alpen deckt,
Bis hin, wo in dem fernen Norden
Das Meer an Deutſchlands Küſten ſchlägt.

Wohl trat der Neid Dir auch entgegen,
Gehüllt in frommen Eifer ein;
Du bliebſt auf den betretnen Wegen, —
Und bald zerfloß der falſche Schein.

Der König ehrt in Dir den Weiſen
Von ſeinem Thron durch einen Ruf;
Wie ſtrahlteſt Du in jenen Kreiſen
Der hohen Schule, die er ſchuf!

Ja, er vertraut in ſeinem Sohne
Dir, edler, Hochverdienter Mann,
Das ſchönſte Kleinod ſeiner Krone —
Des Vaterlandes Hoffnung an!

Das Haupt der Kirche, jener hohe
Und vielgeprüfte, fromme Greis,
Deß' Heldenmuth noch jetzt die frohe,
Erſtaunte Welt bewundert heiß:

Pabſt Pius, der nunmehr Verklärte,
Er hat, bevor ſein Haupt ſich neigt'

Wie hoch er Deine Tugend ehrte
Mit eigner Hand Dir noch bezeugt.
Und Leo, den wir mit Entzücken
Und Ehrfurcht ſah'n von Angeſicht,
Der Deutſchland mit des Weiſen Blicken
Selbſt ſah in ungetrübtem Licht:
Er zeigt', daß er für eine Zierde
Der deutſchen Kirche Dich erkannt,
Da er zu einer höhern Würde
Von Petri Stuhle Dich ernannt.
Du ſteheſt heute da als Zeuge,
Wie endlich ſtets das Gute ſiegt,
Wie Gottes Huld zu Dem ſich neige,
Dem „Gut" zu ſeyn allein genügt!
So ſchauen wir nach Kampf und Leiden
In Deinem Prieſter-Jubeljahr,
Erfüllet Dich mit Himmelsfreuden,
Geliebter Biſchof, am Altar.
Und, Deine Jubelfreude theilend,
Fleh'n alle Freunde nah und fern,
Im Geiſte am Altare weilend,
Mit Einem Herzen heut zum Herrn:
O Gott, der Du uns Ihn gegeben,
Erhalt Ihn, beſter Vater, Du,
Nimm Jahre hin von unſerm Leben,
Und theil ſie Seinen Jahren zu!"

Chriſtoph Schmid war zehn Jahre Pfarrer in Stadion. Die württemberg'ſche Regierung wußte ſeine Verdienſte um Volks- und Jugendbildung zu ſchätzen.

Er erhielt von ihr einen Ruf als Profeſſor der Moral- und Paſtoraltheologie an die Univerſität Tübingen; auch wurde ihm die Stelle eines Regens des Prieſter-Seminars in Rottenburg angetragen. Er lehnte jedoch beide Anträge ab. Er wollte einfacher Seelſorger und dem Kreiſe der Kinderwelt nahe bleiben. Auch der damalige Fürſt von Sigmaringen, der Chriſtoph Schmid öfter als Feſtprediger am Feſte des heiligen Fidelis in ſeine Reſidenz einlud, ſuchte ihn, wiewohl vergebens, für ſein Fürſtenthum zu gewinnen.

Da beſtieg im Jahre 1825 Ludwig I. von Bayern den Königsthron. Die Verdienſte Chriſtoph Schmids um die Bildung der Jugend längſt kennend und ſchätzend, berief ihn König Ludwig im Jahre 1826 wieder nach Bayern in ſein Vaterland zurück, indem er ihm auf Anregung Sailers die Stelle eines Domkapitulars in Augsburg übertrug. Einer ſo ehrenvollen Berufung konnte und wollte ſich Chriſtoph Schmid, ſo gern er auch in Stadion war, nicht entziehen. Er folgte, gerührt von der Gnade Seines Königs dem Rufe, nur vermochte er wegen Kränklichkeit erſt im folgenden Jahre auf ſeine neue Stelle abzugehen. Biſchof Sailer konnte es kaum erwarten, bis ſein geliebter Schüler und Freund ſeinen neuen Poſten bezog. Er ſchrieb ihm von Regensburg aus:

„Ich wünſche und bete und hoffe, daß Du nun bei eintretender, milder Jahreszeit Deinen neuen Poſten

in Augsburg recht bald wirſt antreten können zur Freude aller Gutgeſinnten, die Dich dort ſehnlichſt erwarten, beſonders des braven Herrn Biſchofs und unſers lieben Webers. Letzterer ſchrieb erſt kürzlich: „„Chriſtoph hat noch immer nicht ſeine Stelle antreten können, weil er krank iſt; wir wollen zuſammenhelfen und ihn geſund beten.““ Ja wir wollen beten, daß Gott, der Dich ſo wunderbar ohne alles Zuthun dorthin berufen hat, Dir Geſundheit und Muth und Kraft gebe, dort zu ſeyn und zu wirken, was ſein Wille iſt, was zu ſeiner Ehre dient. — — Die milde Augsburger Luft, die gegen die rauhe Württemberger Alpluft ſehr abſticht, wird Vieles dazu beitragen, daß Du recht bald und vollkommen geneſeſt, und welchen ſchönen Wirkungskreis haſt Du dann vor Dir! Einen gutgeſinnten Biſchof, einen beſtgeſinnten General-Vikar, ſo viele liebe, gute Menſchen, die Dich hochſchätzen und verehren und auf Deine Ankunft ſich freuen. Und wer weiß, was der liebe Gott mit Dir noch in petto hat. Die Entwicklung Deiner Geſchichte wird keine andere ſeyn, als die, die Du in allen Deinen Geſchichten und Gedichten ſo ſchön darſtelleſt: Gottes Ehre, unverhoffte Verklärung ſeiner geheimnißvollen, weiſeſten Führungen, Belohnung des Verdienſtes und vollkommener Sieg der gerechten und guten Sache. Der Dich ſo ſchreiben und dichten lehrte, der wird es Dich auch erleben laſſen.

Darum ermuntere Dich, ziehe mit Abraham aus

in das ferne Land, das der Herr Dir zeigt; glaube wie Er, vertraue wie Er und Du wirſt erfahren, wie Er, daß der Herr gut iſt und alle Seine Wege!"

Dein Sailer.

So herzlich Biſchof Sailer Chriſtoph Schmid in Bayern willkommen hieß, ſo ſchmerzlich war es für ſeinen bisherigen Biſchof J. Baptiſt von Keller in Rottenburg, ihn aus Württemberg müſſen ſcheiden zu ſehen. Er ſchrieb ihm: „So innig meine Segenswünſche ſind, die ich Ihnen, Verehrter, über Ihren Ruf in das Domkapitel nach Augsburg, und beſonders über das Vertrauen widme, das Ihren Verdienſten geſchenkt worden iſt, ſo groß iſt mein Schmerz über den Verluſt durch den Austritt eines der würdigſten, ausgezeichnetſten und verdienteſten Mitglieder des Clerus aus dem meiner proviſoriſchen Verwaltung anvertrauten Sprengel. Noch mehr ſchmerzt es mich, daß ich nicht vermag, auf eine Ihrem Verdienſt um Religion angemeſſene Art Sie zurückzuhalten. Die zarte und würdige Geſinnung, womit Sie, Hochwerther, in Ihrem edeln Schreiben von mir, dem unverdienten Vorſtand, Abſchied nahmen, konnte meinen Schmerz nur noch vermehren, und entlockte meinen Augen Thränen, meinem Herzen Empfindungen der Wehmuth! Um ſo erhebender muß es Ihnen ſeyn, zu wiſſen, daß Sie die Achtung, Liebe, Ergebenheit und dankbare Verehrung des ganzen inländiſchen Clerus

bis auf den geiſtlichen Vorſtand in hohem Grade mit ſich nehmen. Es iſt eine Weihe Ihrem Talente, tief in die religiöſe Jugendbildung einzuwirken und Ihrem Eifer, Gutes im Reiche Gottes zu verbreiten, dargebracht. Ich wünſche, daß ich dieſe Weihe, wenn Sie, Verehrteſter, um die Entlaſſung vom kirchlichen Verbande einkommen, öffentlich darbringen könne. Indeſſen glaube ich und kann Ihren Austritt nicht nur nicht nahe denken, ſondern nähre noch Hoffnung. —

Ich ſehe noch Ihrem freundlichen Beſuche entgegen und lade Sie ein, Wohnung bei mir zu nehmen. Gott ſegne Sie nach der Fülle ſeiner Liebe in Jeſu unſerm Herrn! Mit inniger Verehrung

Ihr
gehorſamer Diener und Freund
Joh. Baptiſt, Biſchof.

Die Hoffnungen und Wünſche Biſchof Kellers gingen nicht in Erfüllung. Am 12. April 1827 überſandte er daher Chriſtoph Schmid die Entlaſſungs-Urkunde aus dem kirchlichen Verbande und ſchrieb dazu: „Meine hohe Achtung, verehrter Herr Domkapitular, und würdige Anerkennung Ihrer Verdienſte habe ich in die angeſchloſſene Faſſung der Entlaſſungs-Urkunde niedergelegt, und bedauere nur, daß es nicht in meiner Macht ſteht, Sie zurückzuhalten und für unſere Kirche zu gewinnen. Gott ſtärke Sie, daß Ihr Licht noch lange leuchte und beſonders die Ju-

gend für Christus erwärme, was Ihrem Geiste eigen ist. Ich bedauere unbeschreiblich, daß ich Sie nicht mehr bei mir sah. Gott wird mir das Glück für andere Zeit schenken. Beten Sie auch für mich! Ewig trägt segnend Ihr Bild im Gemüthe

Ihr

Freund J. Baptist, Bischof.

Im Mai 1827 verließ Christoph Schmid nach hartem Abschiede Stadion. Obwohl die Pfarrstelle zu den bessern des Landes gehörte, hatte er sich doch nur Weniges erübrigen können. Denn abgesehen von seiner Wohlthätigkeit war der Ertrag dieser Pfründe, so lange er sie hatte, keineswegs bedeutend. Die Fruchtpreise standen gerade in jenen Jahren sehr niedrig.

Das Theurungsjahr 1817 war das einzige Jahr, in dem, so lange Christoph Schmid in Stadion war, die Fruchtpreise sehr hoch standen; dieses war jedoch in der Gegend von Stadion beinahe ein totales Fehljahr. Auch sonst hatte er in ökonomischer Hinsicht Verluste zu erleiden. So schrieb er im Herbste 1822 seiner Schwester Therese, meiner Mutter, die als Wittwe in Ellwangen lebte: „Ich schickte dir gerne mehr, allein die Mäuse verzehren gegenwärtig den besten Theil des Pfarr-Einkommens.“ Doch Christoph Schmid nahm bei seinem Abschied etwas Besseres mit als Geld und Gut: die Segenswünsche seiner Pfarrkinder und den Dank der Armen. Seine ehe-

maligen Pfarrkinder beſuchten ihn noch in Augsburg, um Rath und Hülfe von ihm zu erbitten und in vielen Häuſern ſeiner Pfarrei wurde für Chriſtoph Schmid alle Abende lange Zeit ein Vater unſer gebetet.

---

4. Chriſtoph Schmid als Domkapitular in Augsburg.

Als ſich Chriſtoph Schmid Augsburg näherte und vom Sandberge aus die ſchöne Stadt mit ihren vielen Thürmen im Scheine der Abendſonne erblickte, ſagte er zu ſeiner Schweſter, die bei ihm im Reiſewagen ſaß: „Wie wunderbar fügt Gott doch Alles im menſchlichen Leben! Vor mehr als dreißig Jahren ging ich zu Fuß als junger Prieſter auch zur Frühlingszeit nach Augsburg, um mich dort prüfen zu laſſen und bei den damaligen Domherren meine Aufwartung zu machen. Mit Schüchternheit läutete ich an ihren Wohnungen an. Und heute fahre ich im Reiſewagen in eben dieſe Stadt, um da als Domherr zu leben und zu wirken.“

Chriſtoph Schmid wurde von dem damaligen Biſchofe Ignaz Albert von Riegg ſehr herablaſſend und gütig, von dem General-Vikar von Weber, ſeinem frühren Lehrer, ſehr herzlich augenommen. Letzterer lud Chriſtoph Schmid und ſeine Schweſter ein, ſo

lange bei ihm zu wohnen, bis seine Logie gehörig eingerichtet war.

Am 24. Mai 1827 wurde Christoph Schmid in der Domkirche zu Augsburg in sein neues Amt eingesetzt. Eine große Menschenmenge war versammelt, um an dieser Feier Theil zu nehmen; viele freuten sich, den beliebten Jugendschriftsteller, dessen Erzählungen sie bereits mit großem Vergnügen gelesen hatten, von Angesicht zu sehen. Mancher Vater, manche Mutter zeigten ihren Kindern den Verfasser der Ostereier.

Da Christoph Schmid bisher auf dem Lande gelebt und den stillen Aufenthalt daselbst sehr lieb gewonnen hatte, gewöhnte er in der Stadt schwer an. Dazu kam noch, daß er als der jüngste Domherr keine eigene Amtswohnung hatte, sondern in der Hausmiethe wohnen mußte. Die Logie, welche Generalvikar Weber für ihn gemiethet hatte, befand sich zwar in der Nähe der Domkirche, war jedoch mehrere Stiegen hoch und in einer der geräuschvollsten Straßen Augsburgs gelegen; auch hatte sie die Sonne erst gegen Abend. Christoph Schmid sehnte sich daher Anfangs oft wieder zurück nach dem gewohnten, stillen Landaufenthalt und nach seinem freundlichen Studirzimmer in Stadion. Es wollte ihn fast reuen, das stille, den Musen günstige Landleben, mit dem geräuschvollen Stadtleben vertauscht zu haben. Auch arbeitete er sich nicht ohne Mühe in die vielfach

trockenen Kanzleigeſchäfte hinein, die er als Dom=kapitular zu beſorgen hatte. Er mußte Anfangs ſeine kindliche Muſe, die ſich mit dem Aktenleſen nicht ver=trug, ganz bei Seite ſetzen; es fehlte ihm überhaupt die Luſt zu ſchreiben. Seine Freunde ermunterten ihn auf alle Weiſe, und Sailer ſchrieb ihm: „Es freut mich unendlich, daß Du nun einmal in Augs=burg angekommen biſt. Ich habe die feſteſte, feſteſte Ueberzeugung, daß Du dort an Deinem Platze biſt und daß der Herr, der Dich hingeſandt, Dir Muth, Licht und Kraft verleihen wird, Dein neues Tage=werk zu erfüllen und es mit Freude zu erfüllen. Ich bin aller Strapatzen ungeachtet recht geſund und wohl von meiner Geſchäftsreiſe zurückgekommen, ein neuer Beweis für mich, wie viel man zu ertragen vermag, wenn man ſich auf den allmächtigen Weltenträger ſtützt. Sollte die Bürde, die Dich drückt, für jene mächtigen Schultern zu ſchwer ſeyn können? Nein, gewiß nicht! Lade Du ſie Ihm nur recht vertrauens=voll auf; Er trägt ſie und Dich.“

Die Schweſter Chriſtoph Schmids wußte am beſten, was ihr Bruder vor Allem bedurfte, um ſein neues Tagewerk mit Freude zu erfüllen und wieder Erzäh=lungen zu ſchreiben: das war eine eigene, freundliche Wohnung, ein ſtilles, ſonniges Studirzimmer und wo möglich ein Gärtchen mit Blumen davor. Zu ihrer Freude wurde ein kleines, auch nicht weit vom Dome gelegenes Haus feil. Der Kauf wurde ab=

geſchloſſen und Chriſtoph Schmid zog dahin. Hier hatte er, wornach er ſich ſehnte, ein ſtilles Studirzimmer, das die Morgenſonne beſchien, ein Gärtchen mit Blumen, einzelnen Obſtbäumen und einem laufenden Brunnen. Er lebte wie neu auf, arbeitete mit Freude in ſeinem Berufe und fing wieder an, Erzählungen zu ſchreiben.

Eine Zeit lang redigirte er im Auftrage des General-Vikar Weber eine Schrift, welche unter dem Titel „Conferenz-Arbeiten der Augsburg'ſchen Diözeſan-Geiſtlichkeit" in der Wolffiſchen Buchhandlung daſelbſt 1829 in Heften herauskam. Auch ſchrieb er Aufſätze in die von Hönninghaus damals in Würzburg herausgegebenen Palmblätter, eine Wochenſchrift für chriſtliche Familien.

Im Ordinariate hatte er das Referat über die Schulangelegenheiten. Es wird von Chriſtoph Schmid gerühmt, daß er jeden Prieſter der Diözeſe Augsburg, der in irgend einer Angelegenheit zu ihm kam, immer ſehr liebevoll aufnahm, ihn anhörte und im geiſtlichen Rathe, wenn es möglich war, für ihn ſprach. Er nahm nie eine einſeitige Anklage an, ſondern ſagte: man muß beide Theile hören. Eine ſtrenge Amtsmiene, ein hoher, abweiſender Ton war ſeiner Natur durchaus zuwider; auch in dem jüngſten Cleriker ehrte er den Prieſter. In den Concursprüfungen war er ſehr rückſichtsvoll, half nach und munterte die Candidaten auf, unerſchrocken zu ſeyn. Wenn ſie ihm

nach herkömmlicher Weiſe die Aufwartung machten, ſo fragte er jeden ſehr freundlich nach ſeinen Verhältniſſen, ſeinen Aeltern ꝛc., ermunterte alle mit mildem Ernſte, ſich ganz ihrem erhabenen Berufe zu widmen und bat ſie um ihr Gebet.

Chriſtoph Schmid predigte in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Augsburg öfter bei feſtlichen Veranlaſſungen im Dom, auch in andern Kirchen der Stadt. Er hielt das Hochamt, wenn es ihn traf, und ſonſt alle Sonntage die ſo genannte Segen-Meſſe um 9 Uhr in der Domkirche. Alle, welche dieſem Gottesdienſt beiwohnten, waren erfreut und gerührt, wenn ſie den ehrwürdigen Greis am Altare ſahen, wo er mit inniger Andacht das heilige Opfer darbrachte.

Im Jahre 1832 wurde Chriſtoph Schmid das Amt eines königl. Kreisſcholarchen für Schwaben und Neuburg übertragen. Als gründlicher Kenner des Schulweſens wirkte er ſehr ſegensreich in dieſer Stellung für Jugendbildung und Erziehung. Sein Grundſatz war namentlich in Beziehung auf Landſchulen, nur das Allernothwendigſte, dieſes aber recht gründlich, zu lehren; multum non multa. Er ſagte, „die neueren Pädagogen ſpannen ihre Forderungen zu hoch.“ Er ſah bei Anſtellung der Lehrer nicht bloß auf gründliche Kenntniſſe, ſondern hauptſächlich auf religiöſe und ſittliche Bildung. Nicht wenige Lehrer wandten ſich mit Bitten und Fragen an ihn. Er

antwortete ihnen freundlich und half, so gut er konnte. Stets hat er den Lehrerstand sehr hoch geachtet; er kannte aus Erfahrung den schweren Beruf eines Volksschullehrers. Er war, wie er sich ausdrückte, selbst viele Jahre „deutscher Schulmeister." Christoph Schmid wurde auch zum Mitglied der im Jahre 1834 angeordneten Commission zur Prüfung und Abfassung zweckmäßiger Lehrbücher für die Volksschulen Bayerns ernannt. Er verfaßte, in Gemeinschaft mit dem berühmten Naturforscher Schubert, den Naturgeschichtlichen Theil des Lehr- und Lesebuches für die mittlern und obern Klassen der deutschen Schulen im Königreich Bayern.

Im Jahre 1836 gab er, von dem Bischofe Ignaz Albert von Riegg dazu aufgefordert, einen Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg heraus. Bischof Riegg sagt in dem Einführungsschreiben: „Nachdem wir diesen Katechismus Unserer Absicht entsprechend gefunden, ihn Seiner Päpstlichen Heiligkeit vorgelegt, der heilige Vater die Prüfung desselben mehrern, von Ihm außersehenen Gottesgelehrten und einer Congregation von Cardinälen übertragen, in einem wahrhaft väterlichen Schreiben Uns dazu Glück wünschte und von Einführung desselben den glücklichsten Erfolg erwartet, so gereicht es Uns zu sehr großer Freude, gegenwärtigen „„Katechismus der christkatholischen Religion für das Bisthum Augsburg"" Unsern geliebten Bis-

thums=Angehörigen nunmehr gedruckt in die Hand geben zu können.“ Biſchof Peter von Richarz, der Nachfolger von Rieggs fand den Katechismus der Beibehaltung werth; Biſchof Leopold von Mainz führte ihn in ſeinem Bisthume ein; auch Biſchof Johann Baptiſt Purzell von Cincinati in Nordamerika hat dieſen dort mit Stereotypen gedruckten Katechismus in einem der genannten Ausgabe vorgeſetzten biſchöflichen Schreiben den Katholiken ſeines Bisthums nachdrücklichſt empfohlen.

Im Jahre 1837 ernannte König Ludwig Chriſtoph Schmid in Anerkennung ſeiner Verdienſte zum Ritter des Verdienſt=Ordens der bayeriſchen Krone. Wann König Ludwig nach Augsburg kam und das Domkapitel empfing, ſprach der König immer beſonders gnädig und längere Zeit mit Chriſtoph Schmid und gedachte dabei jedesmal Biſchof Sailers. Ebenſo äußerten die Prinzen und Prinzeſſinnen des Königl. Hauſes ſtets ſehr gnädige Geſinnungen gegen ihn. Eine Dignität im Domkapitel hat Chriſtoph Schmid nie begleitet. Es wäre ihm ein Leichtes geweſen, eine ſolche zu erhalten. Als nach dem Tode des Domdekan Pichler dieſe Stelle in Augsburg erledigt war, wurde Chriſtoph Schmid, der ſich in Schulangelegenheiten eben in München befand, zu König Ludwig gerufen. Der König wollte Chriſtoph Schmid's Anſicht über eine Schulſache von ihm ſelbſt hören und fragte ihn bei dieſer Veranlaſſung, ob er keinen

Wunſch habe. Chriſtoph Schmid äußerte keinen. Sogleich nach dieſer Audienz ernannte der König den Domkapitular Egger zum Domdekan. Als einmal in Gegenwart Chriſtoph Schmids davon die Rede war, es ſey auffallend, daß ihm keine Dignität im Domkapitel übertragen worden ſey, antwortete er: „Ich habe nie eine geſucht, wie hätte ich, da ich mit Geſchäften ſchon überhäuft war, dann noch etwas für die Kinder ſchreiben können?“

Was das häusliche Stillleben Chriſtoph Schmids in Augsburg betrifft, ſo ſaß er auch hier alle Morgen im Winter wie im Sommer ſchon um vier Uhr an ſeinem Arbeitstiſchchen. Die Morgenſtunden waren ihm die liebſten im Tage. Da konnte er ganz ungeſtört arbeiten, beſonders im Winter, wann Alles umher noch in tiefem Schlafe lag. Er ſagte: die Zeit von 4 Uhr bis 8 Uhr iſt faſt die einzige, die ich im Tage mein nennen kann. Wenn ſich allmählig die Gardinen und Läden der benachbarten Häuſer öffneten, hatte Chriſtoph Schmid oft ſchon ein ganzes Kapitel einer Erzählung geſchrieben. Um ſechs Uhr ging er, wenn ihn rheumatiſche Leiden nicht daran hinderten, in den Chor, dann las er die heilige Meſſe. Den Vormittag über hatte er, zumal wenn geiſtlicher Rath gehalten wurde, mit Ordinariatsgeſchäften zu thun. Mittags ſpeiste er immer ſehr einfach; nur wenn, was nicht ſelten der Fall war, Gäſte geladen waren, wurde eine reichere, doch niemals koſtbare Mahlzeit bereitet. Er

betete, ſein ſchwarzſeidnes Käppchen, das er ſtets zu Hauſe trug, in den Händen haltend, immer ſehr andächtig, bevor er ſich mit ſeinen Gäſten zu Tiſche ſetzte und wies ihnen dann mit der ihm eigenen Freundlichkeit ihre Plätze an. Wollten hie und da einige aus Höflichkeit wegen der Plätze Umſtände machen, ſo pflegte er lächelnd zu ſagen: „Das Leben iſt viel zu kurz, um lange Komplimente zu machen.“ Während des Eſſens war Chriſtoph Schmid immer ſehr heiter und unterhielt ſeine Gäſte ſehr angenehm. Namentlich war er unerſchöpflich im Erzählen von Anekdoten. Alle, die bei ihm ſpeisten, werden ſich mit Vergnügen an dieſe Stunden erinnern. Je nachdem Gäſte da waren, las er beim Nachtiſch auch Erheiterndes und Belehrendes vor. Von den Fehlern anderer Menſchen ſprach Chriſtoph Schmid höchſt ſelten und dann nur mit Bedauern. Er lenkte ſogleich das Geſpräch von den Fehlern derſelben auf ihre guten Seiten oder ſchwieg ganz. Ueberhaupt waren ſeine Urtheile über Andere ungemein mild und ſehr vorſichtig. Wie in ſeinen Erzählungen, ſo liebte er in ſeinen Geſprächen mehr das Licht als die Finſterniß.

Nachmittags pflegte Chriſtoph Schmid bei guter, freundlicher Witterung einen Spaziergang in den ſchönen Alleen, die Augsburg umgeben, zu machen. Er rühmte, wenn er unter den hohen, ſchattigen Linden luſtwandelte, gerne die ehemaligen Väter der Stadt, welche

dieſe herrlichen Spaziergänge angelegt hatten. Kinder kamen herbeigeſprungen, brachten ihm Blumen und küßten ihm die Hand. Er lächelte freundlich und dankte herzlich für dieſe lieben Gaben aus den Händen der Unſchuld. Auf dieſen Spaziergängen begleitete ihn faſt immer einer der Domherren, der ihm beſonders befreundet war. Viele Jahre hindurch war Euſtach Rieger, der einige Zeit nach Chriſtoph Schmid Domherr in Augsburg wurde, ſein täglicher Geſellſchafter und Begleiter. Rieger war früher Pfarrer und Dekan zu Weichering bei Neuburg an der Donau und Chriſtoph Schmid ſeit mehr als dreißig Jahren befreundet. Chriſtoph Schmid rühmte ſeinen biedern, aufrichtigen, geraden Charakter, ſeine gründliche Beurtheilungskraft, ſeine umfaſſenden theologiſchen Kenntniſſe und überhaupt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. Er trug auch Vieles dazu bei, daß dieſer ſehr edle Mann und treffliche Arbeiter in das Domkapitel kam. Mir iſt, ich ſehe beide Freunde noch miteinander luſtwandeln, Rieger groß von Statur und, da er hinkte, ſich ſtets auf ſeinen Stock ſtützend; Chriſtoph Schmid klein, aber aufrecht einhergehend, immer ohne Spazierſtock, die rechte Hand vorn in dem dunkelblauen Oberrocke, die linke auf dem Rücken ähnlich wie Napoleon dargeſtellt wird, mit dem er in Einem Jahre und an Einem Tage geboren wurde. Da Domherr Rieger ein großer Kenner und Freund der Geſchichte war, die Jahreszahlen, ja

Monatstage beinahe aller Schlachten und wichtigſten Staatsbegebenheiten der neuern Zeit auswendig wußte, auch den ganzen franzöſiſchen Krieg miterlebt hatte, ſo war die Geſchichte meiſtens der Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Beſonders lenkte Chriſtoph Schmid gerne das Geſpräch auf Napoleon, deſſen Scharfblick und große Feldherrntalente er außerordentlich bewunderte. Er erzählte, ein franzöſiſcher Offizier habe ihm unter Anderm geſagt, wenn Napoleons Marſchälle unſchlüßig geweſen ſeyen, was ſie thun ſollten, und zu keiner Entſcheidung kommen konnten, ſo hätten ſie zu einander geſagt: „Warten wir, bis der Kaiſer kommt.“ Kaum war er nach ſeiner Gewohnheit raſch in ihre Mitte getreten und hatte ſie angehört, dann habe er nach kurzem Beſinnen geſagt: „So macht mans“ und dann ſey allen die Löſung ſo einfach und klar erſchienen, daß ſie ſich wunderten, dieſelbe nicht eben ſo leicht gefunden zu haben. Von dem franzöſiſchen Volke habe Napoleon geäußert: „Es gleiche einem muthigen Roſſe, es bedürfe eines guten Reiters.“ Auch von der Unterredung Napoleons mit Sailer im Lager vor Landshut erzählte Chriſtoph Schmid. Es iſt Schade, daß die Mittheilungen beider Freunde über ihre Erlebniſſe in den franzöſiſchen Kriegen nicht aufgezeichnet worden ſind. Sie wären gewiß eben ſo belehrend als unterhaltend zu leſen.

An heitern Abenden beſuchte Chriſtoph Schmid zuweilen die Sternwarte, auf welcher der als Aſtronom

bekannte Domherr Stark damals ſeine Beobachtungen anſtellte; denn wie Chriſtoph Schmid die Blumen der Erde liebte und ſie mit dankbarem Aufblicke zu Gott betrachtete, ſo auch die Sterne des Himmels. Er kannte die Namen und die Stellung der vorzüglichſten Geſtirne und beſaß ſelbſt einige ſehr genau gezeichnete Sternkarten, die er von einem alten Offiziere, einem großen Freunde der Aſtronomie, zum Geſchenke bekommen hatte und zwar aus folgender Veranlaſſung. Dieſer Offizier war einmal Badgaſt im Jordanbade bei Biberach, wohin, wie oben bemerkt, Chriſtoph Schmid von Stadion aus öfter kam. In einer ſchwülen Sommernacht ſaßen die Gäſte noch im Freien. Da ſagte der Offizier, indem er nach dem Himmel ſchaute: „Kein Sternbild iſt zu ſehn! Der matte Schein dort, der einzelne, iſt aus der Kaſſiopea“: und wandte ſich an die Badgäſte mit der Frage: „Wer ſagt dies?“ Alle ſchwiegen, nur Chriſtoph Schmid entgegnete: „Schiller läßt dieſe Worte Wallenſtein ſagen.“ Als der alte Kriegsmann hörte, wie vertraut Chriſtoph Schmid, den er für einen gewöhnlichen Landpfarrer gehalten hatte, mit den deutſchen Klaſſikern ſey, begegnete er ihm mit großer Achtung, unterhielt ſich die Badezeit hindurch ſtets mit ihm und ſchenkte ihm, da er ſeine Freude an der Aſtronomie bemerkte, dieſe ſehr guten Sternkarten. Domherr Stark unterhielt ſich daher auch gerne mit Chriſtoph Schmid, und lud ihn ein, ſeine

Sternwarte recht oft zu beſuchen. Eines Abends, da beide ſich wieder einmal auf derſelben befanden, meldete der Diener einen Herrn mit zwei Damen. Stark ſagte: „Der Herr mag heraufkommen, von den Damen darf keine meine Sternwarte betreten.“ Chriſtoph Schmid fragte Stark nach der Urſache des Verbotes. „Sehen Sie, Herr Collega,“ erwiederte dieſer, „dort in der Ecke hatte ſchon längere Zeit eine Spinne ihr Netz ausgeſpannt und ich beobachtete an ihr den Witterungswechſel. Da kam ohnlängſt eine Dame und ſtreifte mit ihrem Sonnenſchirm, wahrſcheinlich aus Reinlichkeitsliebe, das Gewebe ſammt der Spinne ab. Ich empfand einen großen Aerger darüber und habe mir feſt vorgenommen, nie mehr ein Frauenzimmer auf meine Sternwarte zu laſſen; nie, nimmermehr,“ wiederholte der Aſtronom mit Nachdruck. Alle Damen wurden ohne Weiters von dieſer Zeit an abgewieſen.

Zu Nacht ſpeiste Chriſtoph Schmid nie mehr als ein oder zwei Eier, und las die Zeitungen. Nach vollbrachtem Tagewerke kam ſeine Schweſter Franziska mit ihrem Strickzeug auf ſein Zimmer, wo er ihr dann gewöhnlich noch eine Stunde vorlas. Sie ſchrieb ihm auch alle Manuſcripte ſeiner Erzählungen für den Druck ſehr deutlich in's Reine. Franziska hatte in ihrer Jugend ſelbſt mehrere ſehr liebliche Gedichte gemacht und las, ſo weit es ihr die Haushaltungsgeſchäfte geſtatteten, gerne gute und in-

tereſſante Bücher. Einmal verurſachte ihr ihre Leſeluſt beinahe einen Todesſchrecken. Das Buch, „die Seherin von Prevorſt" von Juſtinus Kerner, dem Chriſtoph Schmid perſönlich befreundet war, machte damals viel Aufſehen. Chriſtoph Schmid theilte es auch ſeiner Schweſter mit. Da ſie den Tag über keine Zeit zu leſen hatte, ſo benützte ſie die Nacht dazu. Es war bereits 12 Uhr und Franziska ganz in den geiſterhaften Inhalt dieſes Buches vertieft. Sie las eben jenes Kapitel, in dem von einem kleinen, grauen Geiſt erzählt wird. Auf einmal öffnete ſich leiſe die Thüre ihres Zimmers und eine kleine, graue Geſtalt trat herein. Franziska that einen lauten Schrei und ſank beinahe vor Schrecken vom Seſſel. Die kleine, graue Geſtalt war jedoch Niemand anders als ihr Bruder Chriſtoph, welcher im Hauſe einen grauen Ueberrock zu tragen pflegte. Er hatte noch ſo ſpät von ſeinem Zimmer aus den Wiederſchein eines Lichtes aus ihrem Zimmer an der gegenüberliegenden Gartenmauer bemerkt und war gekommen, nachzuſehen, ob ſie vielleicht unpäßlich geworden ſey. Zum Glück war der Schrecken der Schweſter ohne Folgen.

Chriſtoph Schmid liebte es, in ſeinem Zimmer ſtets einen Singvogel zu haben. Schon als Kaplan hatte er, wie er im dritten Bändchen ſelbſt erzählt, ein Rothkehlchen, ſpäter einen Kanarienvogel oder eine Nachtigall. Er fütterte ſie ſelbſt und ſie kann-

ten ihn ganz genau. Ein Kanarienvogel, den er lange Zeit hatte, kam oft auf das Tischchen, an dem er schrieb, geflogen und zupfte an seiner Feder, bis er ein Apfelschnitzchen oder ein grünes Blättchen bekam. Er flog in den Garten hinaus und kehrte selbst wieder in sein Käfig zurück. Die Nachtigall kannte ihn an der Stimme. Wenn er Nachts ohne Licht in sein Studirzimmer ging und die Nachtigall deßhalb erschreckt scheu im Bauer umherflog, so wurde sie sogleich ruhig, sobald er zu sprechen angefangen hatte. Auch die Finken und Emmerlinge, welche sich auf den Bäumen seines Gärtchens aufhielten, kamen, besonders im Winter, an seine Fenster geflogen, wo sie dann von ihm gefüttert wurden. Als er einmal verreist war, schrieb ihm seine Schwester: „Ihren lieben Vögelein hat es recht ahnt nach Ihnen gethan. Sie haben in den ersten Tagen gar heftig um das Haus geschrieen. Wenn sie an das Fenster hergeflogen sind, haben sie einen Maurer, Hafner, Schreiner oder Maler gesehen, und sind verscheucht wieder fort. Ich füttere sie fleißig und vergiß sie schon um Ihretwillen niemals."

Wie traurig war der Verfasser der Erzählung: „der Kanarienvogel", als einmal eine fremde Katze die Jungen aus einem Nestchen raubte, das ein Schwarzplättchen in einem Gebüsche seines Gartens gemacht hatte, und zu dem er vorher oft hingeschlichen war, um die jungen Vögelein darin zu betrachten. Ein

zartes Kinderherz hätte keinen größern Schmerz empfinden können.

Unter den Blumen liebte Christoph Schmid besonders die Rosen. Seine Schwester trug daher Sorge, daß alle Sommer ein schöner Rosenflor den Hausgarten schmückte. Nicht selten sah man Christoph Schmid, wenn er darin umherging, längere Zeit vor einem der blühenden Rosensträuche betrachtend stehen bleiben. Einmal sagte er: „Die Rose ist doch die Königin der Blumen. Wenn die Rosensträuche seltener wären, so würden Fürsten sich viel Geld kosten lassen, einen Rosenstock in ihren Gärten zu haben und ihn als die schönste Zierde derselben betrachten. Allein der ärmste Landmann kann diese wunderschönen Blumen in seinem Gärtchen ziehen und die Allmacht des Schöpfers daran bewundern. Auch daraus erhellt die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes.“ Die kleinen, grünen Insekten, mit denen Zweige und Blätter der Rosensträuche oft ganz bedeckt sind, beschäftigten seine Aufmerksamkeit insbesondere. Er beobachtete sie durch ein Vergrößerungsglas und schrieb einen Aufsatz, der sich unter seinen hinterlassenen Papieren befindet und den Titel hat: „Der Rosenstock und seine Bewohner.“

Nächst den Rosen liebte Christoph Schmid besonders die Levkojen; karmoisinrothe, dunkelblaue, weiße, gesprengte schmückten in Töpfen seine Fenster-Gesimse.

Er pflegte und begoß ſie immer ſelbſt. Auf ein Blättchen ſchrieb er:

Die Levkojen.

Er, der dieſe ſchönen, milden
Farben konnt' aus Staube bilden,
Dieſe lieblichen Geſtalten
Aus dem Samenkorn entfalten,
Er, der dieſen ſüßen Duft
Aus der todten Erde ruft —
O welch' hohe Seligkeiten
Wird Er uns erſt dort bereiten
In dem vollen, großen, weiten
Schauplatz ſeiner Herrlichkeiten!

Man konnte Chriſtoph Schmid eine große Freude machen, wenn man ihm einen duftenden Blumenſtrauß, einen blühenden Blumentopf oder reife Früchte in's Zimmer ſtellte. Unter den letztern liebte er beſonders die Pfirſiche und die Trauben. Er ließ ſie oft längere Zeit, bevor er ſie genoß, auf dem Tiſche ſtehen, um ſie zu betrachten. Das ſanfte, wie hingehauchte Roth der Pfirſiche, das duftige Blau der Trauben konnte er nicht genug anſehen. Er bewunderte Gottes Allmacht und Schönheit daran. Dieſen ſinnigen Betrachtungen verdankt die Kinderwelt manche liebliche Erzählung.

Auf eine elegante Hauseinrichtung ſah Chriſtoph Schmid nicht. Seine Sopha's, Seſſel, Möbel überhaupt waren alt und unſcheinbar. Spiegel hatte er

weder in ſeinem Gaſtzimmer noch in ſeinem Studirzimmer. Er ſagte: „Ein ſchönes Gemälde iſt mir lieber als der koſtbarſte Spiegel.“ Nach und nach erwarb er ſich, namentlich durch billigen Ankauf in Auctionen, eine Sammlung hübſcher Oelgemälde. Außer den ſchon genannten vier Huber'ſchen Stücken hatte er von demſelben Meiſter noch zwei ſehr gelungene Bilder: Jeſus den Kinderfreund und Jeſus am Kreuze. Dann eine Geburt Chriſti von Baſſano und ein kleines, liebliches Marienbild angeblich von Saſſoferato; zwei größere italieniſche Landſchaften, der Morgen und der Abend, welche ſich bei der rechten Beleuchtung von vorzüglicher Wirkung zeigten; drei Blumenſtücke aus der Niederländer-Schule, die wohlgetroffenen Portraits ſeiner geliebten Lehrer Sailer und Weber und viele kleinere Landſchaften. Maler Butziger in Augsburg, welcher das am meiſten ähnliche Portrait Chriſtoph Schmids zeichnete, mußte ihm einige Werke großer Meiſter copiren. Er beſaß deßgleichen werthvolle ältere Kupferſtiche und ſchöne neuere Lithographien. So oft er in Schulangelegenheiten nach München kam, brachte er den größten Theil ſeiner freien Zeit in den dortigen Gemälde-Gallerieen zu. In den beiden Erzählungen: „Der Weihnachtsabend“ und „Angelika“ ſpricht ſich Chriſtoph Schmids Liebe zu der edeln Kunſt der Malerei ebenſo anziehend und belehrend aus.

Ein faſt noch größerer Freund als von ſchönen

Gemälden war Christoph Schmid von guten Büchern. Zu seiner Zeit befand sich ein blinder Antiquar, Namens Windprecht in Augsburg. Er hatte seinen Bücherladen an einer Ecke der Maximiliansstraße. Bei diesem Blinden mußte das Gefühl die Stelle und den Dienst des Gesichtes ersetzen. Er hatte auch wirklich ein so feines Gefühl in den Händen, daß er, wenn er ein Buch einmal damit befühlt hatte, sogleich sagen konnte, was es für ein Buch sey. Christoph Schmid ging fast niemals an dem Bücherstande dieses blinden Antiquars vorüber, ohne ihn zu grüßen und das eine oder andere Buch zu kaufen. Einmal fragte er nach dem englischen Lexikon von Arnold. Der Blinde erwiederte, dieses Werk habe er nicht hier oben, sondern in seinem Gewölbe unten; er werde es sogleich holen. Christoph Schmid erbot sich, mit in das Gewölbe hinabzugehen, um dem Blinden das Buch suchen zu helfen. Dieser aber entgegnete lächelnd: „Lassen Sie mich nur allein gehen, Herr Domkapitular, Sie würden das Werk doch nie in meinem Gewölbe finden; denn dort ist es stockfinster; da weiß ich allein Bescheid.“ Nach kurzem Verweilen brachte der Blinde das Lexikon.

Ein andermal kam Christoph Schmid mit Stadtpfarrer Albrecht an den Bücherstand des Blinden. Dieser erkannte Christoph Schmid sogleich an der Stimme und reichte ihm, wie gewöhnlich, die Hand. Anstatt Christoph Schmid bot jedoch Pfarrer Albrecht

dem Blinden die Hand. Kaum hatte dieſer ſie befühlt, ſo ſagte er: „das iſt nicht Ihre Hand, Herr Domkapitular; Ihre kleine und zarte Hand kenne ich wohl, dieſe Hand hatte ich noch nie in der meinigen.“ Chriſtoph Schmid löste dem Blinden das Räthſel und beide Herren bewunderten das richtige Gefühl des Blinden. Chriſtoph Schmid erwarb ſich nach und nach eine reiche Sammlung werthvoller Bücher; er ließ über dieſelben lauter Umſchläge von gelbem Papier machen und ſchrieb ſelbſt die Titel ſehr zierlich darauf.

In den Ferien durften ihn ſeine ſtudirenden Neffen beſuchen. Er freute ſich, wenn ſie ihm Preiſe oder treffliche Zeugniſſe als Beweiſe ihres Fleißes und ihres Wohlverhaltens vorlegen konnten; er ermunterte ſie zu fernerem Fleiße und beſchenkte ſie reichlich. Hatte Chriſtoph Schmid eben eine neue Erzählung vollendet, ſo las er ihnen das Manuſcript vor und hörte auf ihre Bemerkungen.

Chriſtoph Schmids Geburts- und Namenstag war jedesmal ein kleines Familienfeſt; er war an dieſen Tagen in Mitte ſeiner Verwandten und Freunde immer ſehr heiter. Im Sommer 1829 wurde dieſes häusliche Feſt durch einen Unfall geſtört, der für ihn und die Theilnehmer des Feſtes leicht hätte von ſchrecklichen Folgen ſeyn können. Es war am 26. Juli jenes Jahres, einem Sonntage, da Chriſtoph Schmid ſeinen Namenstag feierte und in Mitte ſeiner Ver-

wandten und Freunde ſehr vergnügt war. Gegen 4 Uhr verfinſterte ſich der Himmel. Ein ſchweres Gewitter, das ſich durch braungraues, in's Grünliche fallendes Gewölk und wiederholte Donnerſchläge als ſehr gefährlich ankündete, zog von Südweſt über Augsburg her. Chriſtoph Schmid ſtand vom Tiſche auf und begab ſich mit ſeinem Bruder Alois, der als quiescirter gräflicher Herrſchaftsrichter auch in Augsburg lebte, in den obern Stock des Hauſes, um das Gewitter zu beobachten. Sie öffneten die Zimmerthüren. Chriſtoph Schmid ſagte nach einer Weile: „Jetzt iſt das Gewitter gerade ob dem Hauſe und die Gefahr am höchſten.“ In demſelben Augenblicke fuhr ein Blitzſtrahl mit einem Knalle ohne Vergleich heftiger als ein Kanonenſchuß in das Wohnhaus. Der erſchütternde Schlag machte das Haus beben, es ſchien ganz in Flammen zu ſtehen und ein ſtarker Schwefelgeruch erfüllte daſſelbe. Chriſtoph Schmid und ſein Bruder ſtanden unverletzt; ſobald ſie ſich vom Schrecken erholt hatten, begaben ſie ſich in den untern Stock, um nach den daſelbſt befindlichen Gäſten zu ſehen. Zu ihrer Freude war Niemand im Geringſten beſchädigt; nur empfanden die Meiſten ein mehrere Stunden anhaltendes Ohrenklingen und Kopfſchmerzen. Alle dankten Gott, der ſie ſo gnädig und augenſcheinlich beſchützt hatte. Chriſtoph Schmid beſchrieb die Wirkungen des Blitzes folgender Maßen: „Der Blitzſtrahl traf erſt den Kamin,

verſchob das Dach deſſelben, ſchlug einen Theil des Geſimſes ab und verdrehte und beſchädigte den Kamin, ſo weit er über das Dach hervorragt ſo ſehr, daß er abgebrochen werden mußte. Da, wo das Dach anfängt, theilte ſich der elektriſche Strom, fuhr in die zwei einander gegenüberſtehenden Geſparre des Daches, die er ſpaltete und davon mehrere Splitter abriß, derer einige fünf bis ſechs Schuh lang ſind. Aus den zerſplitterten Dachbalken fuhr der Blitzſtrahl zu beiden Seiten des Hauſes theils innerhalb, theils außerhalb an den Mauern und Fenſtern herab, wo er überall mehrere deutliche Spuren zurückließ. An der weſtlichen Seite iſt oben am Fenſtergeſimſe eine kleine Oeffnung ſichtbar, wo er das eiſerne Fenſterbeſchläg ergriff, von Eiſen zu Eiſen ſprang, ſchwarze Flecken zurückließ, eine Fenſterſcheibe einſchlug, das Blei etwas ſchmolz, hierauf den untern Fenſterſtock erreichte und dann nach einigen kleinen Beſchädigungen an der Mauer in den Boden fuhr. Auf eine ähnliche Art läßt ſich ſeine Bahn auch auf der andern Seite des Hauſes nachweiſen. Kleine Nebenſtröme der Blitzmaterie müſſen ſich auch ſonſt im Hauſe verbreitet haben. So ſieht man ober einer Glocke im Hauſe eine kleine Oeffnung in der Decke: von dem eiſernen Fuße eines Ofens reicht ein kleiner ſchwarzer Fleck bis zum nächſten Nagel im Zimmerboden. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß mehrere höhere Gebäude dieſes kleine Haus umgaben und die

östlich nicht viel über 200 Schritte entfernte Frohnfeste mit Blitzableitern versehen ist."

Die Theilnahme an diesem Vorfall war in der ganzen Stadt allgemein und viele Freunde und Bekannte kamen, um die Wirkungen des Blitzstrahles anzusehen. Als sie Christoph Schmid Glück dazu wünschten, daß die drohende Gefahr so glücklich vorübergegangen sey, sagte er: „Danken wir vor Allem Gott, der mich und Alle, die im Hanse waren, so gnädig beschützt hat. Ziehen wir uns aber auch aus diesem Ereignisse die weise Lehre, stets bereit zu seyn; denn wir wissen weder den Tag noch die Stunde, da der Herr kommt, unsere Seele von uns zu fordern."

---

5. Christoph Schmid's Erholungsreisen, auswärtige Freunde und Primizreden.

Als Domherr machte Christoph Schmid beinahe jeden Sommer oder Herbst eine Erholungsreise, oder besuchte auf den Rath des Arztes ein Bad. Im Juli 1828 lud ihn Sailer ein, mit ihm das Karlsbad zu gebrauchen. Er schrieb ihm von Barbing aus: „Ich reise morgen früh in Begleitung von Dr. Proske nach Carlsbad ab, wo ich, nach Versicherung meiner Aerzte, vollkommene, nachhaltige Gesundheit mir eintrinken soll. Rede also Du gleich mit Deinem Arzte, ob Karlsbad Dir tauge, packe

dann ſchnell ein und folge uns. Welche Freude, dort zuſammenſeyn zu können! Ich mache wahrſcheinlich eine Nachkur in Franzensbrunn. Böhmen iſt ja reich an Quellen; eine davon wird Dir gewiß Geſundheit ſprudeln. Alſo komme!" ... Der Brief ſchließt mit den Worten: Vale, veni, ama! S. Chriſtoph Schmid reiste Sailer nach und beide Freunde genoßen zu Karlsbad ſelige Tage. Chriſtoph Schmid lernte hier mehrere vortreffliche Männer, auch die gräfliche Familie Stolberg-Stolberg kennen. Dies erhellt aus einem Blatte ſeiner hinterlaſſenen Papiere, auf dem die Worte ſtehen: „Den Hoffnungsvollen, Gräflichen Kindern Alfred, Mathilde und Eliſabeth zu Stolberg-Stolberg widmet mit dem herzlichſten Wunſche und Gebete zu Gott, daß Sie zur Freude Ihrer Erlauchten Aeltern aufwachſen und ſtets des Namens Stolberg werth ſeyn mögen, dieſe Blätter .

Ihr
Freund Chriſtoph Schmid.

Carlsbad, den 23. Auguſt 1828.

Auf demſelben Blatte ſtehen die Verſe:

Dies Buch vom Himmel uns gegeben
Zum Leitſtern durch dies Pilgerleben
Iſt mehr als Gold und Perlen werth;
Wollt Ihr zufrieden hier auf Erden
Und ſelig dort im Himmel werden,
So thut, was dieſes Buch uns lehrt.

Christoph Schmid benützte die Muße, welche ihm die Kurzeit gewährte, dazu, die Erzählung: „Ferdinand, die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien" zu schreiben. Den Stoff zu dieser Erzählung, die sich auf eine wahre, theils in Spanien, theils in Böhmen vorgefallene Geschichte gründet, fand er in einem alten Buche, welches ihm in Karlsbad in die Hände fiel. Die Hauptzüge dieser etwas kurz gefaßten Geschichte, boten ihm, wie er selbst in der Vorrede sagt, „einen solchen Reichthum von Begebenheiten und Charakteren dar, daß er sich nicht enthalten konnte, sie nach seiner Art auszumalen."

Auf der Heimreise lernte Christoph Schmid in Regensburg Diepenbrock, der damals Privatsekretär Sailers war, persönlich kennen. Diepenbrock arbeitete eben an seinem Werke „Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten;" er freute sich, Christoph Schmid persönlich kennen zu lernen und das Band edler Freundschaft umschlang schnell und unauflöslich die Herzen beider geistig einander verwandten Männer. Im folgenden Jahre sandte Diepenbrock ein Exemplar seines geistlichen Blumenstraußes an Christoph Schmid und schrieb dazu:

Verehrter Freund!

Endlich sende ich Ihnen versprochenermaßen ein Exemplar des so eben fertig gewordenen „geistlichen Blumenstraußes", mit der Bitte, es als freundschaft-

liches Andenken aufzunehmen und mit dem Wunſche, daß Ihr feines Näschen einige angenehme, erquickliche Düfte darin finden möge. Zugleich bemerke ich im Vertrauen, daß die im Verzeichniß mit E. S. bezeichneten Lieder von Hrn. Miniſter von Schenk, die übrigen aber, die darauf folgen (ein paar von Clemens Brentano ausgenommen) von einem ſehr frommen und geiſtreichen Frauenzimmer, einer Predigerstochter aus Berlin ſind, die vor etwa zehn Jahren katholiſch geworden und nun ſich der Mädchenerziehung in einer klöſterlichen Anſtalt widmet. Die kindliche Einfalt, weibliche Zartheit und wahre Empfindung, die in dieſen Liedern herrſcht, wird Ihnen gewiß gefallen.

Zugleich muß ich Sie bei dieſer Gelegenheit auf ein Buch aufmerkſam machen, welches Sie gewiß mit ſeltenem Intereſſe leſen werden. Es iſt der neueſte Roman von Manzoni, einem noch lebenden Mailändiſchen Dichter, den Göthe den edeln Dichter nennt, den man aber, wie mir Brentano kürzlich ſehr treffend ſchrieb, „dicht hinter Göthe den edleren Dichter" nennen kann. Das Buch heißt I promessi sposi und iſt, von Bülow nicht ſchlecht, aber auch nicht ganz gut überſetzt, unter dem Titel „die Verlobten" Leipzig bei Hartmann 1828 3 Bände erſchienen. Der Verfaſſer zeichnet ſich durch meiſterhafte Charakteriſirung, ſcharfe Beobachtung, tiefe Menſchenkenntniß und vorzüglich durch hohe Religioſität aus, und ſeine

Geſchichte iſt der Triumph der Religion über alle Hinderniſſe, welche Bosheit, Macht, Tyrannei, ja ſelbſt eine verheerende Peſt dem Glücke eines verlobten Paares unſchuldiger Landleute in den Weg legen. Die Charaktere der Braut, eines Kapuziners, des Mailänder Erzbiſchofs Borromäus, Neffen des Heiligen, und eines bekehrten, gottloſen Adeligen ſind eben ſo rührend als großartig. Der Erzbiſchof erſcheint wie Vater Sailer ſo voll Weisheit und Hirtenliebe. — Sie müſſen das Buch durchaus leſen; ich leſe es Abends dem Herrn Biſchof vor, der die größte Freude daran hat und ſagt, es laſſe den Eindruck eines trefflichen Erbauungsbuches zurück. Hier iſt mehr als Göthe und Scott; eben ſo viele Kunſt und unendlich mehr innere Wahrheit und Tiefe des Gemüthes, weil wahrer Glaube, der jenen beiden überall gebricht. Brentano, der mich darauf aufmerkſam machte, forderte mich auf, es zu einem Leſebuch für das deutſche Volk, für Geiſtlich und Weltlich, umzuarbeiten, zu verkürzen, durch Weglaſſung des Specialhiſtoriſchen aus der Mailänder Chronik und Zuſammendrängung der pſychologiſchen Schilderungen. Der Gedanke iſt wohl gut und das Buch würde, in einen Band zuſammengezogen, als Volksbuch gewiß mit großem Segen geleſen werden. Allein die Ausführung iſt nicht leicht. Sagen Sie mir gütigſt einmal, wenn Sie es geleſen haben, Ihre Meinung darüber. Oder hätten Sie Luſt, die Arbeit zu unter-

nehmen, die für Sie nicht ſchwer ſeyn würde, ſo würde der Zweck um ſo ſicherer erreicht. Das italieniſche Original würde ich Ihnen von Schloſſer in Frankfurt, der es mir anbot, verſchaffen können. Sie werden ſich durch das Leſen überzeugen, daß es wohl der Mühe lohnt. Jedermann, der es hier geleſen, iſt entzückt davon."

Die gewünſchte Bearbeitung kam nicht zu Stande, da Chriſtoph Schmid wegen anderer Arbeiten keine Zeit dazu fand. Im Herbſte 1846 ſagte er auf einem Spazirgange in Augsburg dem Herausgeber dieſer Blätter davon und ermunterte ihn, das berühmte Werk für die reifere Jugend und das Volk in genannter Weiſe zu bearbeiten. Er gab mir das Werk Manzonis zu dieſem Zwecke mit nach Hauſe. Ich entwarf einen Plan, wie ich es für die Jugend und das Volk bearbeiten wollte, und ſchickte ihn Chriſtoph Schmid zur Beurtheilung zu. Er ſchrieb: „Die Art und Weiſe, wie Du die Verlobten von Manzoni für die Jugend und das Volk bearbeiteſt, leuchtet mir ſehr ein, ſo viel ich aus dem Gedächtniſſe, ohne das Buch vor mir zu haben, beurtheilen kann. Du thueſt ſehr wohl daran, daß Du Alles, was nicht zu dieſem Zwecke dient oder Dir ſonſt nicht zuſagt, entweder ganz weglaſſeſt, wie die Kloſtergeſchichte von Monza und andere Zwiſchengeſchichten oder nur kurz andeuteſt, wie z. B. die langen Schilderungen des Aufruhrs und der Peſt und die frühern Verirrungen

Christophoros. Den Pfarrer Abbondio als einen Mann darzustellen, der, wenn auch allzu ängstlich, dennoch wegen seiner vielen guten Eigenschaften, seiner Berufstreue, seiner Gutmüthigkeit liebenswürdig erscheint, ist sehr weise. Die Hauptaufgabe bleibt, den Pater Christophoro und den Cardinal Borromäus in einem recht freundlichen Lichte zu zeigen; daß alles Uebrige, wie Du sehr richtig bemerkst, an diese zwei Charaktere sich anreihen müsse und beide Begebenheiten durch Einen Faden verknüpft seyn müssen, versteht sich von selbst. Folge nur Deinem Genius, so wird Ein Geist durch die Erzählung hin wehen und sie beleben, und auch in Hinsicht der Kunst wird sie Ein Ganzes bilden. Eile damit nur nicht zu sehr unter die Presse." Christoph Schmid ging mit mir das vollendete Manuscript durch, schrieb eine Vorrede dazu und sandte das im Jahre 1847 bei Laupp in Tübingen erschienene Buch an Diepenbrock, welcher der Bearbeitung in einem Schreiben seinen Beifall zollte.

In einem der folgenden Jahre bereiste Christoph Schmid auch die Rheingegenden bis nach Köln. Wenn er noch in seinem hohen Alter auf diese Reise zu sprechen kam, belebte sich sein ganzes Wesen; einen so tiefen Eindruck hatten die herrlichen Rheingegenden und das erhabene Münster zu Köln auf ihn gemacht. Auf dieser Reise war Domkapitular Wagner von Rottenburg, den Christoph Schmid seiner edeln Eigen-

ſchaften wegen ſehr hoch ſchätzte, ſein Begleiter. Da geſchah es, daß ein Rad des Wagens, in dem ſie fuhren, brach. Es war in einem Walde und zudem regnete es. Die Herren mußten ausſteigen. Domkapitular Wagner, der etwas beleibt und bequem war, jammerte und ſtand rathlos vor der zerbrochenen Kutſche. Chriſtoph Schmid ſagte ſcherzend zu ihm: „Iſt das nicht ärgerlich, Herr Collega? Sie ſind ein Wagner und ich bin ein Schmid und keiner kann helfen.“ Wagner lachte und begleitete, verſöhnter mit ſeinem Schickſale, Chriſtoph Schmid nach dem nächſten Dorfe, um einen Wagner und Schmid herbeizuholen.

Auch nach Baden-Baden begab ſich Chriſtoph Schmid einigemal. Er beſuchte auf dieſen Reiſen immer ſeinen alten Freund Demeter, der damals noch Pfarrer in Sasbach in Baden war. Von Baden-Baden aus ging Chriſtoph Schmid nach Straßburg, um das herrliche Münſter zu ſehen; er beſtieg auch die höchſte Spitze des Münſterthurms. In ſeinen Briefen an Demeter pflegte er das Münſter nur „ſeinen ſteinernen Schatz“ zu nennen. Im Spätſommer 1835 hielt Chriſtoph Schmid ſeinem älteſten Neffen Benedikt in Glött bei Dillingen die Primizrede und im September 1837 begab er ſich nach ſeiner frühern Pfarrei Ober-Stadion, um einem andern Neffen, dem Sohne ſeines Bruders daſelbſt, Auguſt, der in Rottenburg zum Prieſter geweiht worden war, die

Primizrede zu halten. Sein Bruder Alois, seine beiden Schwestern und mehrere Verwandte begleiteten ihn. Die Nachricht hievon erregte eine allgemeine, lebhafte Freude in der Pfarrei Stadion, ja in der ganzen Umgegend. Lange, bevor die Feierlichkeit begann, war die große Kirche gedrängt voll Menschen; viele fanden keinen Platz mehr. Als Christoph Schmid in seiner Domherrnkleidung, das Domherrnkreuz auf der Brust, ein schöner Greis, auf der Kanzel erschien, von welcher aus er zehn Jahre lang ehemals dieser Gemeinde als Pfarrer das Wort Gottes verkündigt hatte, richteten sich Aller Augen auf ihn und es entstand in der Kirche eine feierliche Stille. Er begann seine Rede mit den Worten: „Gnade sey mit Euch von Gott unserm Vater und von Jesus Christus unserm Herrn! Mit diesem Gruße, mit dem der heilige Apostel Paulus die christlichen Gemeinden seiner Zeit begrüßt hat, begrüße auch ich Dich Du mir innig geliebte Pfarrgemeinde!" Kaum hatte Christoph Schmid diese Worte gesprochen, so brach die ganze, große Versammlung in Thränen aus. Die Stimme ihres ehemaligen Seelenhirten hatte auf einmal die alte Liebe in den Herzen der Pfarrkinder mächtig wieder aufgeweckt und auch Christoph Schmid hatte Mühe der Gefühle, welche ihn in diesem Augenblicke ergriffen, Meister zu werden. Er mußte einige Zeit lang innehalten, bevor er fortfahren konnte. Dann sagte er: „Zehn Jahre sind verflossen, seit ich zu Euch, Ge-

liebteſte im Herrn, das letztemal von dieſer heiligen Stätte aus geredet und mit tiefer Wehmuth und unter Euern und meinen reichlichen Thränen von Euch Abſchied genommen habe. Noch jetzt erfüllt das Andenken an jene Stunde mein Herz mit Wehmuth und dieſe Wehmuth wird noch mehr vermehrt, da ſo Viele, die damals zugegen waren, nicht mehr hier auf Erden leben; da ich ihr Angeſicht nicht mehr ſehe und mich nur mit der frohen Hoffnung tröſten kann, daß ſie aus dieſem mühevollen Erdenleben in das beſſere Leben, in den Himmel verſetzt worden!

So traurig jener Tag für mich geweſen, an dem ich mich von Euch trennen mußte, ſo erfreulich iſt das Ereigniß, das uns heute wieder vereinigt. Einer der Söhne aus dieſer Pfarrgemeinde, der in dieſer Eurer Pfarrkirche getauft worden, der damals, als ich von Euch ſchied, noch ein Knabe geweſen, betritt heute, als neugeweihter Prieſter, das erſtemal den Altar. Es iſt dieſer Tag ein Freudentag für ihn, für ſeine lieben Aeltern und Geſchwiſter, für mich und alle ſeine Verwandten und, wie ich feſt überzeugt bin, für alle hier Verſammelten und für die ganze Pfarrgemeinde. Ja ein ſolcher Tag, an dem ein neugeweihter Prieſter das erſte Mal das heiligſte Opfer auf dem Altare dem Allerhöchſten darbringt, ward von alten Zeiten her und überall in der ganzen katholiſchen Kirche als ein Tag heiliger Freude feſtlich gefeiert. Und das mit Recht! Denn der geiſt-

liche Stand, der Stand chriſtlicher Prieſter, iſt keine bloß menſchliche Einrichtung; er iſt von Gott angeordnet. Der Vater im Himmel hat ſeinen vielgeliebten Sohn, ſeinen Eingebornen, in die Welt geſandt: Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, der ewige Hoheprieſter, hat ſeinen Jüngern, den Apoſteln und ihren Nachfolgern geſagt: „„Wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch.““

Bei dieſen Worten, die Alles enthalten, was von dem geiſtlichen Stande geſagt werden kann, wollen wir heute mit unſerer Betrachtung ſtille ſtehen. Dieſe Worte geben mir Gelegenheit, Euch, Geliebte, an das Wichtigſte zu erinnern, was ich Euch viele Jahre hindurch von dieſer Stätte aus verkündet habe. Wir wollen daher heute, an dieſem erfreulichen Feſttage, mit Andacht und innigem Danke gegen Gott betrachten: „„Wozu der Vater im Himmel ſeinen geliebten Sohn Jeſus Chriſtus geſandt habe und wozu Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes auch jetzt noch die Geiſtlichen ſende.““ Nachdem Chriſtoph Schmid dieſe zwei Theile in längerer Rede ausgeführt hatte, ſchloß er mit den Worten: „Und nun, geliebte Pfarrgemeinde, wende ich mich noch einmal zu Dir! Wir haben uns wiedergeſehen — und müſſen nun wieder von einander ſcheiden. Und ſo ſage ich denn Euch Allen Lebe wohl und empfehle Euch Gott und ſeiner Gnade! Ich weiß nicht, ob wir uns hier noch einmal von Angeſicht ſehen werden! Denn wie bald iſt es um

ein Menſchenleben geſchehen! So lange aber ich noch lebe, werde ich Euch im Herzen tragen, wie ich Euch ſtets darin getragen habe. Betet für mich, wie ich für Euch beten werde; es iſt dieß beinahe das Einzige, was wir in der Entfernung für einander thun können. Der gütige, barmherzige Gott wolle uns die Gnade verleihen, fromm und chriſtlich zu leben, alle Sünden zu meiden, alle Leiden mit Geduld zu übertragen — und ſelig zu ſterben! Und ſollten wir einander auf Erden auch nicht mehr ſehen, o ſo gib Du, guter Gott, daß wir Alle, Alle, die hier verſammelt ſind, uns im Himmel wiederſehen, und daß dann von Allen auch nicht ein Einziges fehle! Amen."

Kein Auge blieb trocken. Dieſes Wiederſehen des Seelen-Hirten und ſeiner ehemaligen Pfarrgemeinde erinnerte an die apoſtoliſchen Zeiten.

Zu dieſer erhebenden Feier geſellte ſich auch die Freude des Wiederſehens alter Freunde. Der Prälat Friedrich von Walter war von Kirchbirlingen nach Stadion gekommen. Beide Freunde, nunmehr blühende Greiſe, wenn man ſo ſagen kann, begrüßten ſich auf das Herzlichſte. Auch viele andere Geiſtliche aus der Nachbarſchaft, mit denen Chriſtoph Schmid befreundet war, hatten ſich eingefunden. Alle waren Ein Herz und Eine Seele. Chriſtoph Schmid ſchrieb über dieſe Feier an ſeinen Freund Demeter, damals Erzbiſchof in Freiburg: „Der Primiztag meines

Neffen war wohl für mich ein Freudentag, aber auch sehr erschütternd und ergreifend für mich. Die ganze Pfarrgemeinde brach sogleich bei meiner ersten Begrüßung in Thränen aus. Es fiel mir schwer, wie Vieles ich verlassen.“ Auf die Bitte Christoph Schmids kam sein Neffe August als Vikar zu dem würdigen Prälaten.

In den folgenden Jahren begab sich Christoph Schmid mehrere Sommer nach einander in das Bad Rippoldsau, welches dann auch Erzbischof Demeter zu besuchen pflegte. Er nahm seinen Weg immer über Rottenburg, wo er bei Domkapitular Wagner logirte. Meine Mutter reiste um diese Zeit fast jedesmal nach Augsburg, um während der Abwesenheit des Bruders bei ihrer Schwester zu seyn. Christoph Schmid schrieb an beide Schwestern von seinem Badaufenthalte aus sehr liebe Briefe, die hier eine Stelle finden mögen. Am 29. Juli 1838 schrieb er ihnen: „Liebste Schwestern! Wie Ihr seht (oberhalb an dem Briefe befindet sich die Abbildung des Bades) befinde ich mich in Rippoldsau, wo wir über hohe, waldige Berge und tiefe, malerische Thäler sehr glücklich angekommen sind. Hier fanden wir Alles, Gebäude und Gärten sehr erweitert und verschönert. Wir bewohnen drei schöne Zimmer, die in einander gehen, eins für den Herrn Erzbischof, eines für dessen Herrn Bruder und eines für mich. Die Anzahl der Kurgäste ist noch überaus groß; es sind täglich wenigstens 170 Personen an der

Tafel. Alles geht gut und ich bin an der Seite meines verehrungswürdigen, innig geliebten Freundes recht seelenvergnügt. Auch traf ich mehrere würdige Männer, die ich schon länger kenne, lernte auch einige neuerdings kennen, deren Bekanntschaft mir höchst schätzbar ist, so daß ich viele Freude habe.

Oben an der Tafel saß gestern Mittags ein Herr von ritterlichem Anstande und so herrlichen, ernsten Zügen, daß Jedermann sie bewunderte. „Diesen Kopf," sagten mehrere, „sollte ein Maler sehen, der in einem historischen Gemälde einen General oder Ritter zu malen hätte; er könnte kein herrlicheres Vorbild dazu finden. Als ich Abends in den Gartenanlagen auf einer Bank saß, kam dieser französische Edelmann, der sehr gut deutsch spricht, und sich als Offizier, wenn ich nicht irre als General, auch als Redner in der Deputirten-Kammer ausgezeichnet, mit seinen drei gar liebenswürdigen Kindern zu mir her und die Kinder dankten mir mit der französischen Kindern eigenen Artigkeit und Lebhaftigkeit, für das Vergnügen und die lehrreiche Unterhaltung, die ihnen meine Büchlein gewähren. Der Vater versicherte mir, daß die Uebersetzungen davon in ganz Frankreich gelesen werden, und daß besonders in Straßburg kein Haus sey, in dem sich dieselben nicht befinden. Einige Damen, die erfahren hatten, daß ich hieher kommen werde, wollten mir bei meiner Ankunft durch ihre Kinder einen Blumenstrauß überreichen lassen, indeß

mußten ſie ein paar Tage, bevor ich kam, von hier abreiſen. Ich ſchreibe Euch dieß bloß, weil ich weiß, daß es Euch Freude macht.

So freundlich die Menſchen dahier gegen mich ſind, ſo unfreundlich iſt die Witterung. Wir haben wenig Sonnenſchein und viel Regen. Dabei iſt es ziemlich kalt. Heute morgens ſtand das Thermometer nur fünf Grade über dem Eispunkt, und auf den Gebirgen des Schwarzwaldes fiel dieſer Tage Schnee. Doch geht es mit meiner Geſundheit über Erwartung gut..... Nun lebt wohl, liebſte Schweſtern und Gott ſey mit Euch und Eurem Euch innig liebenden Bruder Chriſtoph."

Am 12. Auguſt 1839 ſchrieb er: „Bevor ich das Thal dahier zwiſchen den finſtern Wäldern des Schwarzwaldes verlaſſe, muß ich Euch, geliebteſte Schweſtern, doch noch mit wenigen Zeilen ſagen, daß mir die Kur dahier ganz vortrefflich anſchlägt. Das Waſſer des Geſundbrunnens iſt herrlich; die Witterung war beinahe immer unvergleichlich. Oft ſah man mehrere Tage nach einander kein Wölkchen an dem reinen, blauen Himmel. Die viele Bewegung, die zur Kur erforderlich iſt, kommt mir auch ſehr gut. Unter anderm beſtieg ich eine Berghöhe, von der aus man den Rhein, Straßburg und die Vogeſen ſieht; wiewohl ich drei Stunden lang unausgeſetzt auf den Beinen war, ohne niederzuſitzen, ſo wurde ich doch nicht einmal müde. Ehe ich hieher kam, wäre mir

dieß nicht möglich gewesen. Was aber das Belebendste und Erheiterndste für mich ist, das ist der beständige Umgang mit meinem liebevollen, alten, getreuen Freunde, dem Hochwürdigsten Erzbischofe.

Sonst habe ich dahier noch viele würdige Männer theils wieder gesehen, theils kennen gelernt. Herr Minister von Reitzenstein begrüßte mich sehr freundlich und machte einen langen Spazirgang mit mir. Herr General, Baron von Imhof, der einst als Oberst bei uns in Stadion übernachtete und die Regimentsmusik vor unsern Fenstern spielen ließ, zeigte große Freude, mich dahier zu sehen und besuchte mich auf meinem Zimmer. Herr geistlicher Rath Engel von Sigmaringen freute sich auch sehr, mich dahier zu treffen und noch viele Andere.

Ein französischer Geistlicher, ein sehr feiner, gebildeter und, was die Hauptsache ist, sehr religiöser Mann aus Paris und in Straßburg als Religionslehrer an einem Erziehungsinstitute angestellt, brachte mir viele Grüße von seinen Zöglingen, die meine Büchlein fast auswendig wissen; sie seyen, sagte er, in vielen Schulen eingeführt. Ein anderer Geistlicher, ein Engländer, der sich lange in Nordamerika aufgehalten, versicherte, in Amerika seyen sie verbreitet.

Herr Dombekan Diepenbrock schreibt mir in dem von Dir, liebste Schwester Franziska, beigelegten Briefe, daß Herr Dr. Passavant von Frankfurt mich in Augsburg besuchen werde. Drücke ihm doch mein

innigſtes Bedauern aus, daß er mich nicht zu Hauſe trifft. Ebenſo leid thut es mir, daß Herr Krummacher, der mich durch ſeine Schriften ſo hoch erfreute, mich nicht angetroffen."

Im Sommer 1840 beſuchte Chriſtoph Schmid das Bad Rippoldsau wieder. Auch dießmal nahm er ſeinen Weg über Rottenburg. Da Domherr Wagner inzwiſchen geſtorben war, ſtieg er, dazu eingeladen, bei Domdekan von Jaumann ab. Er beſuchte damals auch das Prieſter-Seminar, in dem ich mich eben als Alumnus befand. Der ihm befreundete Regens Supp führte ihn umher. Alle meine Mitalumnen waren hoch erfreut, den Verfaſſer der Oſtereier perſönlich kennen zu lernen. Er ging von Pult zu Pult und ſagte jedem einige freundliche Worte. Beim Abſchiede ſprach er zu uns Allen: „Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück zu dem hohen Berufe, dem Sie ſo nahe ſtehen. Der geiſtliche Stand hat vor allen übrigen Ständen den Vorzug, daß er das Geiſtige, Höchſte und Unvergängliche zu ſeinem Gegenſtande hat. Ich bitte Sie, auch meiner im Gebete zu gedenken." Mittags ſpeiste Chriſtoph Schmid bei dem Herrn Biſchofe von Keller. Er war an der Tafel, zu der alle Domherren und der Regens des Seminars geladen waren, ſehr vergnügt und erzählte viele Anekdoten, die allgemeine Heiterkeit erregten. Da er am nächſten Morgen nach Rippoldsau reiſen wollte und keinen Begleiter hatte, erhielt ich die Er-

laubniß, ihn dahin zu begleiten. Früh fünf Uhr wollte er abfahren. Ich fand ihn bereits reiſefertig in der Gemäldegallerie des Herrn Domdekans. Er führte mich vor das von Wocher in Oel gemalte Portrait Sailers und ſagte: „Hier iſt Sailer als Profeſſor in Dillingen dargeſtellt. Porträte aus ſeinem höhern Alter als Biſchof haben wir mehrere; dieſes Portrait iſt das einzige, das wir aus jener Zeit haben, die er ſelbſt die ſchönſte ſeines Lebens nannte.“

Als Chriſtoph Schmid im hohen Alter Erinnerungen aus ſeinem Leben herausgab, erbat er ſich von Domdekan von Jaumann dieſes Portrait, ließ es durch den vortrefflichen Künſtler Carl Mayer in Nürnberg in Stahl ſtechen und ſtellte es dem zweiten Bändchen dieſer Erinnerungen voran. Unter den übrigen Gemälden der trefflichen Sammlung rühmte Chriſtoph Schmid insbeſondere zwei Schlachtenſtücke, Reitergefechte vorſtellend, von P. Rugendas und das Bruſtbild eines alten Mönchs, früher in der Leuchtenberg'ſchen Gallerie in München, ohne Zweifel von Rembrandt. Beide Herren vertieften ſich während des Frühſtücks der Art in Geſpräche über die edle Kunſt der Malerei, daß wir erſt eine Stunde ſpäter abfuhren. Es war ein regneriſcher Morgen und wenig von der Gegend zu ſehen, um ſo belebter war das Geſpräch. Chriſtoph Schmid unterhielt ſich mit mir über meinen nahen Beruf, und erzählte mir einige

ſehr lehrreiche Begebenheiten aus ſeinem Prieſterleben, welche er ſpäter in ſeine Erinnerungen aufnahm; dann auch Vieles von Heggelin*), den er als Muſter eines Seelſorgers überaus hoch ſchätzte. Er ſagte: „Heggelin hatte eine beſondere Gabe, Trauernde zu tröſten. Er wurde einmal zu einer Baronin von Freiberg berufen, welche über den Verluſt ihres einzigen Kindes untröſtlich war. Man führte ihn in das Zimmer, in welchem die bekümmerte Mutter den Kopf in die Hände geſtützt auf dem Sopha ſaß. Sie blickte nicht auf und auch Heggelin ſprach kein Wort, ſondern trat an ein Fenſter und blieb da ſchweigend ſtehen. Endlich erhob ſich die Dame und fragte ihn nach der Urſache ſeines ſonderbaren Benehmens. Heggelin ſagte: er ſey zwar gerufen worden, habe es aber nicht gewagt, ſie in ihrem gerechten Schmerze zu ſtören. Dieſe Antwort gewann ihm das Zutrauen der Baronin. Sie hieß ihn Platz nehmen und knüpfte ein Geſpräch mit ihm an. Er ließ ihr Zeit, ſich ganz auszuweinen und auszuklagen. Dann erſt brachte er ſeine Troſtgründe vor. Unter Anderm ſagte er zu ihr: „„Gnädige Frau, wenn Sie ſich noch längere Zeit dieſem maßloſen Schmerze hingeben, dann leidet ihre Geſundheit und ſie nehmen ſich ſelbſt die Hoffnung, je wieder von Gott mit Kindern geſegnet zu werden.““ Der letztere Grund wirkte am meiſten. „Ueber-

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 67.

haupt," fuhr Christoph Schmid fort, „muß der Seelsorger, um Traurige zu trösten, nicht bloß an ihr Gemüth, sondern auch an ihren Verstand sich wenden. Verstandsgründe sind bei vielen Menschen gar oft die einzig wirksamen." Er sagte im Verlauf des Gespräches: „Unverstand und Eigensinn haben auf der Welt fast schon mehr Unheil angerichtet als Immoralität." Winkelhofers*) Predigten empfahl er mir, recht oft zu lesen; die klare, einfache Predigtweise dieses ausgezeichneten Redners, sey nach seiner Meinung für die Kanzel die passendste; vor Allem aber sey unausgesetztes Lesen der heiligen Schrift und tägliches Meditiren darüber für den christlichen Kanzelredner unumgänglich nothwendig.

Unter diesen und andern Gesprächen waren wir nach Freudenstadt gekommen, wo wir Mittag speisten. Der Himmel hatte sich indessen aufgehellt und, als wir wieder abfuhren, schien die Sonne warm und freundlich. Christoph Schmid sah bald rechts, bald links zum Wagen hinaus. Die Berge des Schwarzwaldes voll dunkler Tannen, die einsam in grünen Thalschluchten gelegenen Sägemühlen und die rauschenden Waldbäche, welche sich bald da, bald dort silberweiß im Glanze der Sonne über die großen, schwärzlichen Mühlräder stürzten, gefielen ihm ungemein. Er machte mich auf manche wildschöne Wald-

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 63.

partie aufmerksam, indem er sagte: „das gäbe auch ein schönes Landschaftsgemälde für einen Maler.“ Als wir vor einem Wasserfalle vorbeifuhren, der zwischen schwarzgrünen Tannen, weiß wie Schnee, von einem hohen Felsen herabstürzte, sagte ich zu Christoph Schmid, daß er in seiner Erzählung, „der Weihnachts-Abend“, einen Wasserfall ganz so wie diesen geschildert habe. Er sagte: „Das sey auch das Natürlichste; er könne nicht begreifen, wie manche Schriftsteller dazu kämen, die Natur in gesuchten und gespreitzten Ausdrücken und mit vielen prunkenden Worten zu schildern; man solle sie gerade so mit der Feder gleichsam abmalen, wie sie sich darstelle; je ähnlicher die Schilderung sey, desto besser sey sie.“ Solche treue und daher so wahre Naturbilder sind auch durchgehends in Christoph Schmids Schriften zu finden.

Gegen Abend kamen wir in Rippoldsau an. Der Herr Erzbischof war schon da und Christoph Schmid ließ sich sogleich nach dessen Zimmern führen. Während wir durch einen Gang dahingingen, hörten wir auf einmal hinter uns rufen: „Christoph, Christoph!“ Es war der Herr Erzbischof selbst, ein ansehnlicher Mann. Er hatte im Conversationssaale die Ankunft Christoph Schmids erfahren und war ihm nachgeeilt. Beide Freunde umarmten sich auf das Herzlichste. Eine innigere, zärtlichere Freundschaft sah ich zwischen Männern nie, als die Freundschaft zwischen Christoph Schmid und Demeter. Am andern

Morgen beſuchten beide Freunde mit einander die Quelle und gingen in den Anlagen ſpaziren; ich konnte die Bemerkung machen, wie ungemein freundlich und ehrerbietig Chriſtoph Schmid von vielen anweſenden Kurgäſten begrüßt wurde, insbeſondere von den Damen, welche in ihm den Kinderfreund ehrten. Von Rippoldsau aus begab ſich Chriſtoph Schmid nach Vollendung der Badekur mit dem Erzbiſchofe nach Freiburg. Er ſchrieb von hier aus am 19. Auguſt 1840 an ſeine Schweſtern: „Geliebteſte Schweſtern! Glücklich und mit neu geſtärkter Geſundheit kamen der Hochwürdigſte Erzbiſchof und ich hier an. Die Reiſe hieher durch das maleriſche Kinzigthal und bei freundlichem Wetter war überaus ſchön und ging mit Extrapoſt ſehr ſchnell und wie im Fluge von ſtatten. Morgens 9 Uhr fuhren wir, nachdem wir noch an der Quelle getrunken, ab und waren Abends 7 Uhr ſchon hier.

Von Rippoldsau könnte ich ſo vieles erzählen, daß es einen ganzen Bogen füllen würde. Ich ſah ſehr viele würdige Männer, auch Frauen aus Würtemberg und Baden, aus der Schweiz und aus Frankreich, denen ich bekannt war und die mir äußerſt gütig begegneten. Allein ich verſpare Alles auf mündliche Erzählung. Auch bringe ich deutſche, franzöſiſche und engliſche Verſe mit, mit denen ich beehrt wurde.

Dahier fand ich alle Herren Domkapitulare und Dompräbendare, auch andere Gönner und Freunde

geſund und wohl. Den Herrn Weihbiſchof und Domdekan von Vikari traf ich eben noch, bevor er ſeine Erholungsreiſe antrat, auf der er auch nach Augsburg kommen wird. Dem Herrn Domkapitular Hirſcher ſchlägt das Klima dahier ganz vortrefflich an und er befindet ſich geſünder als je. Auch alle Lehrfrauen in den zwei Frauenklöſtern dahier ſind alle ſehr wohl, fröhlich und vergnügt und unermüdet thätig im Unterrichte der weiblichen Jugend. Sie waren ſehr erfreut, zu hören, daß eine Nichte von mir Lehrerin in dem engliſchen Inſtitute zu Augsburg ſey.

Ich lebe dahier an der Seite des hochwürdigſten Erzbiſchofes, ſeines Herrn Bruders und ſeiner Fräulein Schweſter, die Euch alle freundlich grüßen, ſelige Tage. Dazu kommt noch das herrliche, bewundernswürdige Münſter, in dem der Herr Erzbiſchof am 15. Auguſt*) für mich die heilige Meſſe las und der Herr Kapellmeiſter, mich zu erfreuen, eine von Hrn. Drobiſch in Augsburg componirte Meſſe gab, die ſich ungemein lieblich ausnahm und in der That lebhafte Gefühle der Andacht erregte und das Gemüth zum Himmel erhob.

Herr Hofrath Müller, Vorſtand des Blindeninſtituts dahier, beſuchte mich und zeigte mir eine Auflage der Oſtereier, die zu Philadelphia in Amerika für das Penſylvaniſche Blindeninſtitut mit erhabenen

*) Geburtstag Chriſtoph Schmid's.

Buchſtaben gedruckt iſt, ſo daß die Blinden das Buch, das ziemlich groß und dick iſt, mit den Fingern leſen können. Das Durchblättern dieſes Buches war für mich eben ſo rührend als erfreulich. —

Da Herr Graf von Stadion ſo gnädig war, unſer Häuschen in Augsburg mit einem Beſuche zu beehren, ſo habe ich zweifache Urſache, über Stadion heimzukehren und ihm daſelbſt meine Aufwartung zu machen. Dies könnte meine Ankunft vielleicht um einen Tag verzögern und ich halte es für nöthig, Euch dieſes zu ſchreiben, damit Ihr nicht etwa in Sorgen gerathet.

Daß Herr Hurter mich in Augsburg beſuchen wollte, freut mich ſehr. Eben zu jener Zeit las ich in Rippoldsau ſeine Reiſe nach Wien, die mir viel Vergnügen machte und in der von dem Pater Prior Kälin, dem Herrn Domkapitular Stadler und dem Herrn Maler Hundertpfund ſehr rühmlich Erwähnung geſchieht.

Die Gegend um Freiburg, ſo oft ich ſie auch ſah, ſehe ich immer mit neuem Entzücken. Sie iſt wirklich unbeſchreiblich ſchön, indem wenigſtens ich mich nicht getraue, ſie zu beſchreiben. Wir fahren auch alle Tage aus, wo ich dann immer neue Gelegenheit finde, die herrlichen Weingärten und Weinberge, die Fülle von Blumen und köſtlichem Obſte, die entfernteren waldigen Berge und das noch weiter entfernte Hochgebirg, die Vogeſen, zu bewundern. Auch in

dem erzbiſchöflichen Garten gibt es koſtbares, reifes Obſt in Menge, Mirabellen und Pfirſiche; nur die unzähligen Trauben bedürfen noch heißer Tage, um guten Wein zu geben.

So gerne ich übrigens hier bin, ſo freue ich mich auf das Wiederſehen. Dem Herrn Domdekan, und den Herren Domkapitularen Rieger und Bader die Verſicherung meines verehrungs- und liebevollen Andenkens!

An alle die lieben Unſrigen die freundlichſten Grüße! Noch eine beſonders herzliche Empfehlung an Herrn Doktor Kolb und ſein Haus; die Kunſt der Fräulein Amalia zu bewundern, habe ich in dem erzbiſchöflichen Palaſte täglich Gelegenheit.

In der Hoffnung eines baldigen erfreulichen Wiederſehens

Euer
Euch innig liebender Bruder
Chriſtoph."

Da ich im Herbſte dieſes Jahres die Prieſterweihe empfing, lud ich Chriſtoph Schmid zu meiner Primiz ein. Ich ſchrieb ihm, daß ich am 24. September mein erſtes heiliges Meßopfer in der, der heiligen Jungfrau geweihten Wallfahrtskirche auf dem ſchönen Berge bei Ellwangen ſtille feiern wolle. Er ſchrieb mir zurück: „Dein Vorhaben, Dein erſtes heiliges Meßopfer am 24. d. M. auf dem ſchönen

Berge stille zu feiern, leuchtet mir sehr ein. Zu den Gründen, die Du vorbringst, kommt auch der, daß ich jetzt im 73. Jahre meines Lebens und bei einer öfter sehr leidenden Gesundheit nicht sicher bin, eine feierliche Rede vor einem großen Publikum halten zu können, zumal mir erst kürzlich zu den schon früher verlornen noch zwei Zähne ausgefallen sind, was mich an einem deutlichen Vortrage sehr hindern würde.

Zu der Primiz werde ich gewiß kommen, es müßte es mir meine Gesundheit, nur wider Hoffen, unmöglich machen. Am 23. September gedenke ich bei Zeiten in Ellwangen einzutreffen.

Die Mahlzeit muß, um Niemanden beschwerlich zu fallen, in einem Gasthofe gehalten, und in allem geziemend und dem Anstande gemäß, doch nicht zu prächtig angeordnet werden. Schreibe dieses Alles auch Deiner lieben Mutter; ich hoffe, sie werde auch damit einverstanden seyn.....

Dem Herrn Regens und seinen Herren Kollegen empfehle ich mich hochachtungsvoll und grüße alle Deine Herren Mitalumnen auf das freundlichste.

Der 16. September, der Tag Deiner Priesterweihe, wird für uns alle dahier ein Tag der Andacht seyn. Besonders wird ihn in der Domkirche dahier am Altare feiern Dein

liebevoller Onkel Christoph."

Augsburg, 12. September 1840.

Sobald Pfarrer Diem auf Schönenberg, der aus der Pfarrei Stadion gebürtig war und den Christoph Schmid einst als Knaben in der lateinischen Sprache unterrichtet und zu studiren aufgemuntert hatte, die Nachricht erhielt, daß Christoph Schmid zu dieser Primizfeier kommen werde, bat er seinen ehemaligen Pfarrer und geliebten Lehrer in seiner geräumigen Wohnung dem ehemaligen Seminargebäud' abzusteigen. Christoph Schmid nahm diese Einladung mit Freuden an. Es war ein fröhliches Wiedersehen. Der erfreute Pfarrer bot Alles auf, seinen verehrten und geliebten ehemaligen Lehrer so ehrenvoll als möglich zu bewirthen. Er hatte sogar über der Thüre des Zimmers, in dem Christoph Schmid logirte, ein gemaltes Füllhorn anbringen lassen, aus dem Ostereier, rothe und weiße Rosen, Vergißmeinnicht, Hopfenblüthen, Margarethenblümchen ꝛc. in Menge herausfielen. Christoph Schmid ward von diesem sinnigen Gedanken sehr gerührt. Der Tag der Feierlichkeit war ein schöner, sonniger Herbsttag. Christoph Schmid war wie gewöhnlich schon frühe aufgestanden und betrachtete von den Fenstern der auf dem schönen Berge gelegenen Pfarrwohnung aus mit Entzücken die weite Fernsicht, welche sich hier dem Auge darbietet. Als die Zeit des Gottesdienstes heranrückte, bemerkte er, daß, obwohl es Werktag war, Scharen andächtiger Landleute und viele theilnehmende Einwohner aus der nahen Stadt der Kirche zuwanderten und den Berg

1840

heraufkamen, um der heiligen Handlung beizuwohnen. Gerührt von dieſem frommen Eifer und erfreut über dieſe freundliche Theilnahme ſagte er: „Man kann das Volk nicht hungrig nach Hauſe gehen laſſen,“ und zog ſich auf ſein Zimmer zurück, um in der kurzen Zwiſchenzeit vor Beginn des Gottesdienſtes noch eine Rede zu ſtudiren. So wurde aus einem ſtillen Familienfeſte ein öffentliches Feſt. Die Rede, welche der 73 jährige Greis an die zahlreich verſammelte Menge hielt, währte nahezu eine Stunde. Aus der Fülle des Herzens kommend drang ſie auch zu den Herzen; ſie wurde auf beſonderes Verlangen gedruckt und zwar im Verlage der J. Wolffiſchen Buchhandlung in Augsburg, wo auch die beiden früheren Primizreden Chriſtoph Schmids erſchienen waren. Am Nachmittage war Chriſtoph Schmid in Mitte vieler Verehrer und Freunde, die ſich theils von Ellwangen, theils von ſeiner vier Stunden entfernten Vaterſtadt Dinkelsbühl eingefunden hatten, ſehr heiter. Am andern Tage reiste er wieder ab. Vorher las er die heilige Meſſe in der Gnadenkapelle und betrachtete noch einmal die ſchöne Wallfahrtskirche. Beim Herausgehen ſagte er: „Es ſind nun über ſechzig Jahre verfloſſen, ſeitdem ich als wallfahrender Knabe*) von Dinkelsbühl das erſtemal in dieſen ſchönen Tempel kam. Damals hatte ich frei-

*) S. Erinnerungen 1. Bändchen S. 87.

lich keine Ahnung davon, daß ich als Greis in eben dieſem Tempel einem Schweſterſohne die Primizrede halten ſollte. Wie wunderſam ſind doch die Führungen Gottes!"

Auf den Wunſch Chriſtoph Schmids kam auch ich als Vikar zu ſeinem Freunde, dem Prälaten von Kirchbierlingen. Leider ſtarb der edle Prälat ſchon im nächſten Jahre. Chriſtoph Schmid betrauerte den Tod deſſelben ſehr und ſetzte dem heimgegangenen Freunde in der zu Augsburg erſcheinenden Zeitſchrift Sion im Jahre 1841 ein ſchönes, ehrendes Denkmal. Ein ähnliches ſchönes Denkmal hatte er dem 1831 in Augsburg verſtorbenen Domdekan von Weber in einer beſondern Broſchüre gewidmet.

Von dieſer Zeit an kam ich jedes Jahr bis zum Tode Chriſtoph Schmids nach Augsburg und verweilte immer längere Zeit in ſeinem geiſt- und gemüthvollen Umgange. Er las mir mehrere ſeiner Erzählungen, ehe er ſie in den Druck gab, vor und ſprach Manches über Schriftſtellerei und Literatur überhaupt; was ich davon im Gedächtniſſe behalten habe und in Aufzeichnungen vorfand, will ich möglichſt treu hier wieder erzählen.

6. Christoph Schmid als Jugendschriftsteller.

Christoph Schmid antwortete auf die Frage, wie er es angegangen habe, daß seine Schriften den Kindern so willkommen seyen, lächelnd: „Ich ging zu den Kindern selbst in die Schule und lernte von ihnen. Als ich Schule zu halten anfing, fehlte es an brauchbaren Kinderschriften. Ich kam daher auf den Gedanken, selbst kleine für Kinder passende Erzählungen abzufassen, um ihnen die Lehren der Religion dadurch anschaulicher zu machen. Gewöhnlich erzählte ich diese Geschichtchen den Kindern, oder las sie ihnen vor und hieß sie dann dieselben aus dem Gedächtnisse nachschreiben. Aus ihren Aufschreibungen, die ich fleißig durchging, ersah ich, was die Kinder am meisten darin angesprochen und was nicht. So wenn z. B. lange Reden in einer Erzählung vorkamen, wurden sie von den Kindern meist mit den Worten übergangen: „„Hier wurde viel gesprochen.““ Daraus erkannte ich, daß längere Gespräche, Monologe sie nicht ansprachen, strich sie aus und arbeitete die Erzählung, indem ich mehr Handlung und kürzere Gespräche darin vorbrachte, noch einmal nach den gemachten Erfahrungen um. Ich fand auch, daß die Kinder nach manchem Umstand und Grund fragten, den zu berühren ich für unnöthig gehalten hatte. Mir war der Grund wohl klar, nicht aber den Kindern; sie fühlten manche Lücke, die ich, geübter im Denken,

nicht fühlte; dagegen machten ſie mich auch wieder durch ihre kindlichen Fragen auf Einzelnheiten aufmerkſam, die mir bei meiner Darſtellung entgangen waren. Auf dieſe und andere Weiſe lernte ich von den Kindern, während ich ſie lehrte. An den Druck dachte ich damals noch gar nicht, noch auch daran, was ein Kritiker dazu ſagen würde. Ich ſchrieb ganz unbefangen und war nur darauf bedacht, die Sprache der Kinder zu reden."

Den Stoff zu ſeinen Erzählungen holte Chriſtoph Schmid nicht aus weiter Ferne, er nahm ihn, wie er in der Vorrede zu der Geſammtausgabe ſeiner Schriften von letzter Hand ſagt: „theils aus Erzählungen, die er in ſeiner Kindheit aus dem Munde ſeines geliebten, ſeligen Vaters gehört und ſonſt nirgends geleſen hatte, theils von Begebenheiten, die er ſelbſt erlebt hat oder, als zu ſeiner Zeit wirklich geſchehen, erzählen hörte, daher denn viele aus dem letzten Kriege vorkommen." Er ſtellt die Leſer mitten in ihre Welt hinein, in der ſie ſich heimiſch finden. Manche Erzählungen, die er irgendwo geleſen hatte, ſuchte er ſo zu bearbeiten, daß ſie für ſeine Schüler lehrreich und unterhaltend wurden. So gab ihm die bekannte Sage von dem Raben, der ein koſtbares Kleinod in ſein Neſt getragen und dadurch einen Unſchuldigen in ſchweren Verdacht gebracht hat, den Stoff zu der Erzählung „das Blumenkörbchen". Den Stoff zu der Erzählung „Roſa von Tannenburg" gab ihm die rührende

Erzählung von jener Tochter, die ihren zum Hungertode verurtheilten Vater im Gefängniſſe heimlich an ihrer Bruſt ernährt hat. Auch aus dem chriſtlichen Alterthume ſchöpfte er Stoff zu Erzählungen. Ein blühender Roſenſtock, ein Rothkehlchen, ein Johanniskäferchen, ein Lämmchen konnten ſeiner reichen Phantaſie Veranlaſſung dazu geben.

Selbſt klein und alles Kleine liebend hatte Chriſtoph Schmid ein niedliches Schreibtiſchchen und ſchrieb ſeine Erzählungen auf kleine Blätter. Gewöhnlich entwarf er zuerſt eine Skizze, die er dann ausführte. Er ſchrieb, zumal in jüngern Jahren, die Erzählung, ohne etwas daran zu ändern, ganz nieder. War er damit fertig, dann arbeitete er ſie erſt ſorgfältiger aus, verbeſſerte, ſchaltete ein, ſtrich weg, machte Zuſätze. Seine Manuſcripte ſind außerordentlich corrigirt und deßhalb ſchwer leſerlich. Er eilte damit durchaus nicht unter die Preſſe, ließ nicht ſelten Erzählungen Jahre lang liegen, ehe er ſie herausgab. Er ſagte: „Eine Erzählung ſoll ein Kunſtwerk ſeyn. Wie z. B. in einem gelungenen Gemälde Einheit herrſche und kein Pinſelſtrich zu viel und keiner zu wenig ſey, ſo ſoll dieß auch bei einer Erzählung der Fall ſeyn. Sie ſoll auf den Leſer, wie ein ſchönes Gemälde auf den Beſchauer, einen wohlthuenden, reinen Eindruck machen. Der Leſer dürfe darin nichts vermiſſen, es dürfe ihn nichts ſtören. Auch müſſe man die Menſchen reden laſſen, wie ſie im Leben reden.“

In der kleinen Erzählung: „Das Donnerwetter", läßt Christoph Schmid z. B. eine Bäuerin sagen: „„Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz. Er hütet dort am Bache die Gänse und muß sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben."" Ein Kritiker sagte: Der Verfasser hätte diese zwei Sätze in Einen verbinden sollen: Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz, welcher ꝛc. Christoph Schmid bemerkte: „So redet keine Bäuerin. Für Kinder kann überdies nicht zu oft ein Punktum kommen." In den Ausdrücken war er sehr wählerisch; malerische Eigenschaftswörter liebte er insbesondere. Er bemerkte: „Ein gut gewähltes Eigenschaftswort macht eine längere Schilderung unnöthig. Wenn im Weihnachts-Abende gesagt wird: „„Luise brachte die brennende Kerze sogleich auf einem glänzenden Leuchter von Messing"", so läßt das Eigenschaftswort „glänzend" einen Blick in die ganze Haushaltung der Försterin thun und man braucht nicht mehr zu sagen, daß im Hause Reinlichkeit und Ordnung geherrscht habe. Manche Uebersetzer meiner Schriften haben solche absichtlich gewählten Eigenschaftswörter weggelassen." Er sagte auch: „Es liegt ein großer Reiz darin, eine Erzählung zu schreiben. Man fühlt sich in eine eigene, neue Welt versetzt, geht mit den handelnden Personen um, als ob sie lebten, und nimmt Theil an ihren Schicksalen." Christoph Schmid seufzte oft sehr, wenn an seiner Zimmerthüre angeklopft

wurde und ein Beſuch mit Einemmale die lieblichen Geſtalten ſeiner Phantaſie verſcheuchte.

Sehr fleißig las und ſtudirte Chriſtoph Schmid in der Bibel. Er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Unter allen Geſchichten ſind die bibliſchen die vortrefflichſten;

1. In Abſicht auf Erzählungsart. Ich habe meinen Schülern Geſchichten aller Art vorgeleſen, die paſſendſten, anziehendſten von den verſchiedenſten und beſten Volks- und Kinderſchriftſtellern. Immer aber habe ich gefunden, daß keine einzige den Eindruck machte und die Aufmerkſamkeit bewirkte, wie die bibliſchen. Aller Augen leuchteten, Alles war ſtille, daß man hätte eine Stecknadel können fallen hören.

Woher kommt nun die Kraft dieſer Erzählungen auf die Menſchenherzen? Ohne Zweifel von dem Malenden, Lebendigen, Darſtellenden der bibliſchen Erzählungsart.

Da lebt Alles, Alles ſteht vor Augen. Es iſt immer die Welt da, wie wir ſie vor Augen haben. Die Fenſter in dieſem Lehrſaale gehen immer in's wirkliche Leben.

Der Schauplatz der Geſchichte iſt immer beſtimmt. Da in dem ſchönen Garten des Paradieſes, dort unter einem ſchattigen Baume vor der Hüttenthüre, jetzt bei einem Brunnen, um den Herden liegen, ein andermal in einer Wildniß oder gar in einem Gefängniſſe. Man iſt überall in der wirklichen Welt, ſchwebt nicht in den Wolken, ſteht da feſt auf Grund und

Boden, hat Berg und Thal, Baum, Felsen, Quellen und Gebirge um sich.

Es ist die Zeit der Geschichte angegeben. Jetzt ist es Morgen, jetzt Abend, jetzt heißer Mittag. Bald ist es Aerndtezeit, bald Schafschur, bald Weinlese.

Die ganze sichtbare Natur ist in's Interesse gezogen. In diesen Geschichten leuchtet doch auch eine Sonne; es funkeln die Sterne; man sieht den Regenbogen. Da ist ein Kornfeld, dort ein Weinberg, hier ein Oelgarten.

Die Natur ist mit lebendigen Geschöpfen bevölkert. Es gibt da Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen, Raben und Tauben, Schwalben und Sperlinge. Auch diese sind nach der Natur gemalt. Der scheue Rabe flattert wild umher, die freundliche Taube kehrt nach Hause zurück, der Hahn kräht, das Ziegenböcklein mäckert, das Hündlein wedelt mit dem Schweife.

Bei dieser Welt von Bildern ist doch kein Zug — bloße Zierath. Nichts steht ohne Bedeutung da. Bei all dieser Umständlichkeit fällt die biblische Erzählungsart doch nie in's Kleinliche. Nirgends ist eine weitläufige Schilderung vom Sonnenaufgang, von Landschaften ꝛc., welche die Aufmerksamkeit vom Ganzen abzöge. Alle Umstände und Umständchen dienen bloß dazu, das Ganze lieblicher, anziehender und lebendiger zu machen. Ueberall ist die gold'ne

Mittelſtraße zwiſchen magerer Kürze und üppiger Verſchwendung ſorgfältig beobachtet.

Dieß Alles iſt aber noch nichts gegen die handelnden Perſonen. Da ſind keine Schattengeſtalten, die nicht reden und deuten, ſich weder regen noch bewegen. Sie ſind Menſchen, die reden und handeln wie wir. Man hört da den Geſchichtſchreiber nicht mehr; er verſchwindet ganz, man hört und ſieht nur ſie. Alle Perſonen ſind aus dem wirklichen Leben genommen, Ackerleute, Hirten, Fiſcher, Kaufleute; da ein Hirtenknabe, der die Schafe hütet, dort ein Mädchen, das Aehren lieſt. Und wo auch Könige auftreten, ſo ſind ſie keine Theater-Könige. Sie reden und geberden ſich ſo, wie wir andere Menſchenkinder. Man fühlt es ihnen an, daß ſie auch von unſerm Fleiſch und Blute ſind.

Die Menſchen werden in ihren ländlichen und häuslichen Beſchäftigungen vorgeſtellt. Abraham ſpaltet Holz und ſattelt ſeinen Eſel; Jakob kocht. Eſau kommt müde von der Jagd nach Hauſe. Rachel treibt die Schafe zur Tränke, David bringt ſeinen Brüdern Käſe und Brod in's Lager.

Die Perſonen werden immer redend eingeführt. Sie reden aber nicht die Bücherſprache, die Sprache der Gelehrten und Aeſthetiker, ſondern die Sprache des Herzens und der Natur. „He! Brüder," ruft Jakob den Hirten am Brunnen zu, „wo ſeyd Ihr her? Kennt Ihr auch den Laban? Den kennen wir

gut. Gehts ihm auch wohl? Es geht ihm wohl und ſieh nur dort kommt ſeine Tochter mit den Schafen u. ſ. w.“ Gerade ſo wie wir unſere Landleute alle Tage reden hören.

Sie empfinden auch wie wir und drücken ihre Empfindungen in den wahrſten Tönen der Natur aus. Da ſind keine langen Deklamationen. In zwei, drei Worte iſt die ganze Empfindung wie in Einen Brennpunkt geſammelt. Simeon ruft: „Der Knabe iſt nicht mehr da; wo ſoll ich hin?“ Jakob: „Mit Herzeleid werde ich zu meinem Sohne hinunterſinken in das Grab.“ Joſeph: „Ich bin Joſeph. Lebt mein Vater noch?“

Die Geberden ſind oft noch ſprechender als die Worte. Agar legt den Iſmael unter einen Baum und ſetzt ſich einen Bogenſchuß weit davon nieder, weil ſie ihr Kind nicht kann verſchmachten ſehen. Rebekka läßt den Krug eilends von der Schulter auf die Hand herab, um Abrahams Knecht trinken zu laſſen. Joſeph wendet ſich ab und weint.

Jede Perſon hat ihren ſcharfbeſtimmten Charakter. Dieſe Charakteriſtik iſt unübertrefflich, voll Natur und Wahrheit, Alles wie aus dem Spiegel genommen. In einigen Worten, Geberden oder Handlungen ſteht der Mann da und lebt. Eſau z. B., wo er die Erſtgeburt verkauft, ſchwur, aß und trank, ſtund auf und ging davon und bekümmerte ſich wenig mehr um die Erſtgeburt. Iſt dieß nicht beſſer als tauſend

Allgemeinheiten: z. B. er war so und so, leichtsinnig ꝛc.

Die Charakteristik umfaßt auch oft noch die äußerliche Gestalt. Esau, z. B., rauh von Sitten und Gefühl, ist auch von einem rauhen, zottichten Aussehen. Kain, der Neidvolle, trägt die blaße, eingefallene Physiognomie des Neides im Angesicht. Joseph, diese schöne Seele, ist auch schön von Angesicht. Der kleine, unschuldvolle Hirtenknabe David ist mit der Farbe der Unschuld geschmückt.

Auch haben die wichtigsten Personen noch immer etwas eigenes, das sie auszeichnet und die Aufmerksamkeit auf sie heftet: Joseph seinen bunten Rock, Moses sein Binsenkörblein, David die Harfe, Samuel das leinene Priesterkleid, Tobias sein Hündlein.

Was noch mehr Interesse in die Geschichte bringt, das ist das Wundervolle der Begebenheiten, das Auffallende der Situationen, das dramatisch Fortschreitende der Handlung: Der verdürstende Ismael, Isaak auf dem Holzstoße, Joseph in der Zisterne, die Israeliten am rothen Meer. Wie reißt das hin, wie spannt es die ganze Aufmerksamkeit, welchen Ausgang dieß Alles nehmen wird!

2. In Absicht auf Inhalt. Die biblische Geschichte hat einen hohen Werth in Absicht auf Sittenlehre. Sie ist ein hohes, herrliches, lebensvolles Gemälde der Sitten.

Die biblische Geschichte stellt sittliche Charaktere

aller Arten auf. Es iſt keine Tugend, kein Laſter, die man hier nicht in mehrern Menſchen, ganz nach dem Leben gezeichnet, dargeſtellt fände. Da gibt es Stolze und Demüthige, Zornige und Sanftmüthige, Hartherzige und Freigebige, Lügner und Aufrichtige, in denen kein Falſch iſt, Neid- und Eigennutzvolle und reine, uneigennützige Seelen, die kein Hauch des Neides befleckt. Mancher Charakter iſt das hellſte, reinſte Bild dieſer oder jener Tugend, mancher das ſchwärzeſte Bild des Laſters. Abraham z. B. iſt der perſonifizirte Glaube in That und Handlung lebendig dargeſtellt, Kain der eingefleiſchte Neid. Die unſinnliche Idee der Tugend und des Laſters iſt in Fleiſch und Blut gekleidet. Dieſe Charaktere ſind noch mehr als jene Geſchöpfe der Dichterphantaſie Urbilder aller Tugenden und Laſter. Die unſichtbare Tugend erſcheint in ſolchen Beiſpielen in ſichtbarer Liebenswürdigkeit und reißt zur Nachahmung hin. So auch das Laſter; es erregt Widerwillen, Abſcheu, Entſetzen.

Die Charaktere der Bibel ſind keine bloßen Ideale, weder Engel noch Satan, ſondern Menſchen. Bei aller Tugendgröße haben ſie noch ihre menſchlichen Schwachheiten, bei aller Verworfenheit noch ihre glücklichen Augenblicke, ihr Gutes. Sie ſtellen uns Tugenden vor Augen, die wir erreichen, Laſter, in die auch wir verſinken können. Die Tugendbeiſpiele laden zur Nachahmung ein, und machen zugleich

Muth dazu; die Beiſpiele von Laſtern warnen vor ähnlichen Vergehungen und zeigen durch die Möglichkeit, auch ſo zu handeln, daß die Warnung nicht überflüßig iſt, ſie machen behutſam.

Die ſittlichen Charaktere ſind in allen Situationen des Lebens, in allen Verhältniſſen gegen andere Menſchen aufgeführt. Wir ſehen den Tugendhaften in Armuth und Ueberfluß, in Freud und Leid, zu Haus und auf Reiſen, in ſtiller Ruhe und in den ſchrecklichſten, ſchneidenſten Aengſten und Verlegenheiten, bei dem Hochzeitmahle und auf dem Sterbebette. Wir ſehen, wie er ſich gegen Aeltern und Kinder und Geſchwiſter, gegen Schwiegeraltern und Verwandte, gegen ſeinen Herrn oder Knecht, gegen Reiche und Arme, gegen Freunde und Feinde benimmt. Die Tugend iſt von dem Wolkenhimmel allgemeiner Begriffe zurückgerufen und in die Hütten des gemeinen Lebens eingeführt. Es iſt keine Tugend-Idee aufgeſtellt, damit die Menſchen was zu zanken, zu demonſtriren und diſputiren hätten. Sie iſt ein treuer Spiegel, in dem wir uns ſelbſt ſehen, um unſer Betragen beſſer zu ordnen.

Die ſittlichen Charaktere erſcheinen dadurch in einem noch frappantern Lichte, daß immer entgegengeſetzte Charaktere einander gegenüber geſtellt ſind z. B. Abel und Kain, Noe und ſeine Zeitgenoſſen, Cham und ſeine Brüder, Loth und die Sodomiten, Iſaak und Iſmael, Jakob und Eſau, Joſeph und ſeine Brüder, Samuel und

Helis Söhne, David und Abiſai, Eliſäus und Giezi, Vaſthi und Eſther, Mardochäus und Aman u. ſ. w. Wer möchte da nicht lieber immer dem erſtern als dem letztern gleichen!

Auch die ſeltne Treue in Zeichnung der Charaktere verdient noch bemerkt zu werden. Sie behaupten ſich durchaus, ſind immer dieſelben. Im erſten Augenblick, wo Laban erſcheint, blickt ſchon ſein Eigennutz hervor. Er ſucht die goldnen Ohrringe und Armbänder und eilt hinaus zu dem Manne am Brunnen und ſagt: O Du Geſegneter des Herrn! Abimelech iſt im Augenblick des Todes noch der nämliche ſtolze, hochmüthige Menſch. Erſtich mich, ſagte er dem Waffenträger, daß man nicht ſagen könne: ein Weib hat ihn getödtet.

Was aber dieſen Schilderungen den höchſten Werth gibt, ſie zeichnen nicht bloß einzelne, gegenwärtige Tugendäußerungen oder Laſterausbrüche, durchhin bei allen Tugendhaften iſt es klar und anſchaulich, wie alle ihre Tugenden aus Einer Quelle herfließen. Wir ſehen nicht bloß das Ziel, wornach wir ringen ſollen, ſondern auch den Weg dahin. Die Geſinnung des Tugendhaften, die Leidenſchaft des Laſterhaften ſind ſammt all ihren Wurzeln und feinen Zaſern, woraus ſie entſtehen, mit all ihren Aeſten und Zweigen, in die ſie auslaufen, mit all ihren Früchten gezeichnet; z. B. der Neid der Brüder Joſephs. Die erſten Veranlaſſungen und Keime: ein Glück, das ihrem Bruder

widerfährt, die bunte Farbe seines Rockes. Die ersten sichtbaren Sprossen: Sie können ihm kein freundliches Wort geben, sie nennen ihn den Träumer. Die weitern Folgen: die Mordanschläge gegen den Bruder, das Herabreißen des Rockes, der Verkauf des Bruders, die Lüge gegen den Vater, die Verheerungen in der menschlichen Gesellschaft: des Vaters Todesbetrübniß, des Bruders Sclaverei; dann die innere Angst und Gewissensunruhe, die sich bei jeder Gelegenheit nach vielen Jahren immer neu zeigt: das haben wir an unserm Bruder verschuldet; ihr Todesschrecken bei den Worten: Ich bin Joseph — wie psychologisch tief und wahr ist die Schilderung der Verheerungen der über die Ufer getretenen Leidenschaft! Sie erregt eine Scheu davor. Die Zeichnung der ersten Anfänge ist eine Anleitung, was zu fliehen, wie man sich dagegen sicher stellen könne. Man darf diese einzelnen Sätze nur in allgemeine verwandeln, so hat man das Treffendste, was die Sittenlehre im Capitel vom Neide nur immer abhandeln kann.

So ist es mit Kain, Saul, Achab; ihre kurze Schilderung stellt immer ein ganzes Menschenleben dar, treuer und wahrer vielleicht als Shakespears und Göthes gepriesene Charaktere."

Christoph Schmids Jugendschriften sind die Früchte dieser feinen Beobachtungsgabe verbunden mit dem ihm angebornen Talente, für Kinder zu schreiben. Es ist nicht nöthig, hier eine Charakteristik derselben zu

geben, die Leſer kennen ſie bereits aus jener Zeit, welche man die ſchönſte des Lebens nennt. Die Erinnerung „an die Winterabende, wo ihnen Aeltern oder Geſchwiſter dieſe harmloſen Novellen vorlaſen“ gehören wohl zu den liebſten Erinnerungen aus ihrer Kindheit. Ja ſie nehmen vielleicht jetzt noch gerne ein ſolches Büchlein vom Verfaſſer der Oſtereier zur Hand und leſen darin. Sie theilen die Anſicht eines Rezenſenten, welcher, indem er in der 1824 von Friedrich von Kerz herausgegebene katholiſchen Literaturzeitung das Blumenkörbchen und Roſa von Tannenburg beſpricht, ſich alſo äußert: „Die angezeigten beiden Werke des liebenswürdigen Jugend- und Volksſchriftſtellers Chriſtoph Schmid, Pfarrers in Oberſtadion, ſind dem blühenden Alter gewidmet. Rezenſent muß hingegen geſtehen, daß er, obgleich er nicht mehr im blühenden Alter ſteht, dieſe beiden Schriften ebenfalls mit Vergnügen oder vielmehr mit Erbauung und Rührung geleſen habe, und er darf hoffen, daß er noch dann, wenn er einſt zum zweitenmale blüht, die Werklein des lieben, ehrwürdigen Mannes mit gleicher Gemüthsſtimmung leſen werde. Es gilt von ihnen beinahe, was ein bekannter Redner von Homer, dem älteſten Volksſchriftſteller, rühmt, „„dem die Jünglinge mit Freuden zuhören und die Greiſe mit Andacht.““ „Wer doch nur ſo ſchreiben könnte,“ fährt er fort, „möchte mancher unter uns wünſchen, ſo geiſtreich und einfach wie weiland der Wandsbecker

Bote; ſo aus dem frohen, heitern Gemüthe des Volkes heraus wie Claudius, ſo im evangeliſchen Sinne und Worte, in ſo lieblich, innig frommer Weiſe wie unſer Schmid. Es lieſt ſich da Alles ſo natürlich und leicht, daß man beinahe glauben möchte, man könne es ſelbſt ſo machen, wie es denn manche geglaubt haben, die das Publikum mit Seitenſtücken zur Genovefa, zum Heinrich von Eichenfels ꝛc. regalirten. Wenn man aber die Feder anſetzt, ſo fühlt man ſogleich, falls man Demuth mit Geſchmack verbindet, daß ein ſolches Unternehmen nicht ſo leicht und natürlich ſey. Denn man verfällt gar zu gerne entweder in den faden, matten Ton der gewöhnlichen Fibel- und Jugendſchriftſteller oder in den noch ungeziemenderen, mit Worten prunkenden, an Sinn und Geiſt armen Ton alltäglicher Romanen- und Fabrikarbeiter. Kurz: Wer für Kinder kindlich, für das Volk volksthümlich ſchreiben möchte, wie die oben genannten Männer, der muß dazu geboren, muß Genie ſeyn, wie das alte Sprichwort ſagt: „Orator fit, poeta nascitur.“

Nicht bloß in Deutſchland fanden Chriſtoph Schmids Schriften deshalb Beifall, auch andere Nationen fanden Geſchmack daran und ſie ſind in alle gebildeten Sprachen Europas überſetzt worden. Es wurden Chriſtoph Schmid ſehr niedliche Ausgaben von Paris, London und Mailand zugeſandt. Der berühmte Journaliſt J. Janin überſetzte ſie im Auftrage der Herzogin

von Orleans für den Grafen von Paris. Dieſe Ausgabe iſt ſehr ſchön ausgeſtattet, in großem Format und mit Holzſchnitten geziert. Die gegenwärtige Königin von Schweden, eine Prinzeß Leuchtenberg, überſetzte ſelbſt einige dieſer Schriften ins Schwediſche. Ein Profeſſor der franzöſiſchen Sprache aus Berlin, der ſich 45 Jahre in Frankreich aufhielt und ebenfalls die Werke Chriſtoph Schmids ins Franzöſiſche überſetzte, ſchrieb ihm im Jahre 1837: „Obwohl ich nicht die Ehre habe, Ihnen perſönlich bekannt zu ſeyn, ſo bitte ich dennoch um Erlaubniß, Ihnen meinen herzlichſten Dank und meine achtungsvolle Bewunderung für Ihre unſchätzbaren Jugendſchriften zu bezeugen, Bewunderung, die Ihnen nicht allein bei Ihren Landsleuten, ſondern auch in allen gebildeten Staaten vornehmlich aber hier in Frankreich ganz allgemein zu Theil wird. Wie glücklich fühle ich mich, einer der erſten geweſen zu ſeyn, die den Gedanken faßten und ausführten, eine vollſtändige franzöſiſche Ueberſetzung derſelben zu liefern! Zwar iſts nicht an mir, zu entſcheiden, ob es meiner Ueberſetzung gelungen iſt, den reitzend einfachen Ton Ihrer anmuthigen Erzählungen ſo ganz getreu abzuſpiegeln. Wenigſtens bin ich mir bewußt, ſo viel es mir möglich war, dieſem ſo ſchönen als edeln Zwecke nachgeſtrebt zu haben und ich wage es mir zu ſchmeicheln, daß meine Anſtrengungen nicht ohne Frucht geblieben ſind, da ich ſchon jetzt die Freude erlebe, mehrere ſehr

ſtarke Auflagen meiner Ueberſetzungen Ihrer vortrefflichen Werke nicht nur in allen Städten und Flecken, ſondern auch ſelbſt in den geringſten Hütten des ganzen franzöſiſchen Reiches verbreitet zu ſehen. Von Tag zu Tag wird dem Publiko die Wahrheit der Worte eines franzöſiſchen Journals einleuchtender, das, von der außerordentlichen Vorliebe des Volkes zu Ihren Kinderſchriften ſprechend, ſich folgendermaßen ausdrückte: „Les pères et les mères de famille, curieux de connaître le plaisir qû' éprouvent leurs enfans en lisant les charmans petits Contes du Chanoine Schmid, sont souvent surpris de se voir eux-mêmes prendre goût a une lecture qui semble n'appartenir qu' au jeune âge.“ Dieſe Behauptung des Pariſer Rezenſenten hat ſich auch an mir bewährt.“

Auch in Amerika haben Chriſtoph Schmids Schriften Eingang gefunden. Der Leibarzt der Kaiſerin von Braſilien Dr. J. G. Stephan ſchrieb im Jahre 1848 an Chriſtoph Schmid: „Ich hatte bei meinem letzten Aufenthalte in Südamerika die Freude, in den Wäldern Braſiliens den Namen Euer Hochwürden als den ſo wohlthätig wirkenden Kinderſchriftſteller wiederklingen zu hören, und dachte, es würde gewiß auch Ihnen ein angenehmes Gefühl gewähren, wenn Sie den Samen zur Menſchenveredlung, welchen Sie mit ſo lohnendem Erfolge im deutſchen Vaterlande ausgeſtreut, auch jenſeits des Aequators ſchöne Früchte tragen

ſehen. Ich nehme mir die Freiheit, E. H. beiliegende Bändchen zu überſchicken, welche Ihnen als Beweis dienen mögen, daß auch in ſo großer Entfernung ein aufwachendes Volk ſich an Ihrem Worte erfreue."

Zu der großen Verbreitung, welche die Schriften Chriſtoph Schmids fanden, halfen auch die Nachdrucker getreulich mit. Sie verurſachten Chriſtoph Schmid viel Unannehmlichkeit und Plage. Ihre Unverſchämtheit ging ſo weit, ſeine ſämmtlichen Werke herauszugeben und unter ſeinem Namen Schriften zu verkaufen, von denen Chriſtoph Schmid gar nichts wußte. Schon im Jahre 1824 ſah er ſich genöthigt, folgende literariſche Rüge in die Zeitungen einrücken zu laſſen: „In einer literariſchen Anzeige zum Schwäbiſchen Merkur werden von dem Buchdrucker B..... in Reutlingen und dem Buchdrucker B... in Rottenburg Chriſtoph Schmids ſämmtliche Werke für Kinder und Kinderfreunde auf Subſcription angekündigt. Dieſe Ankündigung ſetzt mich in die unangenehme Nothwendigkeit öffentlich zu erklären: daß dieſe Herausgabe meiner Werke ohne mein Wiſſen unternommen werde, und daß ich an dieſer ſogar meiner Ehre nachtheiligen Beeinträchtigung meiner rechtmäßigen Verleger durchaus keinen Theil habe; daß die Fortſetzung des Heinrichs von Eichenfels: Heinrich von Eichenfels Leben und Schickſale, zweites Bändchen, nicht von mir ſey und dieſes elende Machwerk mir fälſchlich aufgebürdet werde; daß ich das dritte Bänd-

chen dieſer angeblichen Fortſetzung: Kurze Geſchichten für Kinder und Kinderfreunde, gar nicht kenne und es eben ſo wenig verfaßt habe, daß ich auch keineswegs der Verfaſſer der Gräfin Ida von Toggenburg ſey und daß ſie irrig unter meinem Namen verkauft werde ꝛc.“

Weit mehr noch als der Nachdruck betrübten Chriſtoph Schmid die ungerechten Angriffe, welche ſeine Schriften von einzelnen, jedoch nur wenigen und unbedeutenden Blättern zu erleiden hatten. Ich bringe ungern dieſen Mißklang in den friedlichen Ton dieſer Erinnerungen, doch glaube ich dieſe Ausſtellungen nicht übergehen zu dürfen. Einzelne Kritiker nämlich machten Chriſtoph Schmid den Vorwurf, daß ſeine Schriften nicht für die katholiſche Jugend bearbeitet ſeyen, indem nichts Katholiſches darin vorkomme. Die letztere Ausſtellung iſt offenbar nicht wahr. In der Genovefa kommt ſogleich anfangs ein frommer Biſchof vor, der ihre Ehe mit Siegfried einſegnet; als Genovefa zu ſterben glaubt, bezeichnet ſie ihrem Sohne Stirne, Mund und Bruſt mit dem Kreuze. In der Roſa von Tannenburg kommt ein Abt vor, der als ein ſehr frommer und weiſer Kloſtermann dargeſtellt wird; er iſt zugleich Weihbiſchof und weiht am Ende der Erzählung eine Kapelle ein, was doch wohl auch katholiſcher Gebrauch iſt. In dem verlornen Kinde dreht ſich die ganze Geſchichte um ein Muttergottesbild, das Bildniß der ſchmerzhaften Mutter, die mit

dem Schwerte in der Bruſt abgemalt iſt. Ein frommer Pfarrer ſchenkt es einer über den Verluſt ihres Kindes trauernden Mutter und macht ſo ſchöne Bemerkungen über Geduld und Vertrauen, daß ſie viele ihrer Verehrer gewiß mit großer Rührung geleſen haben. Im Kanarienvogel hört Frau von Erlau in der nahen Kapelle das kleine Glöcklein läuten. Die gute, fromme Tyrolerin kommt eilig herein und ſagt, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenſeits des Berges werde heute die heilige Meſſe leſen, worauf Frau von Erlau ſich ſogleich mit ihrem Karl in die Kapelle begibt. In dem Weihnachtsabende wird eine Weihnachtskrippe ſehr ſchön und lieblich beſchrieben; der Gebrauch, ſolche Krippen zu errichten, iſt ein ausſchließlich katholiſcher Gebrauch. Die Erzählung, das hölzerne Kreuz, bewegt ſich ganz auf katholiſchem Grund und Boden; das Demantkreuz eines Prälaten bildet den Hauptgegenſtand der Erzählung und Frau von L. ſtirbt mit dem Sterbekreuze in der Hand. Die Erzählung, Timotheus und Philemon, endet mit einer kurzen Beſchreibung des heiligen Meßopfers und in der Geſchichte, Adelheid von Thalheim, wird die Bekehrung einer Sünderin in der berühmten Wallfahrtskirche zu Maria Einſiedeln erzählt; anderer Erzählungen nicht zu gedenken. Es iſt alſo eine unwahre Behauptung, daß nichts Katholiſches in den Schriften Chriſtoph Schmids vorkomme. Chriſtoph Schmid wollte keine eigentliche katholiſche Erbau-

ungs= und Religions=Handbücher, ſondern harmloſe Erzählungen ſchreiben. Auch hat er es mit Recht unterlaſſen, in ſeinen Kinderſchriften zu polemiſiren und von einem religiöſen Zwieſpalt zu reden, von dem Kinder doch noch keinen Begriff haben. Man könnte nur etwa einwenden, daß ſeine Erzählungen nicht ausſchließlich das Leben nach der kirchlichen Seite hin abſpiegeln, wie dieß bei einzelnen neuern, namentlich in England erſchienenen Jugendſchriften der Fall iſt. Man vergeſſe aber nicht, in welcher Zeit Chriſtoph Schmid als Jugendſchriftſteller auftrat. Es war der Anfang dieſes Jahrhunderts, in dem ſich der Unglaube von Frankreich aus nach Deutſchland verbreitet und die deutſche Literatur und Pädagogik angeſteckt hatte. Da galt es, vor Allem das chriſtliche Prinzip gegen das unchriſtliche zu vertheidigen und zu retten. Sailer hat dieß als Theologe gethan, Chriſtoph Schmid als Jugendſchriftſteller. Jener hat das himmliſche Kleinod der geoffenbarten Religion aus der beſſern Vergangenheit durch eine glaubensloſe Zeit hinübergetragen in eine Zeit, in der man wieder nach dem Glauben der Kirche fragte, dieſer hat mitten unter den Stürmen der franzöſiſchen Revolution und in einer glaubensloſen Zeit die zarte Pflanze chriſtlicher Jugendbildung gehütet, gepflegt und für beſſere Zeiten gerettet. Wenn man dem Gange der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Chriſtoph Schmids mit Aufmerkſamkeit folgt, ſo kann man

wahrnehmen, daß in seinen frühesten Erzählungen mehr nur von den Grundlehren unserer heiligen Religion die Rede ist und daß fortschreitend mit der Entwicklung des kirchlichen Bewußtseyns seine Erzählungen dieses spezielle Gepräge annehmen. Jeder Schriftsteller ist nach der Zeit, in welcher er lebte, zu beurtheilen und es ist ungerecht an einen Autor, der im Anfange des Jahrhunderts geschrieben hat, den Maßstab der geistigen Entwicklung der Mitte des Jahrhunderts zu legen.

Männer von streng katholischen Grundsätzen, hohen kirchlichen Würden und auf der Höhe der Zeitbildung stehend, wußten Christoph Schmids Verdienst um die Jugendbildung gar wohl zu schätzen und urtheilten gerechter als die oben erwähnten, unbekannten Kritiker. Sie besuchten ihn, um ihn persönlich kennen zu lernen und ihm selbst die Anerkennung auszudrücken, die sie seinen Schriften zollten. So erfreute ihn Erzbischof Ladislaus Pyrker, der Dichter der Perlen der christlichen Vorzeit und des Rudolph von Habsburg, im Jahre 1840 auf einer Reise, die er nach Gastein machte, in Augsburg noch Abends spät mit einem Besuche. Christoph Schmid sandte ihm seine eben damals herausgegebenen Schriftchen: Josaphat, Geistliches Vergißmeinnicht und der Fremde im englischen Garten, nach Gastein. Pyrker schrieb ihm am 15. August 1840 von da zurück: „Wie werth mir Ihre allgemein hochgeschätzten Werke von jeher waren, hatte

ich die Ehre, Ihnen in Augsburg mündlich zu ſagen und nun ſind mir dieſe letzteren, die ich bisher noch nicht kannte, um ſo werther, da Sie aus Ihren Händen kommen; — empfangen Sie meinen herzlichſten Dank dafür!“

Ebenſo beſuchten ihn aus dieſen Gründen die Erzbiſchöfe Vicari von Freiburg, Urban von Bamberg, Milde von Wien, die Biſchöfe von Linz, Dresden, Trier, Rottenburg, Johann Martin Henni, Biſchof von Milwauki in Nordamerika; der Fürſtbiſchof Diepenbrock von Breslau und der Erzbiſchof Geißel von Köln kamen noch als Domherren öfter zu ihm; ebenſo die berühmten katholiſchen Gelehrten Möhler, Hefele, Hurter u. a.

Der um die kirchliche Kunſt ſo ſehr verdiente Sulpiz Boisſeree ſchickte Chriſtoph Schmid zum Weihnachtsfeſte 1843 eine Abbildung des heiligen Chriſtophorus und begleitete das Geſchenk mit folgenden Worten: „Sie haben, lieber, verehrter Mann, durch Ihre ſegensreichen Schriften Kindern und Aeltern ſo viele Freude gemacht; da möchten wir an dem heiligen Weihnachtsfeſte auch Ihnen eine kleine Freude machen. Wir haben dazu das Bild Ihres Namenspatrons gewählt, der ein Kind in Sturm und Wetter durch die wilden Fluthen getragen und in der Geſtalt des Kindes unſern Herrn erkannt hat. Der Gedanke, daß der Maler den Augenblick der Erkenntniß durch den Aufgang der Sonne bezeichnet, gibt dieſem Bilde

in unſern Augen einen ganz beſondern Werth und iſt uns auch ſonſt nirgends vorgekommen.

Die leider nur zu kurze Begegnung mit Ihnen vor drei Jahren in Ulm hat mir und meiner Frau einen ſo tiefen als wohlthuenden Eindruck zurückgelaſſen, und darum haben wir geglaubt, Ihnen ein Zeichen von dieſer frohen Erinnerung geben zu müſſen. Wir thun es mit herzlichſten Segenswünſchen und in der Hoffnung, daß es uns gewährt werde, Sie in dieſem Leben noch einmal und auf längere Zeit wiederzuſehen und dann auch meinem ſehr lieben Bruder Ihre höchſt wünſchenswerthe Bekanntſchaft zu verſchaffen."

Der oben genannte Ueberſetzer der Chriſtoph Schmid'ſchen Schriften ins Franzöſiſche ſagt in einem andern Schreiben an den Verfaſſer: „Die H. H. Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Lyon, Tours, Nantes, Bordeaux, Angouleme, Bourges, Nevers, St. Claude ꝛc. ertheilten in authentiſchen Hirtenbriefen Ihren frommen und gemüthlichen Erzählungen und Geſchichten für Kinder das gebührende Lob und verordneten demzufolge die Einführung meiner franzöſiſchen Ueberſetzung in allen Schulen und Erziehungs-Anſtalten."

Das Geſagte dürfte die Bedenken genannter Kritiker heben. Ich erinnere nur noch an Fenelons Telemach. Biſchof Fenelon hat den Stoff zu ſeinem Telemach ſogar aus der heidniſchen Fabelwelt geſchöpft. Das Buch fand großen Beifall und wurde in alle

Sprachen Europas überſetzt. In Deutſchland wurde das Buch in adeligen, ſtrengkatholiſchen Familien das allgemeine Leſebuch der Jugend, um die franzöſiſche Sprache daraus zu erlernen; man überſetzte es ſogar in die lateiniſche Sprache und las es mit den Studirenden anſtatt des Cornelius und Curtius. Keinem Menſchen fiel es ein, den Biſchof verdächtig zu machen, er achte die katholiſche Religion nicht, weil er ſolche Erzählungen vorbringe, in denen kein Wort davon vorkomme; niemand war ſo unbillig, zu behaupten, die äußerſt reizende, blühende und maleriſche Darſtellung werde dem Prinzen den Geſchmack an ernſten Studien verderben, oder die Jugend werde nun die Religionslehre nicht mehr anhören mögen.

Chriſtoph Schmids Erzählungen werden, ſo lange es eine deutſche Sprache gibt, ihren Werth behalten und auch unſere Enkel noch anſprechen und ihre Herzen bilden und veredeln. Deutſchland hat berühmte Schriftſteller in allen Fächern der Literatur und edle Dichter und rühmt ſich derſelben und ehrt ihr Andenken, es darf ſich auch freuen, in Chriſtoph Schmid einen Volks- und Jugendſchriftſteller zu beſitzen, der wie Kenner behaupten, bisher in dieſer Eigenſchaft unübertroffen daſteht, und deſſen kindlicher Muſe nicht bloß die Deutſchen, ſondern auch die Völker jenſeits des Rheins und der Alpen, ja jenſeits des Oceans mit Freude und frommer Rührung lauſchen.

7. Einige Urtheile Christoph Schmids über Schriftsteller.

Unter allen deutschen Classikern liebte Christoph Schmid den Wandsbecker Boten, Claudius, am meisten. Immer lag ein Bändchen der Werke dieses ächt poetischen, tief christlichen und doch so heitern Schriftstellers auf seinem Arbeitstischchen. Gar oft sagte er Abends: „Nun müssen wir noch etwas von Claudius hören," holte das Buch herbei und las daraus vor. Die Audienz beim Kaiser von Japan, die Briefe an Andres und das schöne Lied: „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen," las er besonders gerne. Er sagte: „Ein frühverstorbener Freund von mir, Settele,*) der Hofmeister der jungen Grafen von Fugger-Glött war, und mit ihnen Deutschland bereiste, besuchte Claudius in Wandsbeck selbst und hielt sich längere Zeit dort auf. Claudius gewann den jungen, talentvollen Mann so lieb, daß er in Briefwechsel mit ihm trat. Ich habe für Sailer die schönsten Stellen aus den Briefen, die Claudius an den Hofmeister schrieb, ausgezogen. Sie sind leider wohl verloren gegangen. Hätte ich doch eine Abschrift davon genommen!"

Zwei solcher Briefe von Claudius fanden sich unter den hinterlassenen Papieren Christoph Schmids. Der erste ist von Wandsbeck aus den 12. Januar 1791 geschrieben. Er lautet:

*) S. Erinnerungen 2. Bändchen S. 50.

„Fröhlich Neujahr, lieber Herr Settele, und willkommen in Karlsruhe, wo der berühmte Schwärmer Schloſſer ſich aufhält, wie der Profeſſor in Marburg ſagt und meint.

Sehr oft befindet man ſich bei dem Ketzer ſelbſt beſſer, als bei denen, die vor ihm warnen, und ich denke, ſo wird es Ihnen itzo faſt wohl auch gehen. Ich habe große Luſt gehabt, Ihnen ein Stück von dem weltbeliebten Hamburger Rauchfleiſch zu einem fête bei Schloſſer zu ſchicken, um mich bei ihm wegen der Deismusfeten, die er dem ſeidnen Theologen in Braunſchweig gegeben hat, einiger Maßen zu revangiren. Aber das Karlsruhe liegt ſo weit hin, und, die Wahrheit zu ſagen, ich ſcheute das Porto.

Dank für die Nachrichten von ihrer Wallfahrt und von dem, was Sie hie und da Neues unter der Sonne angetroffen haben. Hier ſtehts noch beim Alten. Fritz hat ſeine Zähne bis auf die Augzähne, Gottlob, alle groß und befindet ſich wohl und ſo alle wir andern auch. Ich ſoll Sie von allen vielmal grüßen. Item von Wirthsleuten. Grüßen Sie Schloſſer und leben und reiſen Sie wohl!

Ich befehle Sie in Gottes Hand

M. C.

Was hat der Menſch, der keine große, ewige Angelegenheit hat?“

In dem zweiten Briefe heißt es: „Der gute Buchholz, daß er immer noch ſo hypochondriſch iſt! Wir

haben gehört, es habe ſich mit ihm gebeſſert. Unſer Körper iſt ein übler, unverſchämter Nachbar, er nimmt ſich gleich eine Handbreit nach der andern; darum thut man ſehr wohl, wenn man ihm nie einen Finger breit einräumt, — in keinem Stücke. Ich befehle Sie in Gottes Hand und fahren Sie fort und laſſen Sie ſich nicht irre machen auf dem guten Wege, weil er gut iſt.

Wir grüßen Sie alle, namentlich meine Frau, Carolina, Chriſtiana, Anna, Auguſta, Trinetta, Johannes, Rebekka und Fritz, denn ſie wollen bis auf den letzten namentlich gegrüßt haben. Dito, dito, dito aus Ihrem Quartier.

Mathias Claudius."

Chriſtoph Schmid erzählte auch einen ſchönen Zug von Claudius. Doch erinnere ich mich nur mehr im Allgemeinen daran. Es war, ich glaube in Hamburg, eine einträgliche Organiſtenſtelle vakant geworden. Viele Bewerber meldeten ſich, unter ihnen auch Claudius. Sämmtliche Candidaten mußten ſich einer Prüfung im Orgelſpiel unterziehen. Claudius, der meiſterhaft ſpielte, erhielt die Stelle. Während die Anweſenden ihm dazu Glück wünſchten, bemerkte Claudius einen der Bewerber, welcher ſehr betrübt in der Entfernung ſtand und zu weinen ſchien. Claudius ging zu ihm und fragte ihn nach der Urſache ſeiner Traurigkeit. Der Mann ſagte, er ſey der Sohn des verſtorbenen Organiſten, habe Familie und eine alte

Mutter und hätte die Stelle erhalten, wenn er, Claudius, nicht als Bewerber aufgetreten wäre. Sogleich erklärte Claudius, daß er unter keiner Bedingung die Stelle annehme und verzichtete zu Gunsten des Sohnes des verstorbenen Organisten auf dieselbe.

Zu Schiller zog Christoph Schmid das Hohe, Erhabene und der Adel der Gesinnung hin, der in den Dichtungen dieses Meisters sich kund gibt. Er folgte ihm gerne aus der alltäglichen Wirklichkeit auf jene Höhe des höchsten Sittlichen und Schönen, zu der die Begeisterung dieses Dichters den Leser unwillkührlich wie im Fluge emporträgt. Er liebte seine Helden-Ideale. Besonders las er gerne Maria Stuart und Wallenstein; das Lied von der Glocke und Graf von Habsburg. Gerade was ihn zu Schiller so hinzog, stieß ihn vielfach von Göthe ab. Es ist dieses bei der ganzen Geistesrichtung Christoph Schmids sehr begreiflich. So mißfiel ihm der Charakter Egmonts durchaus; er sagte, Göthe habe einen ganz andern Egmont, als der geschichtliche sey, gedichtet. Der geschichtliche Egmont sey ein sittlich-ernster Charakter gewesen, der Egmont Göthes aber sey ein leichtsinniger Bonvivant, der die ernsten Zwecke des Lebens als Bagatelle behandle und Abends zum Liebchen eile. Die Vergiftung und Verklärung Klärchens waren ihm ganz und gar zuwider. Ueber Werthers Leiden sagte er, daß darin das stille Emporkeimen, die tiefe Glut und das Sichselbst-Verzehren der Leidenschaft der Liebe

mit Meiſterhand geſchildert ſey, daß aber Göthe dieſen Roman nicht hätte ohne eine Schlußbemerkung in die Welt hinaus ſchicken ſollen. Leſſing habe ganz Recht gehabt, wenn er in einem Briefe an Eſchenburg ſage: „Wenn ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine, kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe.“ Viele Jünglinge, bemerkte Chriſtoph Schmid, hätten die poetiſche Schönheit dieſes Romans für die moraliſche hingenommen und geglaubt, daß der gut geweſen ſeyn müſſe, der ihre Theilnahme ſo ſehr in Anſpruch nehme. Auch Claudius habe dieſen Roman, der damals ſo großes Aufſehen erregte, kurz und meiſterhaft beurtheilt, und er ſtimme ganz ſeinen Worten bei: „man ſolle unter der Linde an der Kirchhofmauer neben Werthers Grabhügel eine Grasbank machen, daß man ſich drauf hinſetze und den Kopf in die Hand lege und über die menſchliche Schwachheit weine.“

Unter den kleinen Gedichten Göthes las er den Zauberlehrling, den Recenſenten und Künſtlers Erdenwallen mit beſonderm Vergnügen. Hermann und Dorothea nannte er ein vollendetes Meiſterſtück. Fauſt behagte ihm nicht, ſo ſehr er die einzelnen Schönheiten dieſer Tragödie und das tief pſychologiſch

Wahre darin anerkannte. Er ſtimmte mit Görres Anſicht überein: „Göthe habe ſich aus dem Becher der Natur einen Rauſch angetrunken und bedürfe Licht, noch mehr Licht.“ Er erzählte, Göthe habe einmal Boiſſerée gebeten, ihm das ſchöne Gemälde: der heilige Chriſtoph, auf einige Zeit zu leihen und der Dichter habe dasſelbe über ſeinem Schreibpulte aufgehängt. Als Boiſſerée ſpäter zu Göthe kam und nach dem Bilde fragte, habe der Dichter zu ihm geſagt: er habe das Bild von ſeinem Schreibpulte hinweg an einen andern Ort gehängt, denn der ernſte Kopf des heiligen Chriſtoph ſchaue ihn immer an, als wolle er ſagen: „Alter Heide, bekehrſt du dich noch nicht?“

Den blinden Fabeldichter Pfeffel*) lernte Chriſtoph Schmid noch als Student in Dillingen perſönlich kennen. Er rühmte den leichten Versbau und die kräftige, kurze Sprache ſeiner Dichtungen. Ganz beſonders gefiel ihm das Gedicht: „die Türkenpfeife,“ welches er auswendig kannte. Er ſagte: Pfeffel habe darin eine Begebenheit, aus der ſich eine größere, ſehr anziehende Erzählung machen ließe, mit meiſterhafter Kürze und trefflicher Zeichnung der Charaktere dargeſtellt. Gerne las er auch Gellerts Fabeln. Wenn von Philoſophie geſprochen wurde, pflegte Chriſtoph Schmid an „die Geſchichte mit dem Hut“ und wenn die Rede auf Schriftſtellerei kam, an

*) S. Erinnerungen, 2. Bändchen S. 15.

die Gedichte: „Hans Nord und der Maler von Athen“ zu erinnern.

Leſſings Proſa bewunderte Chriſtoph Schmid; deſſen Trauerſpiel, Emilia Galotti, las er oft und rühmte die meiſterhafte Zeichnung der handelnden Perſonen darin. Zuweilen ergötzte er ſich auch an den witzigen Einfällen Abraham a Sancta Claras; er bediente ſich aber ſtets einer alten Ausgabe, indem er bemerkte, wie es ein unglücklicher Gedanke geweſen, Hebels allemanniſche Gedichte in die hochdeutſche Sprache zu übertragen, ſo habe man auch den gleichen Fehler gemacht, dieß bei Abrahams Schriften zu thun; aller urſprüngliche Reiz ſey dadurch verloren gegangen.

Die meiſten neuern Dichter behagten Chriſtoph Schmid wenig. Das beſtändige Reflectiren in ihren Poeſien, das Hadern mit Gott und das Grollen mit dem König, „die Bruſt voll Wehmuth und das Haupt voll Zweifel,“ auch das immerwährende „ich, mein, mir, mich,“ darin, war ihm höchſt zuwider. Als Chriſtoph Schmid in ſeinem Greiſenalter vielfach gebeten wurde, Erinnerungen aus ſeinem Leben aufzuzeichnen, konnte er ſich lange nicht dazu entſchließen und als er es endlich doch gethan hatte, bemerkte er: „Es war mir zuwider, ſo oft: „Ich, mir, mich“ ſagen zu müſſen. Mir lag immer das Wort eines frommen, demüthigen Mannes, der, wiewohl drei Klaſſen vor mir, zu meiner Zeit Theologie ſtudirte, im Sinne. Dieſer Mann hatte in dieſer Welt Vieles gewirkt,

Vieles gelitten und es wurde von ihm Vieles gesprochen. Als ich nach langer Zeit ihn wieder traf und über das Aufsehen, das er erregte, mit ihm redete, sprach er: „„Ach, Gott weiß es, daß ich dem Regentropfen gleichen möchte, der das Seinige, so klein und winzig er auch ist, zum Segen der Erde beiträgt und unbeachtet und unbemerkt in die Erde verschwindet.““

Auch in den überschwänglichen Beifallssturm, welcher dem Redwitzschen Gedichte „Amaranth“ zurauschte, konnte er nicht einstimmen. Er anerkannte wohl die christliche Tendenz des Dichters, sein Talent und seine schöne Sprache, bemerkte aber, daß diesem Gedichte noch sehr viel fehle, um den Anforderungen zu entsprechen, die man an ein Werk von klassischem Werthe zu machen pflege.

Unter den ausländischen Dichtern liebte Christoph Schmid vor allen Shakspeare. Er las ihn im Original und rühmte ganz vorzüglich das Dramatische in Shakspeares Werken, unter denen er Hamlet und Macbeth besonders oft las. Er sagte: „Dieser wahrhaft große Dichter will nicht bloß gelesen, er will studirt, gründlich studirt seyn. Ein paar Worte in seinen Dialogen anscheinend gleichgültig hingeworfen, zeugen von dem tiefen, psychologischen Blicke dieses Dichters. Macduff z. B. erhält die Nachricht, daß Macbeth sein Weib und seine Kinder getödtet habe. Er steht lange, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, wie betäubt, schwei-

gend da. Dann wiederholt er bereits Gefragtes und verſinkt wieder in ſtummen Schmerz. Endlich ruft er aus: „Er hat keine Kinder!“ — Macduff hat inzwiſchen nachgeſonnen, wie er an Macbeth den Tod der Seinigen am empfindlichſten rächen könnte. Die empfindlichſte Rache an Macbeth ſcheint ihm, auch dieſem ſeine Kinder zu tödten. Da aber Macbeth kinderlos war, ruft Macduff ſchmerzlich aus: „Er hat keine Kinder!“

„Mancher Leſer,“ bemerkte Chriſtoph Schmid weiter, „geht gleichgültig an ſolchen Stellen vorüber. Vieles, das mit großer Kunſt auf das Theater berechnet iſt, tritt auch auf der Bühne erſt ins helle Licht. Man kann die Schauſpiele in drei Abtheilungen bringen, in ſolche, die ſich gut leſen und nicht gut ſehen, dann in ſolche, die ſich gut ſehen und nicht gut leſen und endlich in ſolche, die ſich gut leſen und gut ſehen laſſen. Man ſollte Shakſpeares Dramen von einem Garrik aufführen ſehen.“ Ein liebes Buch war Chriſtoph Schmid auch der Landprediger von Wakefield.

Unter den alten Klaſſikern liebte Chriſtoph Schmid beſonders Homer und Plutarch. Schon als Student trug er die Ilias und Odyſſee in der Taſche bei ſich. Ueber die homeriſchen Gedichte äußerte er ſich ungefähr alſo: „So unrichtig und kindiſch darin die Göttervorſtellungen ſind, ſo wahr und natürlich ſind die Menſchen aufgefaßt und dargeſtellt mit ihren Tugen-

den und Fehlern. Es ist nichts Todtes in diesen herrlichen Dichtungen, Alles ist Leben. Selbst den Thieren verleiht der Dichter menschliches Gefühl; die Rosse Achills trauern um ihren Wagenlenker Patroklus, den Hektor getödtet. Sie wollen nicht mehr gehen, weder heim nach den Schiffen noch in die Schlacht. Die Köpfe auf den Boden gesenkt stehen sie traurig vor dem prangenden Sessel des Wagens. Das herrliche Mähnenhaar wallt aus dem Ringe des Joches hervor und ist mit Staub bedeckt. Ja, sogar das Leblose weiß Homer zu beleben. Der Held wird nicht fertig beschrieben, sondern wie er sich rüstet; er nimmt ein Stück der funkelnden Waffenrüstung um das andere und gürtet sich damit. Die todte Schönheit erhält so den Reiz der Bewegung. Bei Göthe können wir in Hermann und Dorothea Aehnliches bemerken. Die Mutter durchwanderte den Sohn suchend, Ställe, Scheunen, Garten und Weinberge, stellt im Gehen die Stützen der Bäume zurecht und nimmt einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl hinweg."

Gar oft las Christoph Schmid den Abschied Hektors von Andromache. Unvergleichlich schön nannte der Kinderfreund die Scene, in der Hektor die Arme nach seinem Söhnlein ausstreckt, dieses aber, den wallenden Helmbusch des Vaters scheuend, sich weinend an den Busen der Amme anschmiegt. Vater und Mutter lächeln, Hektor nimmt schleunig den Helm

vom Haupte, ſtellt ihn auf die Erde und nun erſt läßt ſich das Kind von ihm küſſen und auf die Arme nehmen."

„Solche Stellen," ſagte Chriſtoph Schmid, „ſind Perlen der Poeſie; Voß hat Homers Gedichte meiſterhaft überſetzt."

---

8. Chriſtoph Schmid's Prieſterjubiläum.

Im Auguſt 1841 wurden es fünfzig Jahre, daß Chriſtoph Schmid zum Prieſter geweiht worden war. Er beſuchte auch im Sommer dieſes Jahres mit Erzbiſchof Demeter das Bad Rippoldsau. Von hier aus wollte er ſich mit ſeinem Freunde nach Freiburg begeben, um in dem herrlichen Münſter ſein Prieſterjubiläum zu feiern. Es war Chriſtoph Schmids ausdrücklicher Wunſch, dieſe Feier ſtille zu begehen; es ſollte im Publikum nichts davon laut werden. Das Einzige, was dieſe Feſtlichkeit auszeichnen ſollte, war der immerhin ſeltene Fall, daß ſich drei Domherren von Freiburg, die gleichfalls Jubilare waren, darunter der berühmte Profeſſor Hug, erboten hatten, Chriſtoph Schmid am Altare zu aſſiſtiren. Da erhielt Chriſtoph Schmid am 2. Auguſt einen Brief von ſeiner Schweſter in Augsburg, in dem ſie ihm ſchrieb, daß eine Deputation aus Dinkelsbühl, der Bürgermeiſter Raab an ihrer Spitze, nach Augsburg ge-

kommen ſey und ihn im Namen der Bürgerſchaft habe einladen wollen, ſeine Jubelfeier in ſeiner Vaterſtadt Dinkelsbühl zu begehen. Dem Briefe lag ein Schreiben der Deputirten bei, worin es unter Anderm heißt: „es möge ihm in Liebe gefallen, ſeine Vaterſtadt wieder mit ſeiner Gegenwart zu beglücken und ſeine Jubelfeier zu ihrem Feſte zu machen.“

Chriſtoph Schmid ſchrieb an die Deputirten: „Die Einladung, meine Sekundiz in meiner geliebten, mir unvergeßlichen Vaterſtadt zu feiern, iſt für mich ſo ehrenvoll und erfüllt mich mit ſo tiefer Rührung, daß ich dieſelbe, ohngeachtet meines hohen Alters und meiner nicht feſten Geſundheit, mit großer Freude annehme.“

Er reiste über Freiburg nach Augsburg zurück. Hier fand er ein Schreiben des Stadtpfarrers Fuchs von Dinkelsbühl, worin dieſer Chriſtoph Schmid einlud, in ſeinem Hauſe während ſeines Aufenthaltes daſelbſt zu wohnen, auch war in dem Schreiben bemerkt, daß ihn die ſtädtiſchen Behörden an der Grenze des Dinkelsbühler Stadtgebietes, in Willburgſtetten, empfangen wollten.

Chriſtoph Schmid ſchrieb an den Stadtpfarrer: „Ihr freundliches Anerbieten, während meines Aufenthaltes in meiner Vaterſtadt in Ihrem Pfarrhauſe zu wohnen, nehme ich dankbar und mit Freude an; mit dieſem Danke muß ich jedoch noch die Bitte vereinen, meine Schweſter mitbringen zu dürfen, die mir

zu meiner Bedienung unentbehrlich ist. Von dem ehrenvollen Wunsche, daß eine Deputation mich an der Grenze des Stadtgebietes empfangen will, bin ich sehr gerührt. Obwohl ich mich dieser Ehrenbezeugung nicht für würdig erachte, so getraue ich mir ein so gütiges Anerbieten dennoch nicht abzulehnen. Ich werde also darauf antragen, am Freitag den 27. dieses Monats Abends 6 Uhr in Dinkelsbühl einzutreffen und bitte Sie, den verehrungswerthen Vorständen des Magistrates und der Kirchenverwaltung dieses zu melden."

Als Christoph Schmid am Freitag den 27. August in Willburgstetten ankam, wurde er von der genannten Deputation empfangen und von ihr in mehreren Kutschen nach seiner Vaterstadt begleitet. Am Wörnitzthore begrüßte ihn die festlich gekleidete Schuljugend beider Confessionen mit Kränzen und Liedern. Selbst das alterthümliche Thor war geschmückt. Ueber dem Portale prangte zwischen dem Schmidschen Familienwappen mit drei Hufeisen und dem Wappen der Stadt mit drei Dinkelähren und drei grünen Bühlen (Hügeln) Christoph Schmids Namenszug mit Eichenlaub umwunden. Darüber standen die Worte: „Willkommen."

Innig gerührt von diesem herzlichen Empfang stieg er aus dem Wagen, begrüßte liebevoll die Kinder und empfing freundlich dankend die dargebrachten Blumen und Gedichte aus den Händen der Kleinen. Hier-

auf ging der Kinderfreund in ihrer Mitte zu Fuß durch die Stadt nach dem altehrwürdigen, festlich geschmückten Gotteshaus. Hier, wo er einst vor drei und siebenzig Jahren die heilige Taufe empfangen und als Knabe oft und andächtig gebetet hatte, kniete der Greis vor dem Hochaltare nieder und flehte eine Zeit lang stille zu Gott, dem Lenker der menschlichen Schicksale.

Dann begab er sich in das Pfarrhaus, welches der über den lieben Besuch hocherfreute, gastfreundliche Bewohner in eine blumenreiche Villa hatte umwandeln lassen.

Am nächsten Sonntagsmorgen wurde der Jubelgreis von der Geistlichkeit, dem Magistrate und den Gemeindebevollmächtigten in feierlichem Zuge unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Geschütze in die Kirche begleitet. Die Bevölkerung der ganzen Stadt und eine Menge Landvolk strömten mit dahin. Auch aus dem benachbarten Württemberg hatten sich viele theilnehmende Freunde eingefunden, um der Festfeier anzuwohnen.

Christoph Schmid bestieg die Kanzel und begann mit dem, dem Sonntags-Evangelium entnommenen Vorspruche: „Er kehrte zurück und lobte Gott mit lauter Stimme und fiel auf sein Angesicht zu den Füßen Jesu nieder und dankte Ihm“ (Lukas 17, 15 — 16). Nachdem er die Versammlung gegrüßt, fuhr er fort: „Mit tief gerührtem Herzen betrete ich

heute dieſe geheiligte Stätte; mächtige Empfindungen bewegen mein Innerſtes.

Anbetung und Dank gegen Gott ſey das Erſte, was ich ausſprechen möchte! Wenn ich in dieſer Kirche, dieſem ehrwürdigen, alterthümlichen Tempel, dem herrlichen Denkmale von der Gottesfurcht und Frömmigkeit unſerer Vorältern umherblicke; wenn ich hinſehe auf den Taufſtein, wo ich vor drei und ſiebenzig Jahren getauft wurde, auf den Altar, an dem ich vor fünfzig Jahren das erſte Mal das heiligſte Opfer darbrachte; wenn ich bedenke, wie viele, wie unzählige Wohlthaten der gütige, barmherzige Gott mir dieſe lange Zeit her erwieſen hat, — ſo iſt es mir zu Muthe, wie dem Manne im heutigen Evangelium, welchem Jeſus eine große Wohlthat erwieſen hatte, und der mit lauter Stimme Gott lobte, ſich zu den Füßen Jeſu auf ſein Angeſicht niederwarf und Ihm dankte!

So viele Urſache ich habe, Gott zu danken und mich zu freuen, ſo kann ich mich dennoch einer wehmüthigen Empfindung nicht erwehren! Als ich vor fünfzig Jahren in jener ebenſo zahlreichen Verſammlung umherblickte, ach wie viele ehrwürdige Männer und Frauen ſah ich gegenwärtig — die jetzt nicht mehr auf Erden wandeln! Die damalige geſammte Geiſtlichkeit an dieſer Pfarrkirche, der Magiſtrat dieſer Stadt, der Prediger, der auf dieſer Kanzel ſtand — damals mein Lehrer und nachmals Biſchof — ſie ſind

nicht mehr am Leben! Andere nehmen ihre Stellen ein. Ein neues Menſchengeſchlecht iſt herangewachſen; Kinder, damals erſt zehn Jahre alt, zählen nun ſechszig Jahre. Ein ganzes Menſchengeſchlecht iſt gleichſam unter die Erde verſunken; alle, die damals fünfzig Jahre zählten, ruhen nun in den Gräbern! Wie mächtig prägt ſich uns da die alte Wahrheit ein, daß wir hier auf Erden nur Pilger ſind und keine bleibende Stätte haben! . . . ."

Chriſtoph Schmid ſchloß dieſe ergreifende Rede*) mit den Worten: „Am Schluſſe möchte ich noch einmal Gott, dem Allmächtigen, für alle mir ſeit fünfzig, ja ſeit drei und ſiebenzig Jahren erwieſene Wohlthaten hier öffentlich danken! Ich kann aber bloß ausrufen wie der Patriarch Jakob, als er von Gott reichlich geſegnet in ſein Vaterland zurückkehrte: „Ich bin viel zu gering all der Barmherzigkeit und all der Treue, die Du an mir erwieſen haſt!"

Aber auch allen Denjenigen, durch die Gott mir und den Meinigen ſo viele Wohlthaten zukommen ließ, möchte ich hier meinen Dank öffentlich bezeigen.

Mit Rührung denke ich daran, wie ich dort in den Knabenſtühlen dieſer Kirche kniete, wie ich hier

---

*) Predigt bei der Jubelfeier des H. H. Herrn Chriſtoph von Schmid, Domkapitular zu Augsburg ꝛc. Von ihm ſelbſt gehalten in ſeiner Vaterſtadt Dinkelsbühl, den 29. Auguſt 1841. Fr. Walthr'ſche Buchhandlung.

den erſten Unterricht in der Religion Jeſu vernahm und in dieſer Kirche das erſte Mal bei dem Tiſche des Herrn dem göttlichen Kinderfreunde zugeführt wurde; wie ich in der ſchon damals wohlbeſtellten deutſchen Schule zuerſt im Leſen und Schreiben und dann in der kleinen Lehranſtalt dahier, von einem trefflichen Lehrer im Latein unterrichtet und für eine größere Studienanſtalt vorbereitet wurde. Dank ſey den treuen Lehrern für ihren Unterricht, Dank den geliebten Aeltern, daß ſie uns Kinder ſo eifrig in Kirche und Schule ſchickten!

Mein ſeliger Vater ſtarb frühe; meine ſelige Mutter ſtand da, in Mitte von neun lebendigen, vaterloſen Waiſen, mit Thränen überronnen, hülflos, ohne Vermögen! Sie konnte nichts als beten, arbeiten, ihre Kinder gut zu erziehen ſuchen — und auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauen. Und Er hat ſich an ihr als den Vater der Wittwen und Waiſen bewährt. Er hat in dieſer Stadt viele mildthätige Herzen erweckt, die ſich ihrer Kinder liebreich angenommen haben. Der damalige Magiſtrat dieſer Stadt, die Verwaltung dieſer Kirche haben ſie, ſo viel möglich, unterſtützt. Auch auswärts ließ der gütige Gott uns viele theilnehmende Gönner und Freunde finden. Ihnen allen — Gönnern und Freunden und den theueren Anverwandten — die alle längſt ſchon dieſe Welt verlaſſen haben, wolle Gott in jener Welt vergelten, was ſie hier auf Erden an uns gethan haben!

Ich führe dieſes Beiſpiel an, wie Gottes heilige Vorſehung einer bedrängten Wittwe und ihren unmündigen Waiſen ſo augenſcheinlich geholfen hat, weil jeder Menſch in eine ähnliche Bedrängniß kommen kann. Gott hat für jedes dieſer armen Kinder auf das Liebreichſte geſorgt. Zwei Brüder hat Er ſchon in ihrer frühen Jugend zu ſich genommen; ein geiſtlicher Bruder, an dieſer Kirche angeſtellt, ſtarb dahier. Allen noch lebenden hat Gott eine ehrende Stellung und hinreichenden Lebensunterhalt verſchafft. Wer auf Gott vertraut, den verläßt Er nicht!

Auch allen hier Gegenwärtigen, dem Magiſtrate und den Gemeindebevollmächtigten, der Geiſtlichkeit, der Kirchenverwaltung, der ſämmtlichen Bürgerſchaft, die eben die wohlwollenden Geſinnungen, wie ihre Aeltern und Vorältern, gegen mich und meine Geſchwiſter an den Tag legen, ſey hier mein inniger Dank dargebracht .....

Wie ich vor fünfzig Jahren als neugeweihter Prieſter, von dieſer Stelle aus, meine Hände ſegnend über die chriſtliche Verſammlung jener Zeit ausſtreckte, ſo ertheile ich als Greis allen Anweſenden den prieſterlichen Segen auch jetzt und empfehle ſie Gott und dem Gnadenworte Deſſen, der da mächtig iſt zu erbauen und ihnen unter allen, die geheiliget werden, ein Erbtheil zu geben.

Es ſegne Euch der allmächtige Gott, der Vater, Sohn und heilige Geiſt. Amen."

Kein Herz blieb während dieſer Rede unbewegt, ja wohl kein Auge trocken. Der Jubelgreis trat, gleichfalls ſichtlich ergriffen, hierauf an den Altar, um Gott dem Allmächtigen das große Opfer der Verſöhnung, der Anbetung und des Dankes darzubringen. Zwei geiſtliche Bruders-Söhne, deren Väter gegenwärtig waren, dienten ihm, der ältere als Diakon, der jüngere als Subdiakon.

Es war eine ſeltene, rührende, heilige Feſtfeier, welche den Bewohnern der Stadt Dinkelsbühl unvergeßlich bleiben wird.

Am Abende nach dieſem ſchönen Morgen wurde das Haus, in dem Chriſtoph Schmid einſt das Licht der Welt erblickt hatte, glänzend beleuchtet; ebenſo das Haus, in dem er erzogen worden war.

Am andern Tage fuhr Chriſtoph Schmid mit ſeinen Geſchwiſtern auf den Gottesacker vor die Stadt hinaus, um die Ruheſtätten ſeiner Aeltern und ſeines Bruders zu beſuchen. Er fand die drei Gräber reich mit Blumen geſchmückt. Lange Zeit ſtand der fromme Greis ſtille betend an den theuern Ruheſtätten der geliebten Aeltern, welche er während ihres Lebens geehrt hatte, wie nur ein guter Sohn Vater und Mutter ehren kann. Wer geſtern der ehrenvollen Feſtfeier des Jubelgreiſes beiwohnte und heute ihn am Grabe ſeiner Aeltern ſtehen ſah, der konnte ſich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß an Chriſtoph Schmid buchſtäblich die Verheißung

Gottes in Erfüllung ging: „Wer Vater und Mutter ehrt, dem wird es wohl gehen und er wird lange leben auf Erden.“

Mit gerührtem Danke für das ihm von den Bürgern Dinkelsbühls bereitete ſchöne Jubelfeſt ſchied Chriſtoph Schmid von ſeiner geliebten Vaterſtadt. Sein Reiſewagen war reich mit Kränzen und Blumen verziert. Dieſelbe Deputation, welche ihn an der Gränze des Stadtgebietes abgeholt hatte, gab ihm das Geleite wieder dahin.

Von Augsburg aus ließ Chriſtoph Schmid der zu Dinkelsbühl neu errichteten Kleinkinderbewahranſtalt die Summe von 500 fl. zuſtellen; auch die übrigen Kinder, welche ihm einen ſo freundlichen Empfang bereitet hatten, vergaß er nicht; er ſchickte ihnen 945 Exemplare ſeiner Jugendſchriften. Es mag ein großer Jubel unter den Kindern geweſen ſeyn, als man die lieben Büchlein an ſie vertheilte!

Der Magiſtrat ließ zum Andenken an dieſe Feier auf einem freien Platze vor der Stadt eine Eiche pflanzen, welche den Namen Chriſtoph Schmids-Eiche führen ſollte. Dieſe friſch grünende Eiche wird noch die ſpäten Enkel an Chriſtoph Schmid und ſein Jubelfeſt erinnern.

Unter den Beglückwünſchungsſchreiben, welche dem Jubilar von vielen Seiten her zugingen, mögen zwei eine Stelle hier finden. Das eine iſt von dem Domkapitel zu Augsburg. Es wurde ihm unterm 9. Auguſt

nach Freiburg gesandt und lautet: „Die fünfzig Jahre ehrenvollen und ruhmreichen Wirkens im Dienste der Kirche, welche der Herr Domkapitular, Ritter von Schmid mit dem 17. August h. Js. zurücklegen wird, sind für uns ein so freudiges Ereigniß, daß wir nicht umhin können, unserm vielgeliebten und innigverehrten Herrn Mitbruder die lebhaftesten Glückswünsche desfalls darzubringen, wenn wir auch wissen, wie sehr der Herr Domkapitular gemeint ist, den merkwürdigen Lebenstag in stiller und anspruchloser Zurückgezogenheit zuzubringen.

Stets nur bemüht, den priesterlichen Beruf in der vollkommensten Weise zu erfüllen, hat der verehrte Herr Jubelgreis von der frühesten Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit an das Augenmerk dahin gewendet, wo die Hülfe am dringendsten war, auf eine wahrhaft christliche Jugendbildung, und wie sehr dem gefeierten Jugendschriftsteller die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, davon sprechen jene meisterhaften Erzeugnisse christlicher Romantik, auf welche nicht nur Bayern und das übrige Deutschland, selbst das entfernte Ausland mit Bewunderung hinblicken. Möge der reiche Saame, den der Herr Domkapitular darin niederlegte, auf die entferntesten Geschlechter hin unter dem allbelebenden Einflusse des göttlichen Kinderfreundes eben so reiche Früchte bringen; möge der Herr Jubelgreis lange noch hienieden diese Früchte schauen und möge uns, die wir mit Stolz den Herrn

Domkapitular den Unſrigen nennen, viele Jahre noch vergönnt ſeyn in brüderlicher Liebe und collegialer Freundſchaft mit einem Manne zu wandeln, den wir als eine Zierde unſerer Genoſſenſchaft und des Bisthumsklerus erkennen und verehren!

Dr. Allioli, Dompropſt."

Das andere Schreiben iſt von dem verewigten Biſchofe Peter Richarz von Augsburg, und wurde Chriſtoph Schmid gleichfalls nach Freiburg geſandt. Es lautet: „Wir nahen dem Tage, an welchem vor fünfzig Jahren Ihr ſchönes Wirken im prieſterlichen Berufe begonnen hat. Was Sie in dieſen fünfzig Jahren gewirkt als Seelſorger und Kinderfreund, das haben Engel eingetragen ins Buch des Lebens und der göttliche Kinderfreund wird es belohnen am Tage der Vergeltung. Mir, deſſen Diöceſe den Segen Ihrer Wirkſamkeit zunächſt erfahren hat, wird es an dem bevorſtehenden Jubeltage eine angenehme Pflicht ſeyn, Gott zu danken für all' das Gute, was Er durch Sie gewirkt, und Ihn zu bitten, daß Er einen milden, heitern Lebensabend im Reflexe des Lichtes und der Wärme, die von Ihren Schriften ausgingen, Ihnen ſchenken und denſelben zur Freude aller Guten recht weit hinaus verlängern wolle.

In Seeg, wo ich am 3. d. M. firmte, fand ich noch dankbare Erinnerungen an die Zeiten, wo Sie

und der edle, hochwürdige Herr Pfarrer Bayr als Kapläne unter Feneberg daſelbſt gewirkt hatten.

Leben Sie wohl, hochwürdiger, vielgeliebter Herr Jubiläus, und empfangen Sie nebſt meinen beſten Glückswünſchen die Verſicherung der aufrichtigſten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn

Euer Hochwürden

ergebenſter Diener und Freund

Augsburg, am 12. Auguſt 1841.

P. Richarz, Biſchof von Augsburg.

---

9. Fernere Erlebniſſe und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Chriſtoph Schmids.

Nicht lange nach dieſem fröhlichen Feſte hatte Chriſtoph Schmid den Tod ſeines theuerſten Freundes, des Erzbiſchofes Demeter, zu beklagen. Er ging daher im Sommer des nächſten Jahres nicht mehr nach Rippoldsau, ſondern beſuchte mit dem geiſtlichen Rathe Engel von Vehringendorf, einem alten Freund und Bekannten, das Bad Imnau. Von Imnau reiste er über Rottenburg und Tübingen nach Kannſtadt. Er ſchrieb von hier aus ſeinen Schweſtern: „In dem kleinen aber freundlichen Imnau verfloß mir die Zeit ſehr angenehm und die Kur ſchlägt mir ſehr gut an. Alle Kurgäſte, hohe und niedere, begrüßten mich, obwohl die meiſten mich nie von Angeſicht geſehen hatten, als einen alten Hausfreund. Alle

Geiſtlichen aus der Nachbarſchaft beſuchten den Herrn geiſtlichen Rath und mich, ſo daß wir faſt alle Tage Beſuche hatten. Ich lernte darunter ſehr würdige Männer kennen. Beſonders erfreulich war es mir, die Bekanntſchaft des Herrn Ober-Medizinal-Rathes von Köſtlin aus Stuttgart zu machen, der ein ſehr kenntnißreicher, gebildeter und überaus edler und anſpruchloſer Mann iſt. Er begegnete mir mit ganz ausnehmender Güte und Achtung und wir unterhielten uns manchen Abend ſehr gut, auch bezeigte er mir ſeine Freude, daß ich im verfloſſenen Jahre um dieſe Zeit mit ſeinem Bruder, dem Herrn Prälaten von Köſtlin, einen ähnlichen vergnügten Abend zugebracht habe.

Der Herr geiſtliche Rath und ich kamen indeß, ſo gut es uns auch in Imnau gefiel, mit einander überein, unſere Kurzeit zwiſchen Imnau und Kannſtadt zu theilen, was man für die Geſundheit ſehr zuträglich hält. Ein Kaufmann aus Ebingen, Herr Häckle, ein ſehr biederer, menſchenfreundlicher Mann, bereits 78 Jahre alt, aber noch rüſtig und voll Kraft, bot uns ſeinen ganz vortrefflichen Reiſewagen an, indem er auch nach Kannſtadt ging. Wir fuhren alſo mit ihm über Rottenburg und Tübingen dahin. Der hochwürdigſte Biſchof, den wir beſuchten, iſt vollkommen geſund und heiter und war überaus gnädig; er wollte uns mit aller Gewalt über Mittag behalten, was wir aber nicht annehmen konnten.

Auch alle übrigen Domherren beſuchten wir; nur Herrn Domdekan trafen wir nicht zu Hauſe. Alle dieſe Beſuche wurden, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nur im Fluge gemacht.

In Tübingen beſuchten wir die Herren Profeſſoren Drey, Hefele ꝛc. ꝛc. Wir ſpeisten in dem ſehr trefflichen Gaſthofe zur Poſt zu Nacht und fuhren am nächſten Morgen hieher nach Kannſtadt.

In Kannſtadt, wohin unſer Reiſegefährte, Herr Häckle, ſchon einige Tage vor unſerer Ankunft geſchrieben hatte, fanden wir ſchon drei Zimmer für uns in Bereitſchaft. Sie ſind ſchön tapezirt und möblirt, ſonnig und haben die Ausſicht in eine herrliche Landſchaft, die der hier bereits ſchiffbare Neckar durchſtrömt. Die großartigen, prächtigen Gebäude und Anlagen, die ſeit meiner letzten Anweſenheit dahier entſtanden, werde ich Euch bei meiner Zurückkunft beſchreiben.

Als wir geſtern in dem großen Frößnerſchen Garten, der als ein öffentlicher Vergnügungsort für Jedermann offen ſteht und beſonders von den höhern Ständen ſehr zahlreich beſucht wird, umherwandelten, eilte mir ein Herr nach; es war Herr Staatsrath von Soden, grüßte mich freundlichſt und ſagte, ſeine Frau und deren Mutter, die in einiger Entfernung unter Bäumen an einem Tiſche ſaßen, möchten mich gerne ſprechen. Beide, ſowohl die Frau Gräfin von Drexel, Gemahlin unſers ſeligen Präſidenten von

Drexel, als ihre Tochter, waren ſehr erfreut, mich ſo unerwartet dahier zu ſehen. Beide Damen und auch Herr von Soden luden mich dringend ein, mit dem Herrn geiſtlichen Rathe am künftigen Sonntag bei Ihnen zu Mittag zu ſpeiſen und nach Tiſch mit ihnen auf das königl. Luſtſchloß Roſenſtein zu fahren. Da ich zu Augsburg ſo oft bei dem ſeligen Präſidenten zu Gaſt geweſen und als ein Hausfreund betrachtet worden, ſo konnte ich dieſe Einladung nicht ablehnen, obwohl es auffallen dürfte, daß ich die Einladung des Biſchofs nicht angenommen habe. Ich konnte es nicht anders machen.

Wahrſcheinlich werden wir vor dem 11. Auguſt von hier nicht abreiſen und dann aber ein paar Tage in Vehringendorf verweilen und nach einem Ausflug nach Schaffhauſen wieder dahin zurückkehren. Ich überlaſſe es Dir, liebe Franzy, wenn Du mir etwa einen Correcturbogen zu ſenden oder etwas Beſonderes zu ſchreiben haſt, ob Du den Brief hieher nach Kannſtadt, abzugeben in dem Gaſthofe zum Ochſen, oder nach Vehringendorf bei Sigmaringen, abzugeben bei Titl. Herrn geiſtlichen Rath Engel, ſchicken willſt.

Grüße an Freund Rieger, an Bruder Alois ꝛc. ꝛc.

Lebt wohl, liebſte Schweſtern! Da mir die Kur ſehr gut anſchlägt, ſo hoffe ich, Euch mit der Hülfe Gottes geſund und neu geſtärkt wieder zu ſehen.

Euer liebevoller Bruder Chriſtoph.

Kannſtadt, den 6. Auguſt 1842.

In dieſem Jahre und den folgenden gab Chriſtoph Schmid auf den Wunſch ſeiner Freunde, namentlich Diepenbrocks, ſeine geſammelten Schriften in der J. Wolffiſchen Buchhandlung zu Augsburg heraus. Er verwandte viele Mühe und Zeit auf dieſe Arbeit, brachte manche Verbeſſerungen an, änderte einige nicht allgemein verſtändliche Redensarten ab und nahm zugleich auf eine zweckmäßige Anordnung der ganzen Sammlung Bedacht. Er ſpricht ſich darüber in der Vorrede zu dem erſten der achtzehn Bändchen der geſammelten Schriften näher aus.

Unter den vielen Freunden, denen Chriſtoph Schmid die Geſammtausgabe ſeiner Schriften zum Geſchenke machte, war auch der berühmte Naturforſcher von Schubert in München. Dieſer ſchrieb ihm zurück: „Als ich meiner lieben, treuen Hausfrau, welche ſchon in drei Welttheilen Kaffe getrunken hat, Ihre Schriften als Gabe ihrer eigenen theuern Hand überreichte, da war ſie innig hoch erfreut. Sie hat dieſe Erzählungen, in denen ſich wie das Bild der Sonne in Thautropfen, der Himmel eines Gottesfürchtigen, mit Liebe zu dem Herrn und den Brüdern erfüllten, reinen Herzens abſpiegelt, mit mancher Thräne der Rührung geleſen und dankt Ihnen mit mir auf das Innigſte für die herrliche Gabe.“

Auch das ſchon früher verſprochene Handbuch zu ſeinem Katechismus übergab er dem Drucke und widmete es dem hochwürdigſten Biſchofe Peter Richarz.

Endlich bearbeitete der fleißige Schriftſteller das Werkchen, die Apoſtel Deutſchlands; eine Geſchichte der Einführung und Verbreitung der Religion Jeſu Chriſti in Deutſchland aus glaubwürdigen Lebensbeſchreibungen der Heiligen zuſammengeſtellt. Dieſe treffliche Schrift umfaßt drei Bändchen. Chriſtoph Schmid leitet ſie mit folgenden das Nationalgefühl der Deutſchen erweckenden Worten ein: „Jedem Deutſchen, der ſein Vaterland liebt, jedem Chriſten, dem ſeine heilige Religion das Beſte iſt, was er auf Erden hat, kann es nicht gleichgültig ſeyn, wie unſere Vorältern, die alten Deutſchen, zur Erkenntniß der chriſtlichen Religion gekommen ſind, und welches die Männer waren, die ihnen die göttliche Lehre Jeſu zuerſt verkündet haben. Dieſe Männer, von großen natürlichen Geiſtesgaben, ſtarker Willenskraft, raſtloſer Thätigkeit und überdieß von Gottes Geiſte erleuchtet, ſind unſerer Bewunderung, unſers innigen Dankes werth. Sie haben mit aufopfernder Liebe ſich unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten unterzogen, in unſerm Vaterlande das Chriſtenthum zu verbreiten. Es wäre eine Schmach für einen Deutſchen, für einen Chriſten, ſie nicht zu kennen.“ Bemerkenswerth iſt auch, wie ſich der Verfaſſer in dieſer Vorrede über das Verhältniß der Sage oder Legende zur Geſchichte und ihre Behandlungsart ausſpricht.

Im Jahre 1845 beabſichtigte Chriſtoph Schmid

nach Kremsmünſter zu reiſen, wohin er von dem Herrn Prälaten des Stiftes, Thomas, freundlich eingeladen worden war. Herr Butſch in Augsburg ſollte ihn dahin und vielleicht bis Wien begleiten. Allein wegen Alter und Kränklichkeit mußte er auf dieſe Erholungsreiſe verzichten. Dagegen wurde ihm in dieſem Jahre eine andere Freude zu Theil. Sein vieljähriger Freund Domdekan Diepenbrock in Regensburg wurde zum Fürſtbiſchofe von Breslau erwählt. Bevor Diepenbrock dahin abreiste, ſandte er Chriſtoph Schmid ſeine Ueberſetzung des Flämmiſchen Stilllebens und ſchrieb ihm dazu: „Es heißt zwar Waſſer in die Donau oder Honig auf den Hymettus tragen, wenn man dem Verfaſſer der Oſtereier neugelegte Erzählungseier ſchickt. Da indeſſen die beikommenden drei Eier unter dem feindlichen Gekräh des wälſchen Gockels und gegen ſeinen Dank gelegt ſind, ſo wird unſer alter Freund und Erzählungs-Meiſter dieſe drei kleinen, den Flämmiſchen nacherzählten nützlichen Geſchichtchen doch wohl auch ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen wollen, zumal wenn dieſes Büchlein ſich noch als ein kleines Andenken an den demnächſt in weite Ferne leider Verſchlagenen in ſeine Hände legt. Den merkwürdigen, ſichtbar aus der Höhe kommenden Windſtößen, die das ſtille, einſame Schifflein Ihres armen Freundes ſo in die hohe See hinausgetrieben haben, ſind Sie ſicher nicht ohne einige Theilnahme gefolgt. Steuer und Ruder des

Widerſtrebenden vermochten nichts gegen die höhere Gewalt und ſo läßt er ſich denn in Gottes Namen treiben, vertrauend auf Den, der den Winden und Wellen zu gebieten und den ſchwanken Kahn in den Hafen zu geleiten allein vermag. Ihr Gebet, theurer Freund, folge dem Scheidenden nach wie ſein herzliches Andenken bei Ihnen verweilt.

M. Diepenbrock.

Regensburg, den 10. April 1845.

Chriſtoph Schmid ſchickte Diepenbrock ein Exemplar ſeiner geſammelten Schriften, ſein Handbuch zu ſeinem Katechismus und das erſte Bändchen ſeiner Geſchichte der Apoſtel Deutſchlands, und ſchrieb dazu:

Verehrungswürdiger Freund!

Ihr gütiges Andenken an mich macht mir die herzlichſte Freude. Sie ſind mir zuvorgekommen, denn ich hatte feſt im Sinne, bevor Sie Bayern verließen, Ihnen noch die Empfindung meiner Ehrfurcht und Liebe ſchriftlich zu bezeugen. Von dem Augenblicke an, da ich las, daß Sie zum Fürſtbiſchof von Breslau erwählt ſeyen, waren Sie mein täglicher Gedanke. So ſehr es mich freute, daß Sie zu dieſer hohen Würde berufen wurden, ſo gut erkannte ich auch, wie ſchwer dieſe Bürde ſey. Die Wahl war nicht leicht. Doch Gott hat entſchieden. Er, der Sie ſo hoch begabt, der Sie dahin führt,

wird auch ferner mit Ihnen ſeyn. Es fehlte dem Bisthum Breslau ſchon ſeit langer Zeit her an einer Hand, die den Hirtenſtab mit Kraft geführt hätte. Sie ſind nach meiner innigſten Ueberzeugung aus Allen, die mir bekannt ſind, der Geeignetſte, dieſes hohe Amt zu übernehmen.

Das Flämmiſche Stillleben las ich mit großem Vergnügen. Die Erzählungen ſind aus dem Leben gegriffen und in das Leben eingreifend. Was darin über Erziehung nicht bloß geſagt, ſondern in Beiſpielen vor Augen geſtellt wird, iſt mir ganz aus dem Herzen genommen. Die Darſtellung iſt unübertrefflich.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar von meinen geſammelten Schriften für die Kinder und die Jugend zu ſenden. Sie haben mir einen mächtigen Impuls gegeben, dieſe Schriften zu ſammeln, zu ordnen und noch einmal durchzuſehen. Ihnen gebührt alſo vor allen Andern ein Exemplar davon.

Noch lege ich eine Erklärung meines Katechismus bei, die ich nicht bloß wegen meines Verſprechens, ſondern der Sache wegen nothwendig fand. Es iſt mir mit dieſem Diöceſan-Katechismus etwas hinderlich gegangen. Gründliche Theologen, die aber durchaus keine Pädagogen ſind, haben ihn verbeſſert, ohne daß er nach meiner einfältigen Meinung dadurch beſſer geworden. Dieſer große Katechismus ſoll den kleinen, ſo viel es noch möglich, in das rechte Licht ſtellen.

Endlich lege ich das erſte Bändchen meiner Geſchichte der Apoſtel Deutſchlands bei, die ich ſchon vor vielen Jahren anfing, aber in einen andern Geſchäftskreis eingewieſen, liegen ließ. Es fiel mir da ein Wort von Jean Paul auf: „Ausbauen kann man im Alter nicht mehr, was die kühnere Jugend aufzuführen begann, ſondern nur ausflicken.“ Was ich in meinem Nachſommer noch leiſten konnte, that ich.

Nehmen Sie zum Schluſſe noch die heiligſte Verſicherung, daß meine innigſten Wünſche und Gebete Sie nach Breslau begleiten, und daß ich bis zum letzten Hauche meines Lebens und will's Gott auch noch weiter hin mit innigſter Verehrung und Liebe ſeyn werde Ihr

aufrichtiger Freund
Chriſtoph von Schmid.

Diepenbrock dankte ihm kurz vor ſeiner Abreiſe nach Breslau für die überſandten Schriften in einem herzlichen Schreiben, in dem er unter Anderm ſagt, „ebenſo hat mich Ihre Verſicherung mit Freude erfüllt, daß ich wirklich beigetragen habe, Sie zur Handanlegung an die Herausgabe Ihrer ſämmtlichen Schriften zu vermögen, wodurch Sie ſich ein monumentum aere perennius in den Herzen aller Kinder und Kinderfreunde alſo gewiß des beſten und edelſten Theiles der Menſchheit geſetzt haben.“ Von Breslau aus ſchrieb er ihm unterm 28. Dezember 1845:

Lieber, verehrter Freund!

Gestatten Sie mir, Ihnen, bevor das für mich ominöse Jahr 1845 abläuft, aus weiter Ferne einen herzlichen Gruß und Segenswunsch zuzurufen als Einer, dem Ihre Persönlichkeit und Freundschaft stets werth und theuer war, und nun mit zu den glänzenden Sternen gehört, die ihm am blauen bayerischen Erinnerungshimmel so lieblich in die dunkle Gegenwart herüberleuchten. Wie es mir hier geht, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, da Ihre klare Beobachtung der öffentlichen und kirchlichen Zustände Ihnen schon selbst sagt, daß meine Stellung eine schwierige, dornenvolle sey. Indeß hat sie doch auch einzelne Lichtseiten, namentlich in der entschiedenen Gesinnung, die unter den Katholiken durch die jüngsten Ereignisse geweckt worden, und die nicht bloß eine leidenschaftliche Parteianschauung, sondern wirklich eine ernste, religiöse Gesinnung ist, in welcher dann wieder eine große Liebe, Achtung und Anhänglichkeit an und für meine Person wurzelt in einem Grade von Lebendigkeit, wie man dieß in Bayern nicht kennt. So fügt Gott überall Tröstliches zum Betrübenden. Uebrigens hat das Sektenwesen offenbar seinen Höhepunkt überschritten; der Reiz der Neuheit läßt nach, der Spaß wird auch allmählig zu kostspielig, die Führer kompromittiren sich immer mehr und ohne so manche wahlverwandtschaftliche Unterstützung wäre die Sache schon todt. Die Gefahr ist vorüber.

Dies Brieflein ſendet Ihnen Freund Zech; möge er mir auch ein Blättchen von Ihrer Hand zuſenden! Mit Liebe und Verehrung Ihr alter, treuer Freund.

M. v. D.
Fürſtbiſchof.

Die Jahre 1846 und 47 waren harte Theurungsjahre. Chriſtoph Schmid's Wohlthätigkeitsſinn wurde außerordentlich in Anſpruch genommen; den ganzen Tag läutete das Hausglöcklein; Arme aller Art wandten ſich mündlich und ſchriftlich an ihn, ja beſtürmten ihn förmlich. Er übte die Liebe und Menſchenfreundlichkeit, welche er in ſeinen Schriften den Leſern ans Herz legt, wie überhaupt in ſeinem Leben, ſo insbeſondere in dieſen harten Zeiten überreichlich. Bei Sammlungen aller Art zeichnete er namhafte Beiträge und die Sammler kamen in der Regel zuerſt zu ihm. Vielen Familienvätern half er aus der Noth, viele Waiſen fanden bei ihm Unterſtützung, eine Menge Studirender hatten Monatgelder in ſeinem Hauſe, tüchtigen aber mittelloſen Künſtlern verſchaffte er Arbeit und manchem aufſtrebenden Talente durch ſeine Empfehlung eine Stelle.

Seinen Verwandten war er ein Vater. Gott wird ſie gezählt haben die unzähligen Thränen, die ſeine milde Hand getrocknet hat!

Von vielen Beiſpielen ſeines Wohlthuns hier nur ein einziges, das ich auch deshalb mittheile, weil es

geeignet iſt, zu zeigen, daß die jüngſt von Stuttgart aus angeregte Schillerſtiftung für bedürftige Literaten ein ſehr beachtenswerther Gedanke iſt. Der ſchon oben erwähnte Ueberſetzer der Chriſtoph Schmid'ſchen Schriften ins Franzöſiſche war in ſpätern Jahren in Folge von Zerwürfniſſen mit ſeinem Verleger und andern Schickſalsſchlägen in große Noth gerathen. Er klagte Chriſtoph Schmid ſeine Lage, indem er von Berlin aus an ihn ſchrieb: „Einige Freunde haben mir den Rath gegeben, mein Unternehmen nach Amerika zu verpflanzen. Ich folgte leider dieſem Rathe und das wurde für mich die Quelle des grenzenloſeſten Unglücks. Kaum waren wir in Amerika angelangt, da erkrankte mein liebes, gutes Weib, mit welchem ich 24 Jahre in der glücklichſten Ehe gelebt hatte; auf der Ueberfahrt von Neu-Orleans nach Philadelphia ſtarb ſie und wurde vor meinen Augen ins Meer geſenkt. Mein Herz war gebrochen, alle Freudigkeit, Muth und Hoffnung ſchwanden; nichts gelang mir mehr; meine Umſtände verſchlechterten ſich zuſehends; meine Geiſtes- und Körperkräfte waren vernichtet. Amerika war mir zum Gräuel geworden. Ich benützte das erſte beſte Retourſchiff nach Europa. Arm und krank kam ich in meiner Geburtsſtadt Berlin an. Da ich während meines 45-jährigen Aufenthaltes in Frankreich ſehr viele Jugendſchriften, welche ſämmtlich das Glück hatten, mit Beifall aufgenommen zu werden, dem Drucke übergeben habe, ſo glaubte ich

hier in Berlin einen Verleger für meine geſammelten franzöſiſchen Manuſcripte zu finden. Aber auch dießmal habe ich mich getäuſcht. Meine jetzige Lage iſt alſo ſehr, ſehr unglücklich! Nach ſo vielen, ich darf mir wohl ſchmeicheln, der Geſellſchaft nützlichen Arbeiten, ſtehe ich nun im Alter am Rande des Elendes; Gram und Noth haben meine Kräfte zerſtört. Mein Gehör und mein Geſicht nehmen immer mehr ab; meine Gedanken verwirren ſich. Ich vermag nichts mehr zu arbeiten; ach und arbeiten war doch ſonſt immer meine Luſt und meine Freude! Einſam und verlaſſen von aller Welt ſtehe ich nun da und weiß nicht, wohin ich mich wenden ſoll. Doch ich will nicht verzagen, nicht undankbar ſeyn. Bis hieher hat Gott der Herr geholfen, ja Er hat ſchon manche Wunder der Errettung an mir gethan. Der Herr bleibt meine Zuverſicht. Er hat, indem ich in meiner Betrübniß meine Augen auf Ihr liebes, in goldnen Rahmen eingefaßtes und meinem Schreibtiſch gegenüber hängendes Portrait richtete, mir plötzlich den Gedanken eingeflößt, an Euer Hochwürden zu ſchreiben, Ihnen mein Herz und meinen Kummer zu eröffnen und es zu wagen, mir von Ihnen Troſt, Rath und Hülfe zu erbitten . . .

Chriſtoph Schmid ſandte dem bedrängten Schriftſteller ſogleich eine anſehnliche Unterſtützung und ſchrieb ihm: „Ihr verehrtes, gemüthvolles Schreiben hat mich innigſt gerührt! So ſehr ich mich freue, in

Ihnen eine verwandte Seele zu erkennen, ſo tief betrübt es mich, Sie nach ſo vielen edeln Bemühungen und glücklichen Arbeiten in ſo unglücklicher Lage zu wiſſen.

Wie gerne möchte ich Ihr ſo herzliches Schreiben auch recht ausführlich beantworten! Allein meine Umſtände ſind, was Alter und Kränklichkeit betrifft, den Ihrigen ſehr ähnlich; ich bin gegenwärtig ſehr leidend. Doch iſt unter den vielen Briefen an mich, die auf Antwort warten, der Ihrige der erſte, den ich beantworte. Was ich Ihnen ſagen könnte, ſagen Sie in Ihrem frommen, chriſtlichen Briefe ſich ſelbſt. Ja, vertrauen Sie felſenfeſt auf Gott und Er wird Sie nicht verlaſſen. Wir wollen das, was uns Gott auferlegt, willig aus Seiner Hand annehmen, im feſten Glauben, daß Seine Weisheit und Liebe uns Alles zum Beſten dienen läßt. Unſre Pilgerſchaft auf Erden iſt ja bald zu Ende. Wir wollen uns beſtreben, durch Vertrauen auf Gott und Geduld den Himmel zu erreichen. Die Leiden der Erde bringen Himmelsfreuden. Mußte Chriſtus nicht ſelbſt durch Leiden in ſeine Herrlichkeit eingehen?

Ich bin ſo frei, Ihnen hier einiges Wenige zur Erquickung zu ſenden. Laſſen Sie mich ferner hören, wie es Ihnen geht. Beten Sie für mich, wie ich für Sie! Mit herzlicher Verehrung und Liebe Ihr aufrichtiger Freund Chriſtoph v. Schmid.

Bald kam ein Schreiben, das mit den Worten

beginnt: „Gott ſey gelobt und gedankt für Seine Güte und Barmherzigkeit! So rufte ich aus in der innigſten Fülle meines Herzens, als ich Ihren lieben, freundlichen Brief erhielt; denn ſo eben hatten meine Noth und Bedrängniß faſt den höchſten Grad erreicht. Seit vierzehn Tagen oder drei Wochen der bitterſten Kälte kein Spänchen Holz im Hauſe, keine warme Winterkleidung — doch was ſoll ich Ihr gefühlvolles Herz allzuſehr betrüben mit der Schilderung meines ganzen Elendes? Genug, die heilige Weihnachtszeit rückte heran: die Zeit frommer kindlicher Freude ob der himmliſchen Verheißungen — und ich armer Erdenwurm lieg da, von Allem entblößt, von allem menſchlichen Beiſtande verlaſſen und flehte zu Gott um baldige Erlöſung von allen irdiſchen Leiden.

Und ſieh da, gerade im Augenblicke der höchſten Noth, trat der Briefträger herein und brachte mir ein ſorgfältig verſiegeltes, von Augsburg kommendes Geldpacket, ſammt Ihrem lieben Brief. Sie erſchienen mir um die heilige Weihnachtszeit wie ein Bote vom Himmel herabgeſandt, mir Troſt und Hülfe zu bringen und meine bereits verzagende Seele wieder aufzurichten und mit neuem Gottvertrauen zu beleben. Ja großer, gütiger, wunderbarer Gott! Vater der Gnade und Barmherzigkeit, aufs Neue haſt Du an mir armen, ſündigen Menſchenkinde Wunder der Errettung gethan, als ich meine thränenfeuchten Augen und meine vor Angſt zitternden Hände troſtlos jammernd

zu Dir emporhob! Dir ſey Lob, Preis und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit! Aber auch Ihnen, Hochwürdigſter Herr, den der liebe Gott zum Werkzeug ſeiner Gnade, zum Spender ſeiner väterlichen Wohlthaten erkoren, gebührt mein innigſter Dank! Sie nennen das, was Sie mir ſchickten, einiges Wenige zur Erquickung. Hören Sie, lieber Herr, welch großen Nutzen Sie mit dieſem einigem Wenigen geſtiftet haben! Ich konnte mir den nöthigen Holzvorrath anſchaffen, ſo wie die mangelnde Fuß- und Winterbekleidung. Ich konnte meiner guten, braven Wirthin, die ſelbſt unbemittelt iſt, ihre ſeit ſechs bis acht Wochen ziemlich ſtark aufgelaufenen Auslagen und Vorſchüſſe, für welche ſie mit chriſtlicher Liebe, ja ſogar mit eigenen Aufopferungen geſorgt hatte, dankbar bezahlen. Summa summarum, ich ſehe mich jetzt warm und anſtändig bekleidet und beſchuhet, bin, Gott ſey Dank, wieder ſchuldenfrei und es bleibt mir noch auf längere Zeit Geld übrig . . . Darum kann ich nicht oft genug wiederholen: Lob, Preis dem allerhöchſten Lenker unſerer Schickſale! Dank, innigſten Dank Ihnen, den der liebe Gott zum Werkzeug und Verkündiger ſeiner ewigen Barmherzigkeit erkoren! . . . . . .

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ich noch lange leben werde, Gram und Sorgen haben meine Kräfte zu ſehr mitgenommen und ein gefährliches Bruſtleiden führt mich unter faſt täglichen Schmerzen raſch dem

Ende aller irdiſchen Leiden zu. Und da möchte ich Ihnen nach meinem Tode ein liebes Andenken hinterlaſſen. Es iſt ein Crucifix, welches der Erzbiſchof von Tours einige Tage vor meiner Vermählung feierlich eingeweiht hat und vor welchem meine ſelige Frau ihre häuslichen Andachten verrichtete. Ich habe es mit dem großen, ſchwarzen Schleier geziert, worin ſie ihr Angeſicht verhüllte, wenn ſie zum Beichtſtuhle ging und ſich dem heiligen Abendmahle nahete. Da die Leiche meiner theuern Margarita ins Meer verſenkt wurde, alſo nicht in geweihter Erde ruht, wo ich an ihrem Grabhügel beten und weinen könnte, ſo habe ich ihr dieſes Trauermonument auf meinem Schreibpulte errichtet. Es ſoll Ihnen nebſt den beiden dazu gehörigen Leuchtern zum Andenken überſandt werden, ſobald ich die Stunde herannahen fühle, in der es der Barmherzigkeit Gottes gefallen wird, mich aus dieſem Jammerthale abzurufen, um in ein beſſeres Leben einzugehen".

Man ſieht aus dieſem rührenden Briefwechſel, wie zart Chriſtoph Schmid wohlzuthun wußte; aber auch, wie nothwendig die Unterſtützung armer, verdienſtvoller Schriftſteller in den Tagen ihres Alters iſt.

Daß auch Unwürdige die Güte und Argloſigkeit Chriſtoph Schmids mißbrauchten, läßt ſich denken. Auch davon ein Beiſpiel:

An einem Nachmittag kurz nach Beginn eines neuen Jahres kam ein ſtattlich gekleideter, junger

Mann von gutem, gesunden Aussehen in Christoph Schmids Wohnung. Er sagte zu dessen Schwester, er habe dem Herrn Domkapitular von seinem Onkel, Domprobst Friedrich in Bamberg, viele Empfehlungen mündlich auszurichten; er sey als Assessor nach Bamberg versetzt worden und hole hier seine Frau ab; er logire mit ihr in dem Gasthof zu den drei Mohren. Christoph Schmids Schwester gab ihm zur Antwort, ihr Herr Bruder sey von seinem Nachmittagsschlafe noch nicht erwacht, es könne vier Uhr werden. Der Fremde sagte, er könne schon warten. Als Christoph Schmid erwacht war, empfing er den Fremden, welcher die Empfehlungen ausrichtete und sich dann wieder empfahl.

Am andern Tage kam er wieder und sagte höchst bestürzt unter Thränen, seine Frau sey heute Nacht unverhofft von einem gesunden Knaben entbunden worden; sie habe sich aber dabei verkältet und der Friesel, den sie hatte, sey zurückgetreten und sie sey heute Vormittag unerwartet schnell gestorben. Er sey mit ihr fünf Vierteljahre verheirathat und sie sey erst zwei und zwanzig Jahre alt. Christoph Schmid fragte, welchen Arzt er gebraucht habe. Der Fremde sagte, den Herrn Doctor Düval; dieser wolle ihm auch eine Kindswärterin empfehlen, denn er nehme das Kind mit sich. Nun jammerte er eine Zeit lang und sagte, er habe nur dreißig Gulden Geld bei sich. Er sey in die Nothwendigkeit gerathen, seinen Mantel zu ver-

ſetzen, denn der Doctor, die Hebamme, das Begräbniß ꝛc. werde viel und weit mehr koſten. Er bat Chriſtoph Schmid dringend, er möchte ihm doch einiges Geld vorſtrecken; mit dem größten Danke wolle er es wieder zurückſenden. Chriſtoph Schmid machte, von Mitleid bewegt, den Pult auf und ſagte: „Die Weihnachts- und Neujahrsgeſchenke und meine vielen Contos, die ich bezahlte, haben mich Vieles gekoſtet; ich habe wenig Geld mehr.“ Es lagen im Pulte noch mehrere Kronenthaler und etwas Münze. Chriſtoph Schmid gab dem Fremden die Kronenthaler und dieſer ſagte: vor ſeiner Abreiſe werde er ſo frei ſeyn, noch einmal zu kommen.

Es vergingen indeß einige Tage; er kam nicht. Man zog Erkundigungen ein. Weder Doctor Düval noch der Gaſtgeber zu den drei Mohren wußte etwas von dem Fremden. Es ſtellte ſich heraus, daß derſelbe ein liſtiger Betrüger war.

„Wir können,“ ſchrieb Chriſtoph Schmids Schweſter über dieſen Vorfall, „dem lieben Gotte nicht genug danken, daß Er, der liebevolle, treue Beſchützer, unſern guten, mitleidigen Bruder ſo gnädig bewahrt hat. Wenn eine Rolle Geld in dem Pulte gelegen wäre; — ganz gewiß hätte der ſchändliche Lügner ſeinem theilnehmenden Wohlthäter einen Schlag verſetzt, daß er zu Boden gefallen wäre, hätte das Geld genommen und wäre damit fortgelaufen. Aber der Gerechte wohnt ſicher unter dem Schirme des Allerhöchſten!“

Während dieſer Zeit kam Gräfin Thereſe von Brunswick, die Gründerin der erſten Kleinkinderſchule in Ofen und ſehr vieler ſolcher Anſtalten in Ungarn und Oeſterreich nach Augsburg und beſuchte auch Chriſtoph Schmid. Er führte ſie in die hier beſtehende Kleinkinderſchule, und die geiſtreiche und edelmüthige Gräfin redete mit ihm während ihres Aufenthaltes manche Stunde über Erziehung und Bildung der Jugend überhaupt und die Bewahrung kleiner Kinder insbeſondere. Die Frucht dieſer Unterredung war die Herausgabe der Erzählung Chriſtoph Schmids: „Pauline oder die Kleinkinderſchule.“ Er widmete ſie der Gräfin von Brunswick. Die Vorrede ſchließt mit den Worten: „Möchte Ihr Wunſch, daß überall, auch in kleinern Städten und auf dem Lande ſolche Anſtalten zum Heile vieler Kinder aufblühen möchten, in Erfüllung gehen und möchten dieſe Anſtalten reichliche Früchte bringen für Zeit und Ewigkeit!“

---

10. Chriſtoph Schmids achtzigſter Geburtstag.

Am 15. Auguſt 1847 trat Chriſtoph Schmid in ſein achtzigſtes Lebensjahr. Die Stadt Augsburg, wo er ſo lange Zeit als Mitglied des Domkapitels, Kreisſcholarch und Schriftſteller gelebt und gewirkt

hatte, bereitete ihm an dieſem Tage ein ſchönes, ſeine Verdienſte ehrendes Feſt. Ein Correſpondent der Allgemeinen Zeitung ſchrieb im Eingange ſeines Berichtes über dieſe Feſtfeier: „Augsburg hat ein doppeltes Erntefeſt begangen. Zuerſt am Sonntag Nachmittags unter der herrlichſten Auguſtſonne, welche den Getreideſegen des Sommers mit gleicher Fülle des Herbſtes zu krönen verſpricht nach der nun wohl großentheils überſtandenen Drangſal einer ſchweren Theurungszeit ein Dankfeſt unter frommen Reden und Geſängen dem Geber alles Guten. Auf ſolche Dankesfeier für den Gottesſegen der Fluren folgte am Montag ein Feſt anderer und doch verwandter Art — ein *Erntejubeltag des Geiſtes* und des Herzens, eine Feierſtunde der Ehren für einen treuen Arbeiter nach langem und wohlvollbrachtem Tagewerk. Die Städte Augsburg und Dinkelsbühl, vor Jahrhunderten ſchon als deutſche Reichsſtädte in freundlicher Wechſelbeziehung, begingen gemeinſam und öffentlich den achtzigſten Geburtstag des Jugendſchriftſtellers Chriſtoph von Schmid, Verfaſſer der Oſtereier".

Schon am Vorabende dieſer Feſtfeier verſammelten ſich die Mitglieder der Augsburger Liedertafel, eine Geſellſchaft von Männern aus allen Ständen und über hundert an der Zahl, vor dem Häuschen Chriſtoph Schmids und überraſchten den Greis auf einmal durch ihren ſchönen Geſang. Sie ſangen drei Lieder, darunter ein Huldigungsgedicht von einem

Augsburger Bürger, Ludwig Scharrer, verfaßt. Dieſes ſchöne Gedicht, das der Ausſchuß der Liedertafel prächtig gedruckt dem Gefeierten überreichte, lautet:

Was Du gelehrt mit liebevollem Worte,
Tönt in die Bruſt wie himmliſche Accorde
Und baut dem Höchſten eine Stätte dort:
Drum wollen wir mit frohem deutſchem Singen
Den heißen Dank dem lieben Lehrer bringen
Für deutſches Wort!

Es mag im Drang der Zeiten viel zerſplittern,
Was trotzen ſollte vor des Herrn Gewittern,
Die Sitte bleibt des deutſchen Volkes Hort.
Du pflanzteſt ſie in unſrer Jugend Seelen,
Drum preiſen wir mit friſch-belebten Kehlen
Dein ſittig Wort.

Des Ruhmes Kranz wird Deutſchlands Volk Dir winden,
Uns ſey vergönnt ein Blatt darein zu binden,
Das zeige unſre Liebe immerfort.
Denn, wenn nach Jahren unſre Lippen ſchweigen,
Lehrt Lieb und Tugend unter deutſchen Eichen
Dein liebend Wort.

Am andern Morgen holte der damalige Regierungspräſident Dr. von Fiſcher Chriſtoph Schmid in ſeiner Wohnung ab und fuhr mit ihm nach dem alterthümlichen Rathhauſe, das zur Feſtfeier auserſehen war. Unter dem Portale empfing ihn der erſte Bürgermeiſter Forndran mit den Vorſtänden der Lokalſchulkommiſſion; auch der Hochwürdigſte Biſchof Peter von Richarz hatte ſich eingefunden. Von dieſen Herren

wurde Chriſtoph Schmid über die dicht mit Menſchen beſetzten Treppen, die den Jubelgreis wenigſtens vorübergehen ſehen wollten, in den goldenen Saal, dieſer Prachthalle des berühmten Augsburger Rathhauſes, begleitet. Zwölf weiß gekleidete Mädchen gingen voraus und beſtreuten den Weg mit Blumen. Als Chriſtoph Schmid die hohen und weiten Hallen des goldenen Saales betrat, erhob ſich die ganze ungemein zahlreiche Verſammlung herzlich theilnehmender Menſchen, worunter beſonders viele Frauen waren.

Chriſtoph Schmid nahm den ihm beſtimmten Sitz zwiſchen dem Herrn Biſchofe und Regierungs-Präſidenten *ein, worauf Bürgermeiſter* Forndran zuerſt *über die veranſtaltete* Feſtfeier herzliche Worte an Chriſtoph Schmid richtete. Dann überreichte ihm eine aus Dinkelsbühl abgeſandte Deputation auf einem rothſammtnen Kiſſen einen ſilbernen Kranz von Lorbeer- und Eichenblättern mit goldnen Eicheln. Es war ein Huldigungsgeſchenk ſeiner Vaterſtadt. Auf dem ſilbernen Bande, das die Enden des Kranzes umwindet, ſind die Worte eingravirt: „Dem hochverehrten Landsmanne Chriſtoph von Schmid am 15. Auguſt 1847 die Stadtgemeinde Dinkelsbühl". Der Bürgermeiſter der Stadt Dinkelsbühl begleitete die Ueberreichung mit einer herzlichen Anſprache und einem Feſtgedichte, das mit den Worten ſchloß:

Von der Heimath nimm den Kranz, wo immer
Hin der Greis ſich ſehnt, wenn fern von entſchlafenen Aeltern und Geſchwiſtern
Einſam in ſtillen Nächten ihn ein ſüßeres Heimweh
Nach den himmliſchen Hallen des wahren Vaterhauſes leiſe Beſchleicht!

Auch eine Deputation Geiſtlicher Württembergs aus der Gegend, wo Chriſtoph Schmid früher Pfarrer war, hatte ſich eingefunden und überreichte dem Jubelgreiſe ebenfalls eine Glückwunſch- und Dankes-Adreſſe.

Nun traten die Kinder handelnd in den Vordergrund des Feſtes. Zuerſt ſangen alle ein gemeinſames Lied, dann ſprach ein Knabe ein Bewillkommungs-Gedicht. Bei den Worten des ſchönen Prologs:

Befangen pochen unſrer Herzen Schläge,
Wir reichen heiliger Liebe ſchwachen Sold.
Nimm gütig Deines Bildes treu Gepräge,
Strahlts ſchöner auch in Deiner Spenden Gold!

überreichte ein Mädchen, die Tochter des Präſidenten, dem Jubelgreiſe eine auf dieſe Feſtfeier geprägte, große, goldene Denkmünze. Auf der einen Seite derſelben iſt das Bruſtbild Chriſtoph Schmids ſehr kenntlich ausgeprägt mit der Umſchrift: „Dem Freunde der Jugend Chriſtoph von Schmid. Geboren den 15. Auguſt 1768 zum 80. Geburtstage“. Auf der andern Seite der Denkmünze iſt ein Engel abgebildet, der zwei ſchlummernde Kinder beſchützt; mit der einen

Hand hält er ein Tuch vor den nahen Abgrund, mit der andern wehrt er eine ziſchende Schlange ab. Die Umſchrift um dieſes ſinnige Bild iſt aus Chriſtoph Schmids Heinrich von Eichenfels und heißt: „Kinder bewahren iſt ein Engelsgeſchäft".

Hierauf ſtellten beſonders dazu auserleſene Kinder in entſprechenden Trachten ſechs lebende Bilder aus ſechs der ſchönſten Erzählungen Chriſtoph Schmids dar. Da erblickte man im Kleinen Genovefa mit ihrem Schmerzenreich, Roſa von Tannenburg, die Kerkerſchlüſſel jubelnd emporhaltend und den Ritter Edelbert, beide in reichem alterthümlichen Koſtüme; den kleinen Kaminfeger, Roſalinde, die Köhlerkinder mit Oſtereiern beſchenkend ꝛc. Man konnte nichts Niedlicheres ſehen, als die Gruppen dieſer allerliebſten Kinder in ihren verſchiedenen Trachten und mit ihren heitern, blühenden Geſichtchen. Während der Darſtellung dieſer Tableaux ſangen geübtere Mädchen und Lehrer das von Kapellmeiſter Drobiſch vierſtimmig mit Chor in Muſik geſetzte Schlußlied aus Chriſtoph Schmids Schauſpiel, die kleine Lautenſpielerin: „die Menſchenfreundlichkeit Gottes".

Nach dieſen plaſtiſchen Darſtellungen überreichten abwechſelnd jetzt ein Knabe, jetzt ein Mädchen, dem Jubelgreiſe je eine Blume und ſprachen dazu ein kurzes, paſſendes Gedicht, z. B.

Nimm hin die Lilie, der Unſchuld holdes Bild,
Wie ſtrahlt ihr Silberkelch ſo rein und mild!

Im Unſchuldsglanz uns Kinder zu erziehn,
War, Preis ſey Dir, in Schrift und That Dein Mühn!

Oder: Die Veilchen laß Dir auch gefallen
Und das Gelübde von uns allen:
Wir wollen blühn dem Veilchen gleich,
An Anmuth und an Demuth reich.

Zuletzt ſammelte ein Knabe alle dieſe kunſtvoll gefertigten Blumen in eine prachtvolle Porzellan-Vaſe und überreichte ſie dem Jubelgreis mit den Worten:

Ein ſchwaches Bild iſts, was wir geben,
Vom Blumenkörbchen, das ſo lieb,
So lehr- und troſtreich für das Leben
Uns Deine Meiſterhand beſchrieb.
Der Sinn nur gebe Werth der Gabe,
Ihn kröne Deine Huld, o Greis!
Heil Dir! einſt ſingt noch überm Grabe
Dir Deutſchlands Jugend Ruhm und Preis!

Am Schluſſe der ſchönen Feier ſangen die Kinder ein von Studienlehrer P. Th. Loe gedichtetes Lied, das mit der Strophe ſchloß:

So ſey gegrüßt! ſey froh von uns umſchlungen,
Und bleib uns treu! Wir lieben Dich ſo ſehr;
Das Jubellied, das heute wir geſungen,
Hallt freudig weithin über Berg und Meer.
Wenn kindlich Alle Segen Dir erflehen,
Wenn guter Aeltern Dankesthräne fließt,
So wirſt die leiſe Deutung Du verſtehen:
Sey Jubelgreis, ſey Kinderfreund, gegrüßt!

Umdrängt von den heitern Kindern und den glückwünſchenden Aeltern verließ tiefgerührt und freundlich

demüthig dankend der gefeierte Greis den Feſtſaal und der Wagen, in welchem er mit dem Präſidenten und deſſen lieblichen Kindern ſaß, konnte ſich nur langſam durch die ihn umwogende Menge bewegen. Dieſes Wiegenfeſt Chriſtoph Schmids war ein Feſt wahrer Freude und heiliger Unſchuld. Gibt es einen lieblicheren Anblick, als einen achtzigjährigen Kinderfreund wie Chriſtoph Schmid, mit Silberhaaren und mit noch jugendlich rothen Wangen in Mitte blühender braun- und blondgelockter, fröhlicher Kinder zu ſehen? Da paarte ſich die erſte Blüthe der Jugend mit der letzten Blüthe des Alters und die unſchuldige Freude mit der frommen Rührung des Greiſes.

Mittags gab der Hochw. Biſchof von Augsburg ein großes Mahl zu Ehren des Jubilars und überraſchte ihn dabei auf eine ſehr ſinnige Weiſe. Als nämlich Chriſtoph Schmid in den Speiſeſaal trat, erblickte er ein Gemälde, welches eine getreue Abbildung ſeines Studirzimmers vorſtellte. Chriſtoph Schmid iſt an ſeinem Arbeitstiſchchen ſtehend abgebildet, wie er ſich eben zu zwei Kindern, einem Mädchen und einem Knaben, herabneigt. Das Mädchen überreicht ihm einen Blumenſtrauß, der Knabe hält eine Erzählung von Chriſtoph Schmid in der Hand. Dieſes ſchöne Bild, das in Stahl geſtochen als Titelbild dieſes 4. Bändchen ziert, ließ der Hochw. Biſchof von dem trefflichen Maler Hundertpfund für ſich malen. Jetzt iſt es im Beſitze des einzig noch leben-

den Bruders Chriſtoph Schmids, des quiesc. Herrſchaftsrichters Alois Schmid in Augsburg.

Die katholiſche Studienanſtalt zu St. Stephan veranſtaltete zur Nachfeier des achtzigſten Geburtstages Chriſtoph Schmids am 18. Auguſt ein Concert, und die proteſtantiſche Studienanſtalt ließ ihm durch eine Deputation eine ſehr geiſtreich abgefaßte Adreſſe überreichen. Ein Bürger von Augsburg, ein ehemaliger Schüler Chriſtoph Schmids, übergab an deſſen achtzigſten Geburtstage dem Stadtmagiſtrate zu Augsburg 150 fl. zur Vertheilung an katholiſche Hausarme, und die J. Wolffiſche Buchhandlung, in deren Verlag die Geſammt-Ausgabe der Werke Chriſtoph Schmids erſchienen iſt, machte den beiden Waiſenhäuſern in Augsburg eben dieſe Geſammtausgabe, ſehr ſchön gebunden, zum Geſchenke.

Chriſtoph Schmid ſelbſt überſandte in dankbarer Anerkennung der Feſtlichkeiten, die ihm von Seite des Magiſtrates der Stadt Augsburg und der deutſchen Schuljugend beider Confeſſionen bereitet worden war, dem Stadt-Magiſtrate zu wohlthätigen Zwecken eine Summe von 1200 fl. und dazu folgendes Schreiben:

Hochlöblicher Stadt-Magiſtrat!

Der hohe Magiſtrat und die verehrten Bewohner der Stadt Augsburg haben mir bei meinem Eintritte in das achtzigſte Lebensjahr ein ſo ſchönes und herr-

liches, ein ſo reich und ſinnig angeordnetes Feſt bereitet, und mich ſo hoch geehrt, ja mit ſolchen Ehrenbezeugungen überhäuft, daß mein Innerſtes von den lebhafteſten Gefühlen des Dankes durchdrungen iſt, die auszuſprechen ich mich vergebens bemühen werde.

Um jedoch nicht ganz undankbar zu erſcheinen, ſo bitte ich, die auf beiliegendem Blatte verzeichneten kleinen Gaben für die Wohlthätigkeits-Anſtalten und die Armen der Stadt Augsburg als einen ſchwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit nicht ungütig aufzunehmen.

So lange ich noch lebe, werde ich täglich zu Gott, Dem allein alle Ehre gebührt, für die Wohlfahrt Augsburgs flehen und mit inniger Verehrung und Dankbarkeit ſeyn

des hohen Magiſtrates
unterthäniger
Chriſtoph v. Schmid, Domkapitular.

An den Magiſtrat der Stadt Dinkelsbühl richtete er folgende Zuſchrift:

Hochlöblicher Stadt-Magiſtrat!

Meine geliebte Vaterſtadt Dinkelsbühl hat bei dem Antritte meines achtzigſten Lebensjahres eine ſolche, mich herzlichſt erfreuende Theilnahme gezeigt, durch eigens hieher geſendete Abgeordnete mir Glück gewünſcht und mich mit einem in jeder Hinſicht ſo

werthvollen Geſchenke erfreut, daß es mir eine eben ſo heilige als angenehme Pflicht iſt, dem Hochlöblichen Magiſtrate und der ſämmtlichen Bürgerſchaft meinen innigſten Herzensdank auch ſchriftlich zu bezeigen.

Ich wähle dazu den heutigen Tag, den 29. Auguſt 1847, da es eben heute ſeit dem 29. Auguſt 1841 ſechs Jahre ſind, daß meine mir ewig theuere Vaterſtadt an meinem fünfzigjährigen Prieſterjubiläum mir ein ähnliches, höchſt feierliches Feſt veranſtaltet hat, das mir unvergeßlich bleibt, wofür ich meinen innigen Dank erneuere und hiemit alſo zweifach danke.

Als einen kleinen Beweis meines Dankes vorerſt gegen Gott, der mich dieſes hohe Alter hat erleben laſſen und meine Bemühungen für die Bildung der Jugend ſo reichlich geſegnet hat, — und dann aus Dankbarkeit gegen meine mich ſo wohlwollend ehrende Vaterſtadt, lege ich eine Staatsobligation der Schuldentilgungskaſſe zu Augsburg zu 500 fl. bei, welche der hochlöbliche Magiſtrat zur Hälfte für die Klein-Kinder-Bewahranſtalt und zur Hälfte für die dürftigſten und beachtenswertheſten Armen beider Confeſſionen der Stadt gütigſt verwenden wolle.

Indem ich dem verehrten Herrn Bürgermeiſter und dem ſämmtlichen Magiſtrate noch einmal danke und mir vornehme, für das Wohl aller Einwohner

der Stadt täglich zu Gott zu flehen, verbleibe ich mit aufrichtiger Verehrung des hochlöbl. Magiſtrates

ergebenſter Diener
Chr. v. Schmid.

Augsburg, den 29. Auguſt 1847.

Nachſchrift. Von der eben mir zugeſandten Beſchreibung des Feſtes dahier (der achtzigſte Geburtstag des Jugendfreundes und Schriftſtellers Chriſtoph von Schmid; Augsburg 1847 Schmidſche Buchhandlung), überſende ich vier Exemplare für die vier verehrten Herren Deputirte und die zwei übrigen Exemplare für den Verfaſſer der vortrefflichen Poeſie L. W. R. und des ſchönen Gedichtes des Herrn Beneſiziaten Konrad Sinner.

Regierungspräſident Dr. v. Fiſcher, der die erſte Anregung zu dieſem Feſte gegeben hat, berichtete darüber an Se. Majeſtät König Ludwig. Er erhielt folgendes Handſchreiben:

Herr Regierungspräſident ꝛc. v. Fiſcher!

Angenehm war Mir's, aus Ihrem Berichte zu vernehmen, wie, in angemeſſener Weiſe, der achtzigſte Geburtstag des Domkapitulars von Schmid, dieſes würdigen, namentlich um das Schulweſen und die Bildung der Jugend gar ſehr verdienten Prieſters gefeiert worden. Sagen Sie dem von mir geſchätzten Greiſe Meine beſten Wünſche und empfangen Sie hie-

bey Meinen Dank für das Mir geſchickte Feſtprogramm, nebſt Denkmünze, der Ich mit bekannten Geſinnungen bin

Ihr wohlgewogener König
Ludwig.

Aſchaffenburg, den 21. Auguſt 1847.

Chriſtoph Schmid dankte dem König für die ihm ausgedrückten Wünſche in einem beſondern Schreiben, das der König mit folgenden huldvollen Zeilen beantwortete:

Herr geiſtlicher Rath, Domkapitular Chriſtoph von Schmid! Was Ich Meinem Regierungs-Präſidenten von Schwaben und Neuburg jüngſt in Bezug Ihrer geſchrieben, wiederhole Ich hier, nämlich, wie ſehr Mich gefreut, daß Ihr 80. Geburtstag ſo ſchön und ſinnig gefeyert worden. Mein aufrichtiger Wunſch iſt es, daß die göttliche Vorſehung, Sie, den würdigen, verdienſtvollen Prieſter, noch mehrere ſolche Tage in demſelben Gefühle geiſtiger und leiblicher Kräftigkeit begehen laſſen möge, der Ich anbey für den wiederholten Ausdruck Ihrer treuen Anhänglichkeit an Mich danke und mit gnädigen Geſinnungen bin

Ihr
wohlgewogener König
Ludwig.

Aſchaffenburg, den 2. September 1847.

Fürstbischof Diepenbrock von Breslau sandte Christoph Schmid von Schloß Johannesberg aus folgenden Glückwunsch zu:

Hochwürdiger, theurer Freund!

Ich kann nicht unterlassen, mich in die Reihe der Glückwünschenden zu stellen, die von nah und fern zu Ihrem Jubelfeste mit Herzen voll der besten Segenswünsche sich leiblich oder geistig um Sie schaaren. Sie feiern in einer Zeit heiß ersehnter, reicher Ernte Ihr geistiges Erntefest; der Same, den Sie ein halbes Jahrhundert hindurch mit fleißiger Hand ausgestreut, ist in Tausenden von Herzen aufgegangen und hat reiche Frucht getragen für Gottes Scheune! Das rechte Erntefest der Ewigkeit harrt noch Ihrer. Möge der Herr, damit der Kranz für Ihr Haupt noch reicher werde, Sie noch eine Reihe von Jahren Ihren Freunden erhalten, unter welche sich gezählt wünscht Ihr ergebenster Melchior, Fürstbischof.

Christoph Schmid dankte in einem Schreiben dem Fürstbischofe für seinen ebenso geistreichen als gemüthvollen Glückwunsch, schickte ihm die Festbeschreibung und schrieb an ihn: „Welches Jugendfest dahier in Augsburg an diesem Tage stattfand, können Sie aus anliegendem Hefte ersehen; nur muß ich bemerken, daß ich weit — weit über mein Verdienst geehrt wurde. Ganz besonders freut mich jedoch, daß unsers seligen Sailers milder Sinn zu siegen anfängt. Als

ich hierher reiſte und die Stadt Augsburg in der Ferne erblickte, war es mir ſehr bange um das Herz. Ich wußte, daß Sailers Schriften und auch meine Büchlein, als ſeines Schülers, aus dem damals hier noch einzeln beſtehenden Erziehungs-Inſtitut verwieſen waren. Und wie hat ſich dieſes Alles nun geändert! Auch das freut mich, daß beide Confeſſionen ſich gegenſeitig näher kennen, achten und lieben lernen. Bei dem ewigen, gehäſſigen Polemiſiren kam doch nichts Erfreuliches heraus. Ich hoffe, was ich freilich nicht mehr erlebe, es werde noch Einmal Ein Hirt und Eine Heerde werden!"

Diepenbrock ſchrieb ihm zurück: „Ich benütze, theurer Freund, die letzten ruhigen Augenblicke vor meinem Abzuge von der alten Burg da oben, um Ihnen herzlichſt zu danken für Ihre lieben Zeilen vom 6. Sept. und das beigelegte intereſſante Büchlein Ihrer ſchönen Feſtfeier. Es iſt dasſelbe ein erfreulicher Beweis, daß in unſerer materiellen und frivolen Zeit doch auch noch andere Verdienſte als die der Eiſenbahnkönige und liberalen und antikirchlichen Maulhelden Anerkennung und Würdigung finden. Welche Freude würde Sailer empfunden haben, hätte er dieſes ſchöne Feſt ſeines Lieblingsſchülers noch miterlebt! Doch er hat es miterlebt dort, wo alle wahrhaft Gott ehrenden Feſte in Eines und in ein ununterbrochenes zuſammenfließen. Möchten wir dieſes bald mitfeiern dürfen! Ich ſehne mich darnach ....."

Außer diesen und vielen andern Glückwunschschreiben erhielt Christoph Schmid auch eine Menge Briefchen von Kindern voll der naivsten Bemerkungen über seine Erzählungen. Aus einem Institute zu Wiesbaden kamen achtzehn Briefe von Zöglingen, darunter von Knaben aus England, Irland, Frankreich und den Rheingegenden.

Auch die blinden Kinder zu Linz sandten dem Jugendfreund ihre frommen Wünsche zu. Christoph Schmid schickte dem Institute einen Geldbeitrag, den Kindern aber ein Exemplar seiner gesammelten Schriften und folgendes Gedicht:

Ihr guten Kinder, trauert nicht,
Daß ihr nicht seht das Sonnenlicht,
Denn Gott, der Alles weislich macht,
Hat dennoch euch recht gut bedacht.

Er gab euch helleren Verstand,
Und feineres Gefühl der Hand,
Gab euch für alles Gute Sinn
Und Lehrer und die Lehrerin.

Die nehmen freundlich an euch Theil
Und führen liebreich euch zum Heil;
Sie lehren euch Religion,
Ihr kennet Gott und seinen Sohn!

Ihr wißt, daß Gott euch zärtlich liebt
Und euch gar Viel des Guten gibt,
Ihr kennet Jesum unsern Herrn
Und liebet Ihn und folgt Ihm gern!

Digitized by Google

O bleibet ferner fromm und gut,
Und Alles, was Er lehrt, das thut,
Dann führt Er euch wie an der Hand
Hin in das beſſere Vaterland!

Und dort im ſchönen Himmelreich,
Dort öffnet Er die Augen euch;
Umſtrahlt vom hellſten, reinſten Licht,
Seht ihr dort Gottes Angeſicht.

---

11. Die Jahre 1848—1853; Briefwechſel mit Diepenbrock, Familienereigniſſe.

Auf das für Chriſtoph Schmid an Ehren und Freuden ſo reiche Jahr 1847 folgten die Stürme des Jahres 1848. In Augsburg war es zwar in dieſer Zeit faſt ganz ruhig; eine einzige Nacht hindurch wurde die Karmelitenſtraße, an deren Eingang Chriſtoph Schmid wohnte, militäriſch beſetzt, da man ein Attentat auf die in dieſer Straße gelegene Frohnfeſte befürchtete. Chriſtoph Schmid bemerkte jedoch hierüber, er habe noch in keiner Nacht ſo ruhig geſchlafen als in jener; ſie ſey, da Niemand die Straße paſſiren durfte, die ſtillſte Nacht geweſen, ſo lange er in Augsburg ſich aufhalte. Dagegen machten die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten von Aufruhr, Mord und Zerſtörung auf ſein ſanftes, friedliebendes Herz den betrübendſten Eindruck. Er mochte

keine Zeitung mehr leſen; er ſagte, er hätte nimmer geglaubt, daß unter dem deutſchen Volke ſolche Gräuelſcenen wie die Ermordung Latours in Wien und die Lichnovskys und Auerwalds in Frankfurt vorkommen könnten. Er bemerkte aber auch, daß mancher bisherige Staatsmann die Worte, welche Göthe dem Zauberlehrling in den Mund lege:

Herr, die Noth iſt groß!
Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nicht mehr los:

auf ſich anwenden könne. Als während jener Tage einmal ein Bekannter zu ihm ſagte: „Es gibt jetzt zwei Parteien, von denen die eine immer vorwärts, die andere immer rückwärts will," entgegnete Chriſtoph Schmid lächelnd: „Es gibt noch eine dritte Partei, die aufwärts will; ich denke, wir wollen es mit dieſer halten."

Ein großer Kummer war es für Chriſtoph Schmid, daß ſeine Schweſter Franziska im Anfang dieſes Jahres lebensgefährlich erkrankte. Doch Gott erhörte ſein Gebet und ſchenkte ihm ſeine treue Pflegerin wieder; dagegen hatte Er ein anderes Opfer von ihm gefordert. Es war am 28. Dezember 1847 ſein vieljähriger, treuer Freund, Domkapitular Rieger, der jeden Tag ihn zu beſuchen pflegte, geſtorben. In jener Zeit herrſchte die Grippe in Augsburg. Rieger

wurde auch von dieſer Krankheit ergriffen. Chriſtoph Schmid ließ des Tags über öfter fragen, wie es Riegern gehe; erhielt aber immer eine beruhigende Antwort. Allein am dritten Tag meldete man ihm ſchon Morgens ſechs Uhr, daß Rieger in der Nacht gefährlich erkrankt ſey und ſehnſuchtsvoll ſeinen Chriſtoph noch einmal zu ſehen verlange. Der achtzigjährige Greis eilte ſogleich zu ihm, hörte ſeine Beichte, worauf demſelben feierlich das heilige Abendmahl gereicht wurde. Abends beſuchte ihn Chriſtoph Schmid noch einmal, und fand ihn nicht gefährlich. Aber Rieger ſtarb am 28. Dezember Mittags unerwartet ſchnell.

Es war eine harte Aufgabe für die Schweſter Chriſtoph Schmids, ihrem Bruder die Nachricht dieſes unerſetzlichen Verluſtes beizubringen. Er wollte ſie anfangs gar nicht glauben. Der gute Greis, welcher ſich jetzt recht einſam und verlaſſen fühlte, trauerte ſehr, doch wie ein Chriſt voll Ergebung in die ewigen Rathſchlüſſe des Herrn über Leben und Tod. Einige Monate darauf ſtarb Chriſtoph Schmids Bruder Martin, der kurze Zeit erſt von Stadion als quiescirter gräflicher Rentmeiſter nach Augsburg gezogen war, um hier die Tage ſeines Alters zu verleben. Noch um 3 Uhr Nachmittags war er im Hauſe Chriſtoph Schmids, und fünf Uhr Abends in Folge eines Schlaganfalls eine Leiche. Auch dieſer Verluſt ging Chriſtoph Schmid ſehr nahe.

Endlich berührte ihn eine andere Trennung sehr schmerzlich. Drei Nichten von ihm, Töchter des eben genannten Bruders, welche in den Orden der armen Schulschwestern getreten waren, wurden als Lehrerinen nach Amerika geschickt. Ihr Bruder August hatte sich entschlossen, sie als Ordensbeichtvater und Missionär dahin zu begleiten. Der Abschied, den Christoph Schmid von diesen noch in der Blüthe der Jahre stehenden Mädchen nahm, war sehr rührend. Er stellte ihnen den schwierigen aber schönen Beruf der Jugendbildung noch einmal vor Augen und sagte: „In diesem Leben werde ich Euch nicht mehr sehen, denn ich bin alt und meine Pilgerschaft ist bald vollendet, aber im Himmel hoffe ich Euch mit der Gnade Gottes wieder zu sehen. Gott führe Euch glücklich über das Meer, erhalte Euch gesund und gebe Euch Gnade, die Kinder, welche Eurer Pflege und Erziehung anvertraut werden, seinem göttlichen Sohne zuzuführen. Betet für mich, Euren alten Onkel, ich will auch für Euch beten und Euch noch meinen Segen mitgeben". Darauf knieten die Schwestern nieder, um seinen Segen zu empfangen und traten die weite und gefahrvolle Reise an.

Da es die Verhältnisse nicht mehr gestatteten, daß sein Neffe August vor seiner Abreise noch einmal nach Augsburg kam, um persönlich von Christoph Schmid Abschied zu nehmen, schrieb dieser an denselben: „Liebster August! Ich habe ein herzliches Verlangen gehabt,

Dich, bevor Du Deine Reiſe antrateſt, noch einmal zu ſehen und mit Dir über Dein großes Vorhaben ausführlich zu reden. Gott hat es anders und beſſer gefügt und ich denke, in den Filial=Anſtalten des Ordens der armen Schulſchweſtern, die Du mit der Frau Oberin beſucht haſt, konnteſt Du mehr lernen, als ich Dir ſagen könnte.

Ueber Alles aber wird der allmächtige und allgütige Gott, der Dich zu dem großen Entſchluſſe ermuthigte, Dich ganz Ihm zu opfern und in Seinem Dienſte in einen andern Welttheil zu gehen, Dich lehren, Dir Weisheit und Kraft geben, dieſen Entſchluß auszuführen.

Nimm Dir vor Allen Jeſus Chriſtus, den guten Hirten, der die verirrten Schäflein aufſuchte und auf ſeinen Schultern zu ſeiner Heerde brachte, zum Vorbild! Und dann den Apoſtel Paulus, wie ihn die Geſchichte der Apoſtel ſo trefflich darſtellt.

Erſt dieſen Morgen habe ich ſeine gefahrvolle Schifffahrt wieder geleſen. Der Herr, der ihn erhielt und errettete, wolle auch Dich in ſeinen heiligen Schutz nehmen; Er wolle Dich von ſeinen ſchützenden Engeln begleiten laſſen!

Grüße mir Deine lieben Schweſtern freundlich. Alles, was ich und meine liebe Schweſter für Euch gegenwärtig thun können, iſt, für Euch beten, was wir auch täglich von Herzen thun wollen. Lebe wohl,

Gott ſey mit Dir und Deinem Dich liebenden Onkel Chriſtoph".

Der gute Greis war ſehr in Sorgen, bis ein Brief aus Amerika ankam. Endlich meldeten die Auswanderer, daß ſie glücklich in Baltimore angekommen ſeyen, aber auf der Ueberfahrt einen fürchterlichen Seeſturm zu beſtehen gehabt hätten.

Nach Ablauf dieſes Jahres ſchrieb Chriſtoph Schmid über dieſe Ereigniſſe am Drei-Königstage 1849 an Diepenbrock: „Es ſind in dem verfloſſenen Jahre wohl wenige Tage vergangen, an denen ich nicht öfter Ihrer gedacht habe. Heute Morgen aber waren Sie mein erſter Gedanke und es war mir nicht anders, als ginge mir ein heller Stern auf, der mir das heutige Feſt, ihr Namensfeſt, ankündigte.

Ihnen meine innigſten Glück- und Segenswünſche ausführlich darzubringen, Sie meiner Ehrfurcht und Liebe zu verſichern, wäre wohl überflüſſig. Sie ſind davon überzeugt!

O, wie oft war ich bei Ihnen im Geiſte zu Breslau, auf Ihrem ſchönen Schloſſe und — zu Frankfurt!! Wie bedauerte ich Ihr Uebelbefinden, das Ihnen nicht geſtattete, nach Würzburg zu kommen! Wie oft erinnerten mich die Stürme der Zeit, denen alle Hochgeſtellte mehr als andere ausgeſetzt ſind, an Sie, der Sie ohnehin mit Geſchäften und Arbeiten ſchwer überladen ſind!

Seit ich Ihren ſchönen, inhaltreichen Brief aus

Schloß Johannesberg erhalten habe, ist Vieles über mich gekommen. In unsrer Stadt war und ist, Gott Lob, Alles ruhig. Allein der Tod des vertrautesten meiner Freunde dahier, meines Mitschülers und Collegas, des seligen, geliebten Eustach Rieger, geht mir noch immer sehr nahe und ich vermisse ihn, der mich alle Abend besucht hat, sehr, sehr hart. Meine liebe Schwester, welche viele Lasten, die sonst mich drücken würden, mir ab und auf sich nimmt, war lange Zeit bedenklich krank und erholte sich nur sehr langsam, aber, Gott Lob, vollkommen. Mein Bruder, quiesc. Rentmeister von Stadion, starb dahier, nachdem seine Frau kurz vorher gestorben war, unerwartet schnell, doch hatte er schon eine Zeit lang sehr abgenommen. Drei seiner Töchter traten in den Orden der armen Schulschwestern und wurden als Lehrerinen nach Nord-Amerika geschickt; sein Sohn August, der zu Rottenburg in einem schönen Wirkungskreise angestellt und sehr geachtet war, ging kürzlich dahin als Ordens-Beichtvater und Missionär. Was mich betrifft, so erfahre ich nun wohl auch die Wahrheit des Spruches: „Das Leben des Menschen währt siebzig, wenns hoch kommt achtzig Jahre und was darüber hinaus geht, ist Krankheit und Plage," doch kann ich Gott nicht genug danken, daß ich bei allen Mühen und Schmerzen nicht darniederliege.

Verzeihen Sie, daß ich so Vieles und von mir und meinem engen Kreise rede! Wenn ich in der

weiten Welt umher, auf das vergangene Jahr zurück und auf das künftige hinausblicke, ſo möchte ich von ſolchen Angelegenheiten mit Ihnen reden, um aus Ihrem Munde Beruhigung zu erhalten.

Unſer einziger Troſt iſt, daß Gott noch lebt und regiert und auch das Schlimmſte zum Beſten zu leiten weiß, wie Er nach ſchweren Ungewittern die Sonne wieder ſcheinen und uns leichter athmen läßt. Ich werde dieſe beſſern Zeiten nicht mehr erleben, aber mein herzlichſter Wunſch iſt, daß Sie Sich derſelben noch recht lange erfreuen mögen! Meine Schweſter empfiehlt ſich Ihnen Ehrerbietigſt. Mit inniger Ehrfurcht und Liebe

Ihr

Verehrer und Freund

Chriſtoph v. Schmid.

Diepenbrock ſchrieb ihm von Breslau am 14. Januar 1849: „Verehrteſter Freund! Eine große Freude machte mir ſchon der Anblick Ihrer werthen, noch ſo feſten und ſichern Handſchrift auf dem heute erhaltenen, lieben Briefe, um wie vielmehr erſt ſein freundlicher Inhalt. Er beweist mir, daß unter dem Schneedruck des Alters und ſeinen begleitenden Uebeln Herz und Geiſt noch friſch und warm ſind, und daß auch das Pflänzlein meines Andenkens in Ihnen noch grünt. Herzlichen Dank dafür und auch für das ſchöne Andenken an unſern dahingegangenen würdigen Euſtachius, der nun ſchon hoch über den irdiſchen Stürmen

und Wettern, in denen er an seinem Theile treu mitgekämpft, an sicherer Stätte wohnt unter den Flügeln Dessen, zu Dem er so oft das Sursum corda gebetet. Wohl ihm! Ich möchte ihn darum beneiden, wenns gestattet wäre, anderes zu wünschen als des göttlichen Rathschlusses Erfüllung. — Doch liegt mir der Gedanke des Todes so nahe, da ja die Cholera gerade jetzt in unserer Stadt so fürchterlich wüthet und täglich Hunderte mit raschem Hyänengriffe dahinrafft; aber nein, ich nehme diesen Ausdruck zurück; der Würgengel des Herrn ist ja auch ein Engel, ein Bote Seiner Liebe, auch wenn sie zürnt. Ich fürchte ihn, Gott Lob, nicht; ich habe mein Haus bestellt, mein Testament gemacht und deponirt, — schon im November, als mir der Strang der Jakobiner vielleicht näher war, als jetzt die Cholera und so bin ich ruhig in der Hoffnung, daß das neue und ewige Testament auch für mich mitgemacht und blutig besiegelt ist.

Wohl habe ich im abgelaufenen Jahre schwere Tage durchgemacht; keine Stadt ist vielleicht von den Märzstürmen so aufgewühlt worden wie Breslau, keine Provinz so wie Schlesien. Daß es hier nicht zum furchtbaren, verwüstenden Kampfe gekommen ist, gleicht einem wahren Wunder; alle Elemente dazu waren stündlich vorhanden vom März bis zu Ende Novembers. Ich habe meine Pflicht gethan und sowohl gegen die revolutionäre Steuerverweigerung,

als jetzt wieder für die nahen Wahlen ein ernstes, bischöfliches Wort gesprochen und jemehr die Wühler darüber geflucht, desto mehr hat Gott es gesegnet. Von allen Seiten ward mir von Wohlgesinnten dankbare Anerkennung dafür; Offiziere lasen meine Hirtenworte den Soldaten in den Kasernen, protestantische Prediger sie ihren Gemeinden auf der Kanzel vor. Erst heute wieder gleichzeitig mit Ihrem Briefe schreibt mir dies mit rührendem Danke ein Landprediger Schulze aus Lochau bei Halle und entschuldigt sich im Eingange, daß der Brief eines evangelischen Landgeistlichen mich ja nicht unangenehm berühren möge. Ich antwortete ihm: „„wie kann dies der trauliche Händedruck eines Biedermannes?““ . . . Ich theile Ihnen dies im Vertrauen mit, theurer Freund, wahrlich nicht aus Ruhmredigkeit, sondern weil ich weiß, daß es Sie interessirt und freut.

Dafür fehlt es dann leider auch nicht an Sorgen und Kümmernissen aller Art zeitlich und geistlich. Meine schönen Wälder im Oesterreichischen wurden von gesetzlosen Horden verwüstet und jeden Tag Hunderte von Klaftern geraubt; alle Einkünfte dort stocken, während hier die Noth so entsetzlich ist, daß man nicht genug geben kann.

Unsere neue Verfassung macht auch viele Sorgen; die rein kirchliche Frage ist darin sehr befriedigend gelöst und uns alle Freiheit zugesichert, aber sie will erst aus den Händen der zähen Büreaukratie erkämpft

ſeyn; die Schulangelegenheiten dagegen, die hier bis jetzt ſo günſtig ſtanden, da die Schule in Schleſien vertragsmäßig als vorwiegend kirchliche Anſtalt betrachtet ward, und mir der größte Einfluß darauf rechtlich zuſtand, — ſind nach den modernen Emancipations-Anſichten geregelt und wie die Sache in praxi zu geſtalten, daß die Kirche beim Dorfe d. h. ihr Einfluß in der Schule bleibe, iſt noch nicht abzuſehen. — Auch die Diöceſanſynoden, die in Würzburg weislich beſchloſſen wurden, machen mir zwar keine Sorge, da mein Clerus ſehr wohlgeſinnt und mir perſönlich ſehr anhänglich und ergeben iſt, — Gottlob, aber ſie machen große Arbeit, da die Stoffe doch vorher vorbereitet werden müſſen, und wir ſind in dieſer ungeheuern Diöceſe (mit ihren 2 Nationalitäten und Sprachen mit dem öſterreichiſchen Antheile von circa 300,000 Seelen und dem märkiſch-pommeriſchen Delegaturbezirke) ſchon mit den laufenden Geſchäften ſo überladen, daß dieſe neue große Zuthat der allerwichtigſten Geſchäfte und Arbeiten mich oft muthlos machen kann. Doch der Herr wird gnädig durchhelfen wie bisher. Daß ich aber Ihrer treuen Fürbitte mehr als je bedarf und daher auch dringend darum bitte, werden Sie verſtehen.

Freund Zech erhält ſich wacker und erfreut mich öfter mit ſeinen lieben Briefen. Ach, wie wenige ſind noch übrig aus dem theuern Sailerſchen Kreiſe! Bleiben Sie, Verehrter, noch recht lange unter uns und

Gott erhalte Ihnen Ihre liebe Schweſter, die ich herzlich grüße und tröſte Sie über die Verluſte theurer Familienmitglieder! Vale, ama et ora, Ihr M.“

Dieſen trüben Tagen folgten im Jahre 1850 wieder freundliche. Se. Maj. König Max von Bayern verlieh Chriſtoph Schmid das Commenthurkreuz vom heiligen Michael. Der König wollte bei einer Reiſe durch Augsburg dem verdienten Schriftſteller dieſe Auszeichnung ſelbſt überreichen, Chriſtoph Schmid war aber damals zu ſeinem großen Leidweſen nicht in Augsburg, ſondern im Bade Wemding, das er, da deſſen Heilquelle ihm zuſagte und er in einem Tage von Augsburg aus dorthin kommen konnte, noch in ſeinem hohen Alter einige Sommer nach einander beſuchte.

Schon früher hatte Chriſtoph Schmid von der Karl-Ferdinands Univerſität zu Prag aus Veranlaſſung der fünfhundertjährigen Jubelfeier dieſer berühmten Hochſchule die Würde eines Doctors der Theologie erhalten. Das kalligraphiſch ſehr ſchön ausgeſtattete Diplom war gerade an dem Tage ausgeſtellt, an dem Chriſtoph Schmid als neugeweihter Prieſter einſt den Altar betreten hatte.

Endlich erlebte Chriſtoph Schmid in dieſem Jahre auch die Freude, daß ſein ihm ſo theurer Freund Diepenbrock von Sr. Heiligkeit Pabſt Pius IX. zum Cardinal erhoben wurde. Noch ehe er demſelben Glück wünſchen konnte, erhielt er in den letzten Tagen des

Jahres 1850 folgendes herzliche Schreiben von dem Cardinal: „Mein verehrter, alter Freund! Heute am heiligen Chriſttage, den Sie durch Ihre lieben Schriften für Tauſende von Kindern ſchon von Thannhauſen aus mit glänzenden Tannenbäumen aus der Fülle Ihres liebenden Herzens und Ihrer reichen Phantaſie geſchmückt haben und jährlich bis auf dieſe Stunde neu ſchmücken mit immer friſchen Gaben, die Ihnen wie die Alpenroſen am Rande der Gletſcher auch aus dem Schnee des Alters noch immer gleich duftig erwachſen, heute möchte ich mir ſelbſt eine Chriſtfeſt-Freude beſcheeren, indem ich bei Ihnen anklopfe und mich traulich zu Ihnen in das ſtille Kämmerchen ſetze und ein Viertelſtündchen mit Ihnen plaudere. Sind Sie ja nun, nachdem Freund Zech unſerm guten Euſtach auch ſchon in die Grube oder vielmehr in den ſeligen Frieden der Heimath gefolgt iſt, der Einzige aus jenem ſeltenen Freundes-Kreiſe, in den ich vor 30 Jahren als Sailers Amanuenſis einzutreten das Glück hatte, und in welchem ich ſo viele Tugend und Weisheit kennen gelernt! Zimmer, Weber, Gügler, Widmer, Euſtach, Ruoſch, Imhof, Zech, Seitz und wie ſie alle heißen, deren Namen neben Sailer in das Buch des Lebens eingeſchrieben ſind, feiern das heutige Feſt mit ihm im Himmel. Sie, theurer Greis, feiern es noch mit Ihrer lieben Kinderwelt hier auf Erden. Mögen Sie es noch oft hier feiern; denn ſollten die Kleinen es ohne Sie be-

gehen, ſo wäre es ihnen ja durch eine ſchmerzliche Lücke verkümmert!

Und ich feiere es hier an der fernen Oder im rothen Purpurkleide, das mir der heilige Vater unlängſt umgehangen all meines Widerſtrebens ungeachtet, da ich der Ehren und der Laſten ſchon zu viele auf mir zu haben fühlte. Es half nichts; ich mußte, wie vor ſechs Jahren bei der Annahme dieſes Bisthums, mein Haupt in Gehorſam beugen; neben dem Vertrauen des h. Vaters ſind es die vielfachen Beweiſe freundlicher Theilnahme und Anerkennung, die ich bei dieſem Anlaſſe von allen Seiten erhalten habe und insbeſondere die Freude meiner Diöceſanen, die ſich in ihrem Biſchofe geehrt fühlen, was mich ſelbſt bei der Sache auch freuen mußte, die ſonſt auch ihre läſtigen Seiten hat.

Ich war in voriger Woche in Berlin, um dem Könige in meiner neuen Würde meine Aufwartung zu machen. Wiſſen Sie, wer mich dort lebhaft an Sie erinnerte? Es war mein Tiſchnachbar an der königl. Tafel, Alexander von Humboldt, der ungefähr gleichen Alters mit Ihnen, zweiundachtzigjährig, ſeine geiſtige Kraft und Lebendigkeit in einem ſeltenen Grade bewahrt hat. Sein Gedächtniß iſt noch jugendlich friſch und ſein ſeltner Schatz von Kenntniſſen aller Art liegt ſo klar vor ſeinem innern Blicke ausgebreitet, daß er auf jede wiſſenſchaftliche Frage, zumal aus dem unermeßlichen Gebiete der Naturkunde, die

beſtimmteſte Antwort, über jedes dahin einſchlägige Problem in der gewähltesten und klarſten Sprache Aufſchluß zu geben weiß. Seine Werke ſchreibt er in der Nacht; ich fand ihn ſeit fünf Jahren ganz unverändert und ſein klarer Blick unter dem ſchneeweißen Haar erinnerte mich lebhaft an Sie.

Und nun, verehrter Freund, will ich Sie auch nicht länger beläſtigen. Auch mit dem Antwortſchreiben möchte ich Sie nicht plagen, falls es Ihnen läſtig wird. Laſſen Sie mir durch irgend einen Freund einmal gelegentlich melden, wie es Ihnen geht und daß Sie meiner fürbittend gedenken. Das genügt mir. Gott ſegne Sie mit der Fülle Seines Friedens und heiliger Freude! Mit herzlicher Verehrung

Ihr

ergebenſter Freund

Melchior. C. u. F. B.

Breslau, am h. Chriſtfeſte 1850.

Chriſtoph Schmid antwortete:

Euer Eminenz!

Hochwürdigſter Cardinal-Fürſtbiſchof!

Verehrungswürdigſter Freund!

Welche unbeſchreibliche Freude Ihr ſo gütiges, höchſt liebevolles Schreiben mir gebracht hat, mit Worten auszudrücken, würde ich mich vergebens bemühen.

Ich wollte unter ſo vielen hohen Glückwünſchenden

mich nicht vordrängen; ich dachte, meine herzlichſten Glückwünſche etwas ſpäter darzubringen. Da erhielt ich höchſt unerwartet Ihren Brief. Schon über den Anblick Ihrer Adreſſe von Ihrer lieben verehrten Hand war ich entzückt. Aber erſt der Inhalt der Zeilen! Am h. Weihnachtsfeſte dachten Sie nicht nur meiner, ſondern ſchrieben ſogar — und wie liebevoll an mich!

Ihr Schreiben erneuerte mir jene ſeligen Stunden, die ich zu Regensburg auf Ihrem Zimmer in Sailers Wohnung zugebracht habe, wo Sie eben mit Ueberſetzungen aus Calderon beſchäftigt waren, die ich mit Freude las. Es war damals ſchon der Antrag, Sie ſollten Domherr werden. Sie zeigten aber ganz und gar keine Neigung dazu. Sie waren entſchloſſen, in Ihr Vaterland zurückzukehren. Wer von uns beiden hätte damals gedacht, daß Sie Fürſtbiſchof, ja ſogar mit dem Purpur bekleidet würden! Das iſt von Gott! Gott, der Sie zu ſo hohen Würden erhob, wird Ihnen auch Kraft geben, dieſe Bürden zu tragen. Das iſt auch mein tägliches Gebet! Ihre Predigt am Sylveſter-Abend zu Regensburg habe ich am Neujahrsabend wieder geleſen. Nachdrücklicher, gründlicher und geiſtreicher könnte es nicht dargeſtellt werden, daß der Menſch nicht in den Gütern, Lüſten und Ehren der Welt, ſondern nur in Gott Ruhe und Seligkeit finden könne.

Auch Sailers Predigt am letzten Abende des Jah-

res 1786 habe ich wieder geleſen. Ich muß Ihnen da doch eine Anekdote erzählen, die Ihnen vielleicht noch unbekannt iſt, Ihnen aber gewiß intereſſant ſeyn wird.“ Hier erzählt Chriſtoph Schmid die Veranlaſſung, wie dieſe Rede Sailers entſtanden iſt; er führt ſie im 2. Bändchen ſeiner Erinnerungen S. 99 an. Dann fährt er fort: „Was nun mich betrifft, ſo kann ich Gott nicht genug danken, daß Er mich noch ſo bei Kräften erhielt. Meine Augen ſind noch ſo helle, daß ich den kleinſten Druck ohne Augenglas bei Licht leſen kann. Auch mein Gedächtniß iſt an Alles aus früherer Jugend ſehr getreu; was aber die jüngſte Vergangenheit betrifft, ſo iſt es etwas träge. Doch nach einiger Zeit wird mir auch Dieſes klar. Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei naſſer Witterung ſchlaff ſind, doch bei beſſerer Witterung werden ſie ſtraff.

Eine ſehr große Wohlthat hat mir der gute Gott erwieſen, daß er meine liebe Schweſter zu mir geführt hat. Sie beſorgt mir nicht nur meinen Briefwechſel mit meinen vielen Verwandten, meine Einnahmen und Ausgaben ſehr getreu, ſondern weiß auch meine Manuſcripte der vielen Verkürzungen ꝛc. ungeachtet ſehr richtig für den Druck abzuſchreiben. Sie empfiehlt ſich Ihnen ehrfurchtsvollſt. Doch nun genug von mir alten Eremiten, den ſein Alter und ſchlechte Witterung ſeit einiger Zeit in ſeine Zelle einſchließen.

Von dem Ehrentage des Cardinal-Erzbiſchofes v. Geißel, in deſſen Umgange ich mich ehemals dahier manche Stunde erfreute, iſt mir ein gedruckter Bericht durch dritte Hand zugegangen. Von der Feierlichkeit in Breslau iſt gewiß ein ähnlicher Bericht im Drucke erſchienen. Dürfte ich bitten, mir denſelben gütigſt ſenden zu laſſen? Mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe Ihr alter Verehrer und Freund Chriſtoph von Schmid."

Der Cardinal ſchickte Chriſtoph Schmid die erbetene Feſtbeſchreibung zu und am 26. Januar 1851 folgendes Schreiben: „Verehrter Freund! Daß ich Ihr liebes Schreiben vom 6. d. richtig erhalten habe, wird Ihnen die Sendung der gewünſchten Feſtbeſchreibung unter Kreuzband bewieſen haben. Möge auch Ihre theilnahmvolle Wißbegier dadurch befriedigt worden ſeyn! Etwas, das ſich daran knüpft und Sie freuen wird, muß ich Ihnen doch im Vertrauen mittheilen. Am 9. Oktober v. J. ſchrieb mir König Ludwig zu meiner freudigen Ueberraſchung folgenden Brief: (folgt der Brief des Königs in Abſchrift, vergl. 2. Bändchen der Erinnerungen S. 196). Der Cardinal fährt fort: „dieſer Brief hat mich tief erfreut; ich habe dem König darauf geantwortet: ich betrachtete mich als Sailers Ehren- und Stellvertreter: die Anerkennung und Auszeichnung, die er, der Meiſter, verdient und nicht erhalten, müſſe ich nun an ſeiner Stelle, wie unwürdig auch, für ihn

tragen, als ſein Schleppträger gleichſam, er ſey hinübergegangen und den Saum ſeines Ehrenkleides trüge ich ihm jetzt nach; hoffentlich werde es mir zu Theil werden, ihm auch wie der Schleppträger dem Biſchof ins Allerheiligſte nachzufolgen u. ſ. w.

Die Predigt-Anekdote, die Sie mir erzählten, hat mich ſehr gefreut; ich kannte ſie noch nicht und habe in „Sailers Predigten bei verſchiedenen Anläſſen" die ſchöne Sylveſter-Predigt gleich nachgeleſen und mich daran erbaut. Ich danke Ihnen für die Mittheilungen. — Und nun Gott befohlen! Bleiben Sie geſund und jung und ſetzen Sie ſich in kräftigen Beſitz des neuen Halbjahrhunderts. An Ihre gute Schweſter meinen freundlichen Gruß! Ihrem frommen Andenken empfiehlt ſich herzlich

Ihr
aufrichtiger Freund M."

Chriſtoph Schmid antwortete:

Euer Eminenz!
Hochwürdigſter Cardinal-Fürſt-Biſchof!
Ehrfurchtswürdiger Freund!

Seit dem Empfange Ihres mir höchſt erfreulichen, inhaltreichen Schreibens war ich im Geiſte ſtets in Breslau. Ihre Güte hat mich in den Stand geſetzt, die Feierlichkeiten Ihrer Erhebung zur Cardinalswürde noch einmal mitzufeiern. Allein beſtändig wartete ich auf einen leidensfreien Tag, Ihnen recht aus-

führlich zu ſchreiben. Mein Geſundheitszuſtand bei der ſchlechten Witterung und meinem Alter ließ mich vergebens warten. Ich hoffte auf den Mai; allein in dieſem Jahre war der Wonnemonat kalt, naß und ſchauerlich. Kein mildes, freundliches Lüftchen wehte uns an. So ging es vom erſten bis heute zum letzten Monatstage. Nur an einem einzigen Tage war der Himmel ganz heiter und ohne Wolken. Ich dachte, nun wieder neu aufzuleben; allein noch in der Nacht ſtellte ſich heftiger Regen ein. Doch will ich es verſuchen, über Ihr liebes Schreiben, das ich ſeitdem oft geleſen habe, einige Worte vorzubringen. Ihr Hirtenbrief, am Tage Ihrer Erhebung geſchrieben, hat mich innigſt ergriffen. Wie ſchön wußten Sie die Ihnen vom heiligen Vater ertheilte Auszeichnung Ihrer Heerde zuzuſchreiben! Dieſer Hirtenbrief wird für künftige Zeiten ein merkwürdiges, kirchenhiſtoriſches Denkmal bleiben. Man erſtaunt, welch' mächtige Wirkungen unſere heilige katholiſche Religion, wo ſie geübt wird, auf die Völker hervorbringen könne. Ich habe dieſes herrliche Sendſchreiben dem Redakteur des hieſigen Sonntagblattes, das im Verlage der Augsburger Poſtzeitung erſcheint, mitgetheilt, und er rückte es mit Freuden ein. Auf alle, mit denen ich ſprach, machte es tiefen Eindruck. Erſt vor ein paar Tagen hat mir unſer ſehr würdiger, neuer Domherr Gratz, vorhin Profeſſor der Theologie in Dillingen, geſagt: „„Dieſer Hirtenbrief iſt in

jeder Hinsicht ein bewundernswerthes Meisterstück.““ Das Schreiben von König Ludwig an Sie, in welchem Höchstderselbe Ihnen zur Kardinalswürde alsobald und ehe, nach erhaltener Nachricht, eine Viertelstunde vergangen war, Glück wünschte, hat auch mich tief erfreut. Besonders freute mich Seine darin ausgedrückte Verehrung für Sailer, den mißkannten wahrhaft großen Mann, dem ich unendlich viel zu danken habe. Es macht dem Könige so viel Ehre als Ihnen. Was Sie in Ihrer Antwort von Sailer sagten, hat mich innig gerührt.

Auch ich erhielt ein Schreiben von Sr. Majestät König Max. Er wollte mir dahier Höchsteigenhändig die mir gnädigst zugedachte Auszeichnung des Commenthurkreuzes vom h. Michael ertheilen. Unglücklicher Weise befand ich mich aber eben nicht in Augsburg, es wurde mir daher von dem Hrn. Regierungspräsidenten Freiherrn von Welden überreicht. Ich bezeugte Sr. Majestät meinen ehrfurchtsvollsten Dank schriftlich und erhielt folgende Antwort:

Lieber Herr Domkapitular von Schmid!

Mit großem Vergnügen las Ich Ihr Schreiben vom 17. dieses, da Ich aus selbem ersah, wie sehr Sie die jüngste Auszeichnung erfreute, die Ich so gerne Ihrem Verdienste gezollt. Auch Sie haben Mir in jener Zeit Meiner Jugend, wo Ich Ihre schönen Erzählungen gelesen, viele angenehme Stun-

den bereitet. Mit freudiger Empfindung gedenke Ich deſſen. Dankend für Ihren wiederholten Ausdruck „Ihrer treueſten Liebe und Anhänglichkeit," wünſche Ich, daß die göttliche Vorſehung Sie noch lange hin mit einem recht geſegneten, heitern Alter beglücke und verbleibe mit ſtets gnädigen Geſinnungen

Ihr

wohlgewogener König
Max.

München, den 24. Oktober 1850.

„Die unterſtrichenen Zeilen hat König Max höchſtſelbſt unterzogen. Dieſe huldreichſten Zeilen freuten mich ſo ſehr als die Dekoration und gibt ihr, wiewohl ſie meine geringen Verdienſte weit überſteigt, einen noch höhern Werth."

Diepenbrock an Chriſtoph Schmid:

Breslau, Pfingſtabend 1851.

Hochwürdiger, Verehrter Freund!

Ihr lieber Brief, im Mai begonnen und im Juni vollendet, iſt mir geſtern als eine erfreuliche Pfingſtgabe zugekommen und ich will nicht ſäumen, Ihnen für ſeinen intereſſanten, freundlichen Inhalt herzlich zu danken.

Die ſchöne, reine, feſte, jugendliche Handſchrift, vor der die meinige ſich beſchämt verkriechen muß, iſt mir ein lieber Beweis, daß Ihr Auge und Ihre Hand — der Inhalt zeugt ebenſo für Geiſt und Herz — ihre Dienſte noch nicht verſagen, und noch

lebensfriſch die 81 Jahre auf den Kopf ſtellen d. h. als 18 erſcheinen laſſen. Möge ſich dieſes Kunſtſtück auch in die Neunzig fortſetzen! Wäre der Weg zu mir nicht gar zu weit, ich würde wagen, Sie zu einem Beſuche bei mir, auf meinem Johannesberger Tuskulum einzuladen, wo es Ihnen gewiß gefallen und Ihnen beim Rundblick von der Terraſſe des Schloſſes nicht einfallen würde, daß Sie um 80 Meilen nordöſtlich und an den Rand der großen polniſch-ruſſiſchen Ebene gerückt ſeyen. Reifen mir doch an dieſer Terraſſe die ſchönſten Trauben! Dieſe Traube aber, nämlich die Freude, Sie dort bei mir zu ſehen, wird mir leider wohl nicht reifen!

Zu dem ſehr freundlichen, das Herz des Königs ehrenden Briefe und dem Commenthur-Kreuze wünſche ich herzlich Glück und freue mich, daß ich auf ſolche Weiſe nicht der alleinige Ehrenſchlepppträger unſers lieben Vaters Sailers bin, (wie ich in meinem letzten Briefe erwähnte) ſondern an Ihnen einen ſo würdigen Genoſſen in dieſem Geſchäfte habe. Halten Sie mich nur auch feſt an der Hand, wenn es einmal den Salto mortale gilt, damit ich mit Ihnen feſten Boden jenſeits erreiche und nicht ins Vacuum falle, wo Heulen und Zähneklappern iſt! Ich verlaſſe mich recht auf Ihre Unterſtützung.

Zu dem Prager Doctordiplom, das Ihnen, wie ich erfahren, die Prager theol. Fakultät ertheilt hat, wünſche ich Ihnen um ſo herzlicher Glück, als ich

Sie in dieſer Würde als einen ſpeciellen Collegen begrüßen darf; denn auch mir hat die Prager theologiſche Fakultät vor einem Jahre das Ehrendiplom überraſchend zugeſchickt; da finden wir uns alſo an Sailers Schleppe wieder recht nahe zuſammen! Und nun, Gott befohlen, theurer Freund! Möge die in unſern Herzen aufs neue ausgegoſſene Liebe des heil. Geiſtes uns innig verbunden halten in Theilnahme und Fürbitte, bis wir uns einmal wieder ſehen hier oder drüben in der Heimath! Mit herzlichſter Verehrung und Ergebenheit

Ihr alter Freund
Melchior C. u. F. B.

Chriſtoph Schmid hatte inzwiſchen die Geſchichte ſeiner Apoſtel Deutſchlands vollendet, auch einzelne kleinere Erzählungen dem Drucke übergeben. Er ſandte dieſe Schriften an Diepenbrock und ſchrieb ihm unterm 17. November 1851 dazu: „Heute vor 100 Jahren am 17. November 1751 wurde Sailer geboren. Ich weiß dieſen Feſttag des Herzens nicht ſchöner zu feiern, als daß ich mir die Freude mache, an Sie zu ſchreiben. Sie wußten dieſen wahrhaft großen Mann zu würdigen, wie ſonſt vielleicht keiner.... (Hier folgen einige Erzählungen aus Sailers Leben und aus dem Umgange Chriſtoph Schmids mit ihm, welche in das zweite Bändchen der Erinnerungen aufgenommen ſind.) „Ich habe wirklich angefangen,

fährt Christoph Schmid fort, „Erinnerungen aus meinem Leben zu schreiben, wobei ich vorzüglich Sailers Wirksamkeit im Auge habe. Seine Erscheinung war mir eine aufgehende Frühlingssonne, die Alles neu belebt. Niemand aber weiß mehr als Augen- und Ohrenzeuge davon zu erzählen, denn alle meine Mitschüler, die damals mit mir in Dillingen Theologie gehört haben, sind gestorben. Ich werde daher diese Erinnerungen von heute an wieder vornehmen und zu vollenden suchen.

Ihrer, verehrter Freund, gedenke ich wohl alle Tage. Auch werde ich oft an Sie erinnert. Die Nachricht hat mich hocherfreut, daß der Mäßigkeits-Verein in Schlesien durch Ihre Bemühungen vom heiligen Vater zu einer Bruderschaft erhoben worden und so um so wohlthätiger, da er die kirchliche Weihe erhielt, nun ins menschliche Leben einwirkt. Ebenso sehr freute mich die Nachricht von dem Melchiorsfond. Wo die herrlichen Worte des Bischofs von solchen Thaten begleitet werden, da müssen sie um so tiefer eindringen und Ihm alle Herzen gewinnen, und die reichlichsten Früchte für Zeit und Ewigkeit bringen.

Hie und da treffe ich zu meiner Freude mit Ihnen ganz unerwartet zusammen. So ist in The Metropolitan Catholic Almanac Baltimore 1850 eine in das Englische übersetzte Erzählung, die Sie aus dem Flämmischen in das Deutsche übersetzt haben, angezeigt. Die sehr rühmliche Anzeige schließt mit den

Worten: We know nothing of the sort to be preferred to the moral tales of Canon von Schmid and Hendrik Conscience.

Ihren geiſtreichen, liebevollen Brief vom heiligen Pfingſtabende d. J. habe ich ſeither oft geleſen. Sie nennen ſich darin Sailers Ehrenſchleppträger und mich in dieſem Geſchäfte Ihren würdigen Genoſſen. Allein dieſem würdig kann ich nicht beiſtimmen. Ach, wenn ich bedenke, wie unausſprechlich viel Sailer an mir gethan hat, und wie wenig ich geleiſtet habe, ſo fühle ich mich tief beſchämt. Um den Biſchöflichen Segen bittend verbleibe ich mit innigſter Ehrfurcht und Liebe

Ihr

Freund Chriſtoph Schmid.

Nachſchrift. Meine letzten Kleinigkeiten, die Sie noch nicht alle haben werden, nehme ich mir die Freiheit beizulegen.

Diepenbrock an Chriſtoph Schmid:

Verehrteſter Freund!

Eine angenehmere Ueberraſchung konnte mir nicht leicht werden, als die geſtern Abends durch Ihre freundliche Sendung ſchöner Bücher und Ihre beigelegten lieben Zeilen. So lieb mir Ihre Erzählungen ſind und ſo ſehr ich mich mit der ganzen guten Kinderwelt über jede neue freue, die aus Ihrer Feder fließt,

ſo ſind mir doch Ihre lieben Zeilen noch lieber, die in Ihrer reinen, ſchönen, feſten Handſchrift Ihre unverwelkliche jugendliche Geiſtesfriſche ſo ſchön abſpiegeln und dabei für mich apart ſo allerliebſte Erzählungen enthalten, nicht bloß aus Ihrer gemüthvollen Phantaſie, ſondern aus Ihrem wirklichen Leben und aus dem Leben Sailers. Darum hat es mich unausſprechlich gefreut, daß Sie, meinem ſchon früher ausgedrückten Wunſche gemäß, Sich nun daran gemacht haben, dieſe Erlebniſſe und ſchönen Erinnerungen aufzuzeichnen. Fahren Sie, ich bitte Sie, theurer Freund, doch ja recht fleißig fort, und beſchränken Sie ſich nicht bloß auf Sailerіana, die allerdings köſtliche Reliquien ſind, ſondern geben Sie auch den propriis Schmidianis Raum; erzählen Sie recht viel von Sich und Ihrer göttlichen Führung und ich bin überzeugt, daß die Millionen großer und kleiner guter Kinder, zu denen ich mich ſelbſt gerne mitzählen möchte, wenn es nicht Anmaßung wäre, das von dem Verfaſſer der Oſtereier ihrem gemeinſamen alten Freunde Erlebte noch begieriger leſen werden, als das von Ihm blos Erzählte.

Alſo: ich laſſe mir im Geiſte einen treuen Handſchlag von Ihnen darauf geben, daß Sie dies mein Begehren getreulich und gewiſſenhaft erfüllen werden! Topp! Es gilt!

Das kleine Taſchenkalenderchen, welches Sie mir geſendet, macht mir beſondere Freude; ich werde es

das kommende Jahr stets bei mir führen, täglich gebrauchen und jedesmal dabei an den lieben, freundlichen Geber denken und ihm einen guten Tag wünschen. Möchte nur in diesem verhängnißvollen Jahre 1852 kein dies nefastus darin zu verzeichnen kommen! In meinem Ihnen gestern unter Kreuzband zugesandten Hirtenbriefe habe ich meine Besorgnisse darüber offen ausgesprochen und die nöthigen Warnungen und Mahnungen in bündiger Kürze daran geknüpft. Gott gebe dem Worte seinen Segen! —

Ich habe Sie schon einmal fragen wollen, ob Sie die Schriften von Meinhold, die Bernstein-Hexe, die Kloster-Hexe gelesen? Der Verfasser, ein bedeutendes Talent, jedoch ein wenig zu viel Höllenbreugel, hat sich schon vor längerer Zeit mit mir in Correspondenz gesetzt; er hat seine protestantische Pfarre in Pommern aufgegeben und lebt jetzt privatim von einer kleinen Pension in Charlottenburg, literarisch beschäftigt. Er ist noch Protestant, katholisirt aber entschieden und sein Sohn, der katholisch geworden, studirt hier katholische Theologie.

Daß man in Amerika über Ihre und Consciences Schriften so günstig urtheilt, mildert etwas meinen Zorn über die festliche Aufnahme, die man eben jetzt dort dem Verräther Kossuth bereitet.

Da der Melchior-Fond Sie gefreut hat, so wird es Sie als Schulfreund auch freuen, daß ich denselben noch mit 10,000 fl. vermehrt habe, deren Zinsen

den armen Lehrern meines Patronats im Fürſtenthum Neiße zu gut kommen ſollen.

Und nun ſchließe ich dieſe Zeilen mit den herzlichſten Grüßen und Segenswünſchen, Ihrem frommen Memento und Ihrer fortdauernden Liebe mit treuer Ergebenheit mich empfehlend

Melchior.

Breslau, 25. November 1851.

Unterm 10. Januar 1852 ſchrieb Diepenbrock abermals an Chriſtoph Schmid:

Theurer Freund!

Seit ich Ihnen das letztemal ſchrieb, bin ich ernſtlich krank geworden. Es befiel mich nämlich plötzlich, während ich mich mit dem Herrn Nuntius von Wien (der auf der Rückkehr von Freiburg bei mir eingekehrt war) traulich plauderte, eine zweimalige ſo heftige Hämorrhagie, daß ich ohnmächtig ward und ſo entkräftet, daß ich jetzt nach faſt vier Wochen noch immer die verlornen Kräfte nicht ganz wieder gewonnen habe. In den erſten Wochen mußte ich Abſtinenz von allen Geſchäften halten und da habe ich denn dieſe Muſe benutzt, um nach alter Weiſe mich ein wenig mit Poetaſterei zu erheitern, zumal Buchhändler Seidel in Sulzbach mir kurz vorher geſchrieben hatte, er wünſche eine neue Ausgabe des vergriffenen Blumenſtraußes zu beſorgen.

Da die erſte Ausgabe Sailer gewidmet war, ſo will ich auch die zweite ſeinem Andenken wieder widmen und habe dazu die zwei Sonette *) gemacht, die ich Ihnen hierbei in der Vorausſetzung vertraulich mittheile, daß ſie Ihnen Freude machen. Es iſt darin der Gedanke ausgedrückt, den ich Ihnen ſchon einmal aus meiner tiefſten Empfindung ausſprach. Ich habe aber auch dieſen Anlaß benützen zu ſollen geglaubt, um mein perſönliches Zeugniß über Sailers Perſönlichkeit, ohne welches ich nicht aus der Welt gehen möchte, vor der Welt niederzulegen, d. h. in ſchlichter Proſa eine kurze Skizze des Charakterbildes des Mannes, wie es ſich mir in vieljährigem, vertrautem Umgange eingeprägt. Ich hoffe dadurch der Nachwelt, wenn ſie je dieſe Blätter lieſt, die richtige Würdigung des edelſten Mannes erleichtert zu haben, jedenfalls habe ich eine perſönliche Schuld der Dankbarkeit gelöst. Ich theile Ihnen dies auch deshalb mit, verehrter Freund, um Sie in dem ſchönen Vorſatze, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe geäußert, zu beſtärken und zu ermuntern, nämlich Ihre Erinnerungen an Sailer getreulich aufzuzeichnen und der Welt mitzutheilen. Es wird dieſer Beitrag zu ſeiner Biographie gewiß noch viel werthvoller als der meinige ſeyn, und eben deshalb möchte ich ihn vor Allem

*) Zweites Bändchen Erinnerungen S. 196 und Geiſtl. Blumenſtrauß 1852 bei Seidel in Sulzbach.

geſichert wiſſen. Ich glaube auch, daß die Guten aller Zeiten aus dem Leben der vorangegangenen Guten ſtets das Meiſte und Beſte gelernt haben. Nun Gott befohlen! Bleiben Sie jung und friſch auch 1852.

Ihr

M.

Chriſtoph Schmid ſchrieb an Diepenbrock:

Ihr gütiges, liebevolles Schreiben hat mich tief ergriffen, und ſehr entgegengeſetzte Empfindungen in mir hervorgerufen.

Die Nachricht von dem zweimaligen Krankheitsanfalle, der Sie traf, hat mich mächtig erſchreckt und erſchüttert und ich flehte inbrünſtig zu Gott, Er wolle Sie unſerer Kirche zum Heile Vieler noch erhalten; ad multos annos!

Die Nachricht, daß die verlornen Kräfte wiederkehren, beruhigt mich wieder und ich dankte von ganzem Herzen Gott und bat Ihn eben ſo herzlich, Er wolle Sie bald ganz und vollkommen wieder herſtellen. Nur bitte ich, Sie wollen ſich nicht zu bald wieder in Ihre ſchweren Geſchäfte hineinwerfen. Einige Zeit weniger zu thun, um in der Folge mehr thun zu können, iſt ein bewährter Grundſatz.

Die zwei Sonette, die Sie der neuen Auflage Ihres herrlich duftenden Blumenſtraußes vorzuſetzen gedenken, habe ich mehrmal geleſen und ward davon zu Thränen gerührt. Der Inhalt, dieſe Anerkennung

der Verdienſte Sailers und Ihre demuthsvolle Verehrung gegen Ihn hat mich ganz hingeriſſen. Ebenſo fand ich die Form ganz unübertrefflich.

Auf das Charakterbild Sailers, das Sie nach vieljährigem Umgange zu zeichnen gedenken, freue ich mich innig. Beide — Gedicht und Proſa werden ein Wort zur rechten Zeit ſeyn; denn immer gibt es nicht Wenige, die Sailers hohe Verdienſte noch nicht zu würdigen wiſſen. Ein Wort aus dem Munde eines ſo Hochgeſtellten, mit Kraft geſprochen, dürfte ſie auf andere Anſichten bringen.

Ihr voriges und auch Ihr gegenwärtiges höchſt verehrliches Schreiben haben mir einen neuen Anlaß gegeben, meine angefangenen Erinnerungen zu vollenden. In dieſem Jahre iſt freilich noch wenig geſchehen. Unzählige Beſuche und Zuſchriften, auch Unwohlſein und Gebrechen des Alters, machten es mir unmöglich. Von nun an ſollen ſie aber meine erſte Arbeit ſeyn. Der gütige Gott wolle mir altem Manne die Gnade verleihen, in den tiefen Hintergrund der Zeit, wie Shakſpeare ſagt, zu blicken oder vielmehr mich ganz in die glücklichſten Jahre meiner Jugend als Sailers Schüler zurückzudenken und ſo Vieles, das in der Gegenwart beunruhigt, zu vergeſſen.

Ihre Predigt am Sylveſterabend 1836 habe ich auch in dieſem Jahre zu meiner innigſten Erbauung wieder geleſen. Ich halte es nicht für möglich, gründlicher und kraftvoller darzuſtellen, worin der Menſch

ſeine wahre Glückſeligkeit nicht und worin er ſie einzig finden könne.

Wie das Dreikönigsfeſt, ſo wird auch das Johannesfeſt, das ich in meinem Kalenderchen roth unterſtrichen habe, von nun an mir ein zweifaches Feſt ſeyn, weil an dieſem Tage Biſchof Sailer Sie zum Prieſter geweiht hat. Möchten dieſe Feſte noch recht oft für Sie wiederkehren, das wünſcht, darum betet

Ihr

Freund

Chriſtoph v. Schmid.

Diepenbrock an Chriſtoph Schmid:

Breslau, den 20. Jänner 1852. Abends.

Hochwürdiger, theurer Freund!

Da ich mich in der Arbeit noch ſchonen ſoll, ſo benütze ich dieſe Abendſtunde, um Ihnen zu ſagen, wie ſehr Ihr lieber Brief mich erfreut hat. Je älter man wird, deſto mehr fühlt man den Werth alter Freundſchaft wie alten Weines und Ihr Gewächs iſt vom beſten Gelände und beſtem Jahrgange.

Daß Sie das Dreikönigs- und Johannesfeſt mit mir ihm Geiſte hier gefeiert haben, lohne Ihnen Gott! Es treffen in den Anfang des Jahres die bedeutungsvollſten Tage für mich zuſammen, denn der 15. war auch mein Wahltag hier.

Daß Sie mit der Widmung an Sailer zufrieden ſind, freut mich ungemein; möchten Sie es mit der

kurzen Charakterſkizze ebenſo ſeyn! Ich beſorge aber, Sie werden nicht befriedigt ſeyn. Sailer war ſchon in ſeinen körperlichen Geſichtszügen ſo ſchwer zu treffen, daß keines ſeiner Porträits befriedigt; wie viel ſchwerer iſts, der edeln Seele Bild zu treffen, wovon jenes nur „der Schatten und Schein". Viel beſſer wars, Wittman ähnlich zu zeichnen. Auch mit dieſem trefflichen Manne habe ich mich noch einmal beſchäftigt. Ich habe in den Blumenſtrauß das Jubellied aufgenommen, das ich 1831 auf ihn machte und das Sie kennen. Daran knüpfte ich folgenden Nachruf von 1852*)

Daß Das wahre, tiefe Empfindung iſt, brauche ich Ihnen nicht zu verſichern.

Es macht mich glücklich, daß ich Sie zu dem Entſchluſſe fleißiger Aufzeichnung alter, ſchöner Erinnerungen angeeifert; ſo habe ich wenigſtens einen entfernten Antheil, an der Freude und dem Segen, den dieſe Erinnerungen ſeiner Zeit Tauſenden bringen werden, auch dann noch, wenn wir längſt dahingegangen ſind.

Meine Geſundheit ſtellt ſich allmählig wieder her; zur vollen Erkräftigung bin ich aber noch immer nicht gelangt; im Winter, in der Stubenluft und bei einem fortwährenden Gedränge von Sorgen und Geſchäften geht das recht langſam. Die Wohlthat der Homöopathie habe ich aber auch in dieſer Krankheit wieder

*) S. Diepenbrocks Geiſtl. Blumenſtrauß 2. Auflage.

recht empfunden. Ich weiß nicht, ob Sie Vertrauen zu dieſer Heilart haben. Mir hat ſie ſich aus vieljähriger troſtloſer Erfahrung der Allopathie und den merkwürdigſten Erfolgen dieſer immaterielleren Heilmittel ſich aufgedrungen und ich befinde mich wohl dabei.

Und nun Gott befohlen, theurer, ehrwürdiger Freund; Gott erhalte Sie friſch und munter ohne Allo- und Homöopathie; das iſt das Allerbeſte.

Und bezüglich der Aufzeichnungen bitte, beſchwöre ich: nulladies sine linea! Ihrem liebenden Andenken mich empfehlend von ganzem Herzen

Der Ihrige M.

Kurze Zeit nach dieſem Schreiben erhielt Chriſtoph Schmid von der Seidel'ſchen Buchhandlung in Sulzbach die neue Ausgabe des Geiſtlichen Blumenſtraußes.

Chriſtoph Schmid ſchrieb hierauf an Diepenbrock:

Euer Eminenz!

Mein herzlichſter Wunſch, mein innigſtes Gebet iſt, daß dieſe Zeilen Sie von Ihrer Krankheit wieder hergeſtellt finden möchten! Seit Gott Sie mit dieſem Leiden heimgeſucht hat, bin ich im Geiſte beſtändig bei Ihnen und bete täglich ja wohl ſtündlich um Ihre Geneſung. Morgens iſt dieſe auch mein erſter Gedanke. Da in Ihrer ganzen, großen Diöceſe Unzählige inbrünſtig für Sie beten, ſo hoffe ich getroſt,

der gütige Gott werde ein ſo vereintes Flehen nicht unerhört laſſen.

Meine verſprochenen Erinnerungen an Sailer ſende ich Ihnen hiemit. Es währte länger, als ich dachte, bis ich damit fertig wurde, ſonſt würde ich Ihnen früher geſchrieben haben. Ich wollte anfangs bloß in den Erinnerungen aus meinem Leben von Sailer erzählen. Allein der Stoff wuchs mir unter der Hand ſo, daß dieſe Nachrichten von Sailer wegen großen Umfangs noch mehr wegen Wichtigkeit des Inhalts füglich ein abgeſondertes Bändchen ausmachen müſſen. Wenn ich gleich anfangs bloß Sailers Biographie hätte ſchreiben wollen, ſo hätte ich ſie allerdings anders behandelt; ſo wie ſie jetzt iſt, ward ſie in der Erzählungsart der Erinnerungen aus meinem Leben verfaßt. Dies könnte übrigens in der Vorrede bemerkt werden.

Was Ihnen nicht zuſagt, wollen Sie durchſtreichen und ich werde es weglaſſen. Was Ungleichheit der Rechtſchreibung, Schreibfehler, Unvollkommenheit des Ausdrucks betrifft, ſo brauchen Sie nicht darauf zu achten; ich werde dieſe, ehe ich das Büchlein in die Preſſe gebe, bei der Correctur verbeſſern.

Für den herrlich duftenden geiſtlichen Blumenſtrauß, den Sie mir gütevoll ſenden ließen, danke ich Ihnen herzlich. Er hat mich ſehr erquickt. Die demſelben vorgeſetzte Charakteriſtik Sailers hat Dr. Paſſavant, den ich in Frankfurt kennen und ſchätzen lernte, mit

Einem Worte ganz vortrefflich bezeichnet: „Ein Seelen-Daguerreotyp.“

Indem ich, so wie meine Schweſter, Gott um Ihre baldige Wiederherſtellung bitte, verbleibe ich voll Ehrfurcht und Liebe ganz der

Ihrige
Chriſtoph von Schmid.

Diepenbrock an Chriſtoph Schmid:

Verehrter Freund!

Ich ſchreibe Ihnen durch die Hand meiner Nichte und Pflegerin der Frau Ober-Regierungsräthin von Woringen. Ihr liebes Schreiben mit dem Manuſcript habe ich ſeiner Zeit erhalten, habe Letzteres mit dem größten Intereſſe in guten Stunden mir vorleſen laſſen, Ihr ſeltenes Gedächtniß dabei höchlich bewundernd. Ich danke Ihnen für den hohen Genuß, den Sie mir dadurch gemacht. Ich leide noch immer ſehr an einer chroniſchen Entzündung der Gedärm-Schleimhäute, einer ſchrecklichen, mir bis dahin ganz unbekannten Krankheit. Die Aerzte geben Hoffnung, aber es geht ſehr, ſehr langſam und den Winter muß ich ſchon hier zubringen, da ich das Bett nicht verlaſſen kann.

Beten Sie für mich um Geduld!“

Der Cardinal ſchrieb ſelbſt noch folgende Zeilen mit zitternder Hand an das Ende des Briefes: „Vergebung noch wegen der Zögerung; ich hoffte von Tag

zu Tag vergeblich auf Beſſerung. Ich theile Ihnen hier noch gegen Rückſendung ein Stück aus einem geſtern erhaltenen Brief der Frau Geheimräthin von Tiedemann, einer alten Freundin und Verehrerin Sailers mit. Die Proceſſionsſchilderung mit dem Eindrucke von Sailers Perſönlichkeit können Sie vielleicht in einer Note benützen. Denn das Zeugniß iſt von Wichtigkeit. Eine neue Ausgabe meiner Skizze ließe zu lange auf ſich warten. Ich kann nicht weiter ſchreiben, — Gott mit Ihnen und Ihrem Melchior.

Johannesberg in öſterr. Schleſien, den 16. Oktober 1852."

Der Briefwechſel beider Freunde wurde nun eine Zeitlang unterbrochen, denn auch Chriſtoph Schmid erkrankte im Winter 1852—53 gefährlich. Gott ſchenkte ihn ſeinen Freunden und den Seinigen wieder, doch blieb er von dieſer Zeit an ſehr hinfällig. Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nicht mehr, in die Kirche zu gehen; in den geiſtlichen Rath kam er ſchon längere Zeit nicht mehr, doch nahm er ſtets großen Antheil an den Verhandlungen und freute ſich, wenn man ihm davon erzählte und bedauerte, daß ſein Alter und ſeine Gebrechlichkeit ihm nicht mehr erlaubten, daran Antheil zu nehmen.

Sobald Chriſtoph Schmid ſich wieder etwas erholt hatte, ſchrieb er an Diepenbrock:

„Euer Eminenz ꝛc. ꝛc. gütevollen Zeilen würde ich auf der Stelle beantwortet haben, wenn es mir nicht

ein heftiger, sehr gefährlicher Krankheits-Anfall unmöglich gemacht hätte. Da nun, wiewohl ich mich noch sehr schwach fühle, der Sturm, Gott Lob, vorüber ist, so sind die ersten Zeilen, die ich wieder schreiben kann, an Sie.

Welchen innigen Antheil ich an Ihrer Krankheit und der so langsamen Wiedergenesung nehme, würde ich vergebens auszudrücken suchen. Ich bin im Geiste immer an Ihrem Krankenbette. Nächst Gott sind Sie jeden Morgen mein erster und jeden Abend mein letzter Gedanke, mit dem ich einschlafe. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich für Sie bete. Doch die vielen vereinten ungleich würdigeren Gebete — sollte der liebe Gott sie unerhört lassen können?!

Daß Sie mit meinen Blättern über Sailer zufrieden sind, ist mir sehr tröstlich. Ihre weisen Winke werde ich getreulich befolgen und auch das wichtige Zeugniß für Sailer aus dem geistreichen Briefe der Frau von Tiedemann.

Ihrer getreuen Pflegerin und Nichte, der gnädigen Frau O. R. R., durch deren gütige Hand Sie mir schreiben, bezeige ich meinen Dank und als Ihrer theilnehmenden Wärterin und liebevollen Mitdulderin meine hohe Verehrung.

Für die von Ihnen eigenhändig beigefügten Zeilen bin ich von herzlichem Danke durchdrungen.

Das Schreiben will mir noch nicht von Statten gehen. Ich kann daher für diesmal nichts weiter bei-

fügen, als daß ich, so wie meine Schweſter, beſtändig anhaltend Gott bitte, Er wolle Sie, zum Heile unzähliger Menſchen und zum Beſten der katholiſchen Kirche bald ganz wieder herſtellen. O, daß uns dieſe ſehnlichſt erwartete Nachricht doch recht bald erfreuen möge! Mit der innigſten Liebe und Ehrfurcht ganz der Ihrige. Chriſtoph von Schmid."

Dieſer Wunſch wurde nicht erfüllt. Es kam keine frohe Nachricht, auch kein Brief mehr, ſondern die Trauerkunde durchſcholl Deutſchland, daß der edle Cardinal und Fürſtbiſchof Diepenbrock am 20. Januar 1853 nach langen, ſchmerzlichen Leiden in eine beſſere Welt heimgegangen ſey.

Der Verluſt des ihm geiſtig verwandten und letzten Freundes aus dem Sailer'ſchen Kreiſe ſchlug dem liebenden Herzen Chriſtoph Schmids eine tiefe Wunde und ein Jahr darauf folgte er Diepenbrock nach in die ewige Heimath, welche in ihren Briefen nicht ſelten der Gegenſtand ihrer Sehnſucht war. Die gleichfalls darin beſprochenen Erinnerungen aus dem Leben Chriſtoph Schmids erſchienen in dieſem Jahre 1853 in der J. Wolffiſchen Buchhandlung zu Augsburg in zwei Bändchen.

Nächſt den hier mitgetheilten Briefen Diepenbrocks erregten die Briefe, welche Chriſtoph Schmids Nichten ihm zuweilen aus Amerika ſchrieben, ſeine beſondere Theilnahme. Die Nachrichten über Erziehung und Bildung der Jugend auch jenſeits des Oceans inte-

reſſirten den Kinderfreund in hohem Grade. Er ſchrieb öfter an die jungen Schulſchweſtern, ermahnte ſie, unwiſſende Kinder Gott und Chriſto zu gewinnen und unterſtützte ihr aufblühendes aber armes Inſtitut mit namhaften Geldbeiträgen. Ein ſolches Schreiben, das ich in Abſchrift vorgefunden habe, lautet:

Theuerſte Nichten!
Liebe Emanuele und Thereſe!

Das von Euch Beiden unterzeichnete liebevolle Schreiben hat mir, Euerm alten dreiundachtzigjährigen Onkel, große Freude gebracht. Ich danke Gott, daß Ihr in dem von Euch gewählten Berufe ſo vergnügt und zufrieden, ſo ſelig in Gott ſeyd. Euer Wirkungskreis, unwiſſende Kinder Gott und unſern Herrn Jeſus Chriſtus kennen zu lehren und ſie zu würdigen Mitgliedern unſerer heiligen, katholiſchen Kirche zu erziehen, iſt der ſchönſte und heilbringendſte von der Welt, wiewohl — wie ich mir denken kann — nicht ohne viele Beſchwerlichkeiten. Doch ſeyd Ihr dabei vor vielen Unruhen und Gefahren der Welt bewahrt und, wie Ihr ſelbſt ſchreibt, an Leib und Seele verſorgt. Eure Liebe zu Gott macht Euch alles Schwere leicht. Das gewährt mir in meinem hohen Alter große Beruhigung und nochmal — ich kann nicht aufhören, Gott dafür zu danken.

Es thut mir leid, daß Ihr mir von Eurer lieben Schweſter Fanny, jetzt Aloyſia, nichts geſchrieben habt. Ich hoffe, Sie werde ebenſo zufrieden und glücklich

seyn, wie Ihr. Grüßt Sie doch von mir auf das herzlichste!

Ich kann für Euch, meine drei geliebten Nichten, nichts Besseres thun, als beten, besonders in dem heiligen Meßopfer. Betet auch für mich, damit wir uns einst im Himmel wiedersehen, was wohl auf Erden nicht mehr geschehen wird!

Euer

liebevoller Onkel

Christoph von Schmid.

Einige Auszüge aus den amerikanischen Briefen dürften für die Leser dieser Blätter auch nicht ohne Interesse seyn. Die älteste Nichte schrieb von Milwaukee aus am 25. Juni 1852 unter Anderm an Christoph Schmid: „Ueberzeugt, daß Sie Hochwürdiger, geliebter Herr Onkel uns armer Schulschwestern über dem Ocean stets in Liebe gedenken, und daß Sie an der Verbreitung unsers Ordens in Amerika innigen Antheil nehmen, kann ich mich nicht enthalten, Ihnen Einiges über das Gedeihen desselben im nordwestlichen Theile und über unser Wirken in Milwaukee, im Staate Wisconsin, mitzutheilen.

Wir trafen hier bei unserer Ankunft im Dezember 1850, wie Sie, Herr Onkel, aus unsern frühern Briefen wissen, ein schön gelegenes, gut gebautes Haus, welches die göttliche Vorsehung vielleicht für unser Mutterkloster bestimmt hat. An dieses ließ unsere liebe,

ehrwürdige Mutter hier ein anderes Gebäude für Schulen und Institut aufführen mit vielen Sorgen, Beschwerden und Kosten. Dasselbe wurde am heiligen Schutzengelfeste verflossenen Jahres von unserm Hochwürdigsten Bischofe (Henni) selbst auf sehr feierliche und erhebende Weise eingeweiht und unter den Schutz der „heiligen Jungfrau von den Engeln" gestellt. In unserer anmuthigen Kapelle wird täglich das heilige Meßopfer verrichtet und an Sonntagen eine Predigt und Amt gehalten von unserm Hochwürdigen Herrn Beichtvater Urbanek, einem sehr würdigen, frommen und geistvollen Priester aus Oesterreich, welchen uns der liebe Gott zugeführt hat und für den wir Ihm in der That nicht genug danken können. An die Kapelle stoßen die beiden Schulzimmer, eines für deutsche und eines für englische Kinder und stehen mit derselben durch zwei große Schiebthüren in Verbindung, durch deren Oeffnung also die Kinder sogleich den Altar mit dem Allerheiligsten vor sich haben und in ihren Schulen dem Gottesdienste beiwohnen können. Ober den Schulen befinden sich die Zimmer der Kostzöglinge, deren uns der liebe Gott schon mehrere zugeführt und in seiner Güte noch recht viele zuführen wolle. Im Frühlinge ließ unsere liebe, ehrwürdige Mutter auch einen schönen Klostergarten anlegen, in welchem zwar keine Feigen, Trauben und Pfirsiche edelster Art gedeihen, wie in unserm Baltimorer Garten, und in welchem auch keine Kolibris gesehen werden,

der aber eigentlich doch viel schöner ist; denn in seiner Mitte erhebt sich aus einem mit Blumen umgrenzten Rasenhügel ein hohes Kreuz mit dem Bildnisse des lieben Heilandes.

An eine Seite des Gartens stößt ein Oekonomiehof mit einem hübschen Bretterhause (framehouse), deren man in Milwaukee viele sieht, welches uns zum Kaufe angeboten wurde; wir nahmen es, ohne es bezahlen zu können, einstweilen auf Schulden, weil wir es für unsere Kandidatinen nothwendig brauchen, deren Zahl sich täglich vermehrt und die der liebe Gott aus ganz verschiedenen Weltgegenden bei uns zusammenführt, um sie späterhin wieder nach verschiedenen Ländern als treue Arbeiterinen in seinem Weinberg hinauszusenden.

Auch unsere Zöglinge kommen aus verschiedenen Gegenden der Welt, so daß man viererlei Sprachen bei ihnen hören kann. Wir haben unter andern zwei Indianerinen, deren Vater einer der ersten Ansiedler Milwaukees war und erst bei Ankunft unsers Hochwürdigsten Bischofes mit seiner ganzen Familie getauft wurde. Diese beiden Mädchen waren anfangs sehr verwildert, sprachen, sangen und tanzten indianisch und konnten sich kaum beim Gebete ruhig verhalten; in körperlicher Beziehung sind sie weit voran, in geistiger sehr weit zurück, besonders in religiöser. Als ich unlängst der ältern, schon erwachsenen, von der Erschaffung der Welt erzählte und ihr den Begriff

eines Chaos zu erläutern ſuchte, fragte ſie mich, ob denn in dieſem Chaos auch Pferde, Büffelochſen und Bären, wie bei ihnen zu Hauſe im Urwalde, umherliefen? Da ſie aber wie die meiſten Indianer talentvoll und empfänglich für Religion ſind, ſo machen ſie ſchnelle Fortſchritte, beten jetzt ſchon täglich deutſch mit den andern Kindern, verfertigen hübſche Arbeiten und ſpielen Klavier. Die jüngere ſahen wir an Oſtern in unſerer Kapelle die erſte heilige Kommunion mit Andacht empfangen. Ebendaſelbſt empfing am Feſte der heiligen Thereſia eine andere unſerer Zöglinge, auch ſchon erwachſen, die heilige Taufe; als dieſe unlängſt von uns ſchied, um wieder in ihr Vaterland England zurückzukehren, verſicherte ſie uns unter vielen Thränen der Rührung und Dankbarkeit, daß ſie bei uns die Ruhe und Seligkeit ihres Herzens gefunden habe. Aehnliche Momente verſüßen in der That ſo manches Bittere, das man in Erziehung der amerikaniſchen Jugend hinſichtlich ihres feurigen Temperamentes und ihres angebornen Freiheitsgeiſtes durchzukämpfen hat ....

Ihre Schriften, Hochw. Herr Onkel, ſind auch in unſerm Welttheile in engliſcher Sprache verbreitet und werden allgemein mit Vergnügen geleſen. Erſt unlängſt überreichte mir eine meiner Schülerinen, eine kleine lebhafte Amerikanerin, mehrere derſelben in kindlicher Freude rufend: „Oh Sister, how nice that is! how beautiful!“ Dieſes Mädchen ächt amerikaniſch

mit gelb = bleicher engliſcher Hautfarbe und blonden bis auf die Schultern herabhängenden Haaren, mit kurzem, weißem Faltenröckchen und verbrämten Pettis, welches mehr hüpft und ſpringt als geht, mehr ſchreit und ſingt als ſpricht und folglich unſer ganzes Haus belebt, zeigt für alles Gute und Schöne lebhaftes Intereſſe, kann aber ihre Aufmerkſamkeit höchſtens fünf Minuten lang auf Einen Gegenſtand gefeſſelt halten. Wie ſchwer es daher iſt, einem ſolchen Kinde etwas beizubringen, können Sie ſich denken . . . .

Doch ich muß ſchließen, obwohl ich Ihnen, verehrteſter Herr Onkel, noch vieles ſchreiben möchte. Nur noch die herzliche Bitte um Ihren heiligen Segen und Ihr frommes Andenken am Altare des Herrn!

M. Emanuela a. Schulſchweſter.

Chr. Schmid ſchikte nach Empfang dieſes Schreibens ein Geſchenk von 300 fl. durch Hofkaplan Müller in München an das Inſtitut der armen Schulſchweſtern in Milwaukee und ſchrieb dazu an den Biſchof Henni: „Euer Biſchöflichen Gnaden Gruß an mich durch meinen verehrten Herrn Collega Stadler hat mich innig erfreut, ſo wie auch die Güte, mit der Sie mich ſchon vor langer Zeit in Augsburg beſucht haben, mir noch im friſchen Andenken ſteht. Für Beides bezeuge ich Ihnen meinen innigen Dank.

Dieſem Danke füge ich eine Bitte bei. Herr Hof=Kaplan Müller in München wird ſo gütig ſeyn, Ihnen drei hundert Gulden von mir für das Inſti=

tut der armen Schulschwestern in Milwaukee zu übersenden. Haben Sie die Gnade, dieses Geld der Frau Oberin des Instituts, nebst Bezeugung meiner Verehrung, zu übergeben und auch meine zwei Nichten Emanuela und Aloysia in meinem Namen herzlichst zu grüßen.

Mehr zu schreiben bin ich bei meinem hohen Alter von mehr als dreiundachtzig Jahren und, da ich mich eben heute sehr übel befinde, außer Stand.

Gott segne Ihre treuen, unermüdlichen Bemühungen für sein Reich! Um den Bischöflichen Segen bittend bleibe ich mit Ehrfurcht und Liebe

Euer Bischöflichen Gnaden

geh. Christoph von Schmid."

Dieses Schreiben übersandte er an Domherrn Stadler mit folgenden Zeilen: „Sie erhalten hiemit den versprochenen Brief an den Hochwürdigsten Bischof von Milwaukee.

Ich würde auch an Herrn Hof-Kaplan Müller schreiben, wenn mein Uebelbefinden es mir heute nicht unmöglich machte. Der edle, für den Orden der armen Schulschwestern so thätige Mann, hat schon einmal die Güte gehabt, 860 fl. richtig dahin zu befördern. Ich bitte Sie, ihm in meinem Namen beikommende 300 fl. in Banknoten für das Institut der armen Schulschwestern an den Hochwürdigsten Bischof Henni, dem ich in meinem Briefe davon sagte, in

einem Wechsel oder wie er's für gut findet, zu übersenden. Die Auslagen, die er dabei haben wird, werde ich dankbar ersetzen. In Verehrung und Liebe

Ihr

alter, kranker Collega
Christoph von Schmid.

Die Oberin des Klosters schrieb den 24. Juni 1852 an Christoph Schmid:

Hochwürdiger Herr Domkapitular!

Vor ein paar Wochen ward mir die hohe Ehre und Freude zu Theil, einen eigenhändigen Brief von E. H. zu lesen. Ihre allbekannte Vaterliebe und herzliche Güte hat unserm armen Institute abermals eine Schankung von 300 fl. gemacht, die glücklich in unsere Hände durch Unsern Hochwürdigsten Herrn Bischof gekommen sind. Wie innig mein Herz Euer Hochwürden für diese Wohlthat dankt, weiß nur der liebe Gott, der ins Verborgene sieht. Im Geiste küsse ich E. H. dankbarst die Hand, dabei bittend, die Versicherung anzunehmen, daß wir stets durch inniges Gebet für E. H. verbindlich seyn wollen. Gott hat uns hier im Lande des Unglaubens wohl den schönsten aber auch einen schwierigen Beruf gegeben. Der göttliche Kinderfreund Jesus führet uns Kinder und Mädchen von 6 — 19 Jahren zu, die durch uns mit der heiligen Religion und den nothwendigen Kenntnissen

bekannt werden ſollen. Die P. Miſſionäre erklären alle einſtimmig, daß ihr Wirken fruchtlos, ihre Mühen vergebens ſeyen, wenn nicht bei den Kindern mit Erziehen und Bilden angefangen werde. Im Dickicht des Urwaldes haben ſich ſo viele Deutſche niedergelaſſen, dort wandeln ſie durch ihren eigenthümlichen Fleiß die Wildniß zur geſegneten Flur um; es wächst ihnen das liebe Brod und ſie fühlen ſich entſchädigt für ihre Mühe und die vergoſſenen Schweißtropfen. Zufriedenheit würzt ihr Leben, wenn gleich Armuth ihr treuer Begleiter iſt, aber ein geheimer Kummer drückt ſie. Ihre Kinder, ach dieſe ſind noch nicht verſorgt; ſie ſollen in Wäldern gleich vernunftloſen Thieren heranwachſen; keine Schule iſt weit und breit; kein Glied der Familie konnte leſen, ſchreiben ꝛc. lernen, der Unterricht von den heiligen Sakramenten, die ſie bereits empfangen haben, iſt bereits wieder dem Gedächtniſſe entſchwunden und ſo blieben dieſen Leuten bei ihrer großen Dürftigkeit nichts als Verwilderung übrig, wenn nicht uns der Herr zu dieſen Armen ſenden würde. Schon ſind drei Schulhäuſer, die freilich mehr Hütten als Wohnungen gleichen, für uns in baldiger Bereitſchaft. Wir ſollen ſo ganz dem Sinne des Wortes gemäß arme Schulſchweſtern, wohnend in Mitte des Waldes, in der Nachbarſchaft armer Holzkirchlein ſeyn! Welch' ſeliges Wonnegefühl durchſtrömt indeß unſer Inneres, wenn wir ſo in den Kleinen unſerm Herrn dienen können! Wie ſo

gerne vergißt man hier die Vorzüge und Vortheile der Stadt und ihre Lebensmittel! In der Hütte, die mit Baumſtämmen aufgeführt und mit Brettern und Stroh gedeckt iſt, koſtet man ſo recht den ſüßen Seelenfrieden, den das Miſſionsleben bereitet. Ja, möge uns Schulſchweſtern der Herr recht viele Gnaden verleihen, daß wir Kinder für den Himmel, unſere wahre Heimath, erziehen und bilden. Hier in Milwaukee haben wir nun ein ziemlich großes Haus erbaut und obgleich uns noch große Schuldenlaſt drückt, ſo beſeligt mich das Vertrauen, daß der überreiche Vater im Himmel hierin bald helfen werde, und das nicht ohne Grund, denn dieſes Haus iſt die Pflanzſtätte für Schulſchweſtern, die ausgeſandt in Wisconſins Gegenden das Reich des Herrn verbreiten ſollen.

Auf dem Lande, vielmehr im Buſche, da Alles noch Wald iſt, findet man, Gott ſey Dank, gute, einfältige Herzen, ähnlich den bethlehemitiſchen Hirten, daher, ſo Gott hilft, uns eine geſegnete Zukunft bevorſteht. In den Städten hingegen iſt es ein wahres Elend; der Unglaube, die Sittenloſigkeit haben überhand genommen und es gehört eine große Gnade und Umſicht dazu, die feurigen Temperamente der Kinder zu zügeln und ſie in die nöthigen Schranken zu verſetzen. Von ſchädlicher Wißbegierde iſt faſt jedes Kind angeſteckt. Kaum können ſie leſen, ſo bringen ſie ſchon ungläubige, ſchlechte Blätter (Zeitungen) zur Schule, um damit ihren Geiſt zu unterhalten und

zu nähren. Solch' traurige Vorfälle haben uns ſchon tiefen Schmerz bereitet und uns den ſehnlichſten Wunſch entlockt: o hätten wir die Schriften von Chriſtoph Schmid, um dieſen Kindern religiöſe und edle Geſinnungen beibringen zu können; denn ich kann mich noch ganz gut erinnern, welch' guten Eindruck die Erzählungen, von Euer Hochwürden herausgegeben, auf mich in meinen Kinderjahren machten. Mein weiſer Onkel Herr General-Vikar Frieß von Eichſtädt, der mich erzogen, ſuchte meinen lebendigen und ausſchweifenden Geiſt damit zu beſchäftigen. Dieſe Erzählungen halfen gar ſehr mein Glück begründen.

Verzeihen Euer Hochwürden, daß ich ſo weit in meinem Schreiben ausſchweifte; ich verehre Euer Hochwürden als Begünſtiger unſers Ordens, daher ich meine Mittheilung ſo erweiterte. Nochmals wiederhole ich meinen ehrfurchtsvollen, tiefgefühlten Dank. Gott lohne Euer Hochwürden im reichlichſten Maße!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Hochwürden

dankbare Maria

Carolina,

arme Schulſchweſter.

Endlich iſt hier noch eines kleinen Gedichtes zu erwähnen, das Chriſtoph Schmid, von dem Ritter von Alpenburg dazu eingeladen, in das Radetzky-Album einzeichnete. Es lautet:

Heil, Heil dem edeln, hohen Helden,
Dem Kämpfer für Altar und Thron!
Ihn lohnt der Siegspreis beider Welten
Die Palme und die Lorbeerkron.
Hoch leb' der Greis Radetzky hoch
In Jünglingskraft viel Jahre noch!

Dem Albumsblatt war folgendes Schreiben beigelegt:

Euer Hochwohlgeboren!

danke ich für die mir erwiesene Ehre, mich in die Reihen der Verehrer des Feldmarschalls Radetzky aufzunehmen. Es macht mir große Freude, daß mir eine so schöne Veranlassung gegeben ist, meine Ehrfurcht gegen den greisen Helden auszusprechen, den Gott auserwählt und mit Jugendkraft ausgerüstet hat, dem Aufruhr und der Zertrümmerung alles Bestehenden guten Halt zu gebieten.

Meinen Namen habe ich nebst einigen Zeilen in das Albumsblatt eingetragen.

Das am besten getroffene Portrait von mir, das freilich schon vor mehreren Jahren gezeichnet worden, lege ich auf Ihren Wunsch bei; ich habe indessen mein fünfundachtzigstes Lebensjahr erreicht.

Dem treuen, biedern Tyroler-Volke, das ich schon seit den Jahren meiner Kindheit achtete und liebte, wünsche ich Glück zu dem lobenswerthen Gedanken, dem bewunderten Helden Radetzky ein National-Denkmal zu errichten.

Mit ausgezeichneter Verehrung des thätigen Vorstandes eines so preiswürdigen Vereines

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Dr. Christoph von Schmid,

Domkapitular.

---

12. Letzte Lebensjahre und Heimgang Christoph Schmids.

Die letzten zwei Lebensjahre Christoph Schmids waren durch körperliche Leiden und Gebrechen des Alters vielfach getrübt. Sein Gehör ließ nach und man mußte ziemlich laut mit ihm sprechen. Alsdann entstand dicht unter seinem rechten Auge, mit dem er allein sehr deutlich sah, ohne äußere Veranlassung eine Wunde, die ihm viele Schmerzen und Sorgen machte. Nachdem mehrere Monate lang daran vergeblich kurirt worden war, fand sein Arzt, Hofrath Reisinger, eine Operation nöthig. Der fünfundachtzigjährige Greis überstand dieselbe mit großer Standhaftigkeit und sie ging, ohne daß ihm nur dabei übel wurde, glücklich vorüber. Dazu kam noch, daß seine ohnehin betagte Schwester Franziska in Folge der Anstrengung und des Kummers dabei sehr leidend wurde. Er sah daher mit Sehnsucht im Herbste 1853 der Ankunft seiner Schwester Therese, meiner Mutter, ent-

gegen und ſchrieb mir darüber am 6. September: „Wir haben uns ſehr darauf gefreut, Deine liebe Mutter dahier zu ſehen. Herr Butſch hatte uns Hoffnung gemacht, ſie vielleicht von ſeiner Reiſe mitzubringen. Ich ſaß deshalb Abends Stundenlang am Fenſter, ſehnſuchtsvoll auf ſie wartend, — bis ich endlich zu meinem Bedauern vernahm, Herr Butſch ſey allein gekommen!

Aus Deinem Briefe an unſern lieben Vetter Dr. Fritz erſah ich, daß Du erſt zu Ende dieſes Monats mit Deiner lieben Mutter hieher zu reiſen gedenkeſt, um die Eiſenbahn von Ulm nach Augsburg zu benützen. Allein dies dünkt mich zu ſpät. Die Witterung dürfte zur Rückreiſe zu unfreundlich werden. Die erſte Hälfte des Septembers wäre bequemer. Der Anfang der Ferien, Mariä Geburt, war, als ich noch ſtudirte, ſehr gut gewählt. — Auf der Eiſenbahn könnet Ihr von Eſſendorf ja ſehr leicht und ſchnell nach Ulm kommen. Dort müßt Ihr dann eine Miethkutſche bis hieher nehmen. Ein Eil- oder Stellwagen wäre für die liebe Mutter zu unbequem und beſchwerlich. Wegen der Reiſekoſten ſeyd außer Sorgen.

Gottlob! iſt meine Wunde, dicht unter dem rechten Auge, die von ſelbſt entſtand und ſehr gefährlich zu werden drohte, bereits ganz geheilt. Allerdings verurſachte ſie mir viele Schmerzen und der lieben Franzy großen Kummer und viele Mühe mit meiner Bedienung. Sie wurde davon ganz erſchöpft und

ſehr ſchwach und leidend! Doch geht es, Gott ſey Dank, auch ihr wieder beſſer.

Nimm, liebſter Albert, mit dieſen wenigen Zeilen vorlieb. Es fällt mir jetzt ſchwerer, ein ſolches unbedeutendes, trockenes Briefchen zu ſchreiben, als vormals einige Bogen für den Druck. Ich habe mich von meiner Krankheit noch nicht ganz erholt und die Laſt der Jahre drückt mich, ſeit ich in das ſechsundachtzigſte Lebensjahr eingetreten bin, faſt darnieder.

Eben war der Arzt da und erklärte meine Wunde als ganz geheilt. Eine fröhliche Nachricht!

Mehreres mündlich. Die liebe Tante und alle die Unſrigen grüßen Dich und Deine liebe Mutter aufs Herzlichſte.

Euer

liebender Chriſtoph."

Wir reisten unverzüglich nach Augsburg und fanden den greiſen Onkel und deſſen Schweſter wider Erwarten beſſer, als wir gehofft hatten. Die damalige milde Herbſtwitterung hatte viel zu ſeiner Erholung beigetragen. Auf unſere theilnehmenden Fragen wegen der erſtandenen Operation bemerkte er: „Ich habe ein recht großes Vertrauen auf Gott gehabt und recht gebetet und Er half; es ging gut vorüber."

An ſchönen Nachmittagen konnte Chriſtoph Schmid wieder in ſeinem Garten ſpazieren gehen. Sobald des Morgens die Sonne in ſein Zimmer ſchien, ſetzte

er ſich an das Fenſter, um, wie er ſagte, ſeine alten Glieder von ihrer Wärme neu beleben zu laſſen. Sein vieljähriger Freund, Domkapitular Dr. Buchner in Paſſau, früher Profeſſor der Dogmatik in München, hatte ihm einen edeln Wein geſchickt, der ihn ſehr ſtärkte. Wenn er zuweilen ein Gläschen davon trank, ſagte er lächelnd: „Unſere Alten haben es verſtanden mit wenig Worten eine Sache treffend zu bezeichnen; ſie pflegten vom Weine zu ſagen: vinum lac senum“ (der Wein iſt die Milch der Greiſe.)

Den Vormittag über arbeitete er immer noch; er machte Aufzeichnungen aus ſeinem Leben für das dritte Bändchen ſeiner Erinnerungen; auch ſchrieb er kleine Erzählungen für Kinder, die ſich noch unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften befinden. Da er Nachmittags nicht mehr arbeiten konnte, ſpeiste er erſt um 1 Uhr, ja um 2 Uhr zu Mittag. Gegen Abend beſuchte ihn faſt regelmäßig Domkapitular Franz von Paula Baader, den er ſehr hoch ſchätzte. Auch Graf von Taufkirchen und ſeine Tochter Amalie, deren Gewiſſensfreund Chriſtoph Schmid war, erfreuten ihn oft mit einem Beſuch.

In den Abendſtunden las er, wie gewöhnlich, die Zeitungen und unterhielt ſich mit ſeinen Geſchwiſtern. Er bedauerte ſehr, daß er an der im Laufe des damaligen Sommers in Augsburg ſtattgehabten Jeſuiten-Miſſion wegen Alter und Kränklichkeit nicht habe Antheil nehmen können und drückte ſeine Freude dar-

über aus, daß ihn die Patres mit einem Beſuche beehrt hätten. Wir kamen auf den Orden der Jeſuiten zu ſprechen. Er ſprach ſehr rühmlich von dem Orden der Geſellſchaft Jeſu. Unter Chriſtoph Schmids hinterlaſſenen Papieren fand ich folgendes Urtheil über dieſen Orden von ſeiner Hand aufgezeichnet: „Ich war damals, als der Orden der Geſellſchaft Jeſu aufgehoben wurde, etwa fünf Jahre alt. Ich lernte in der Folge mehrere angeſehene Beamte und hohe Staatsmänner kennen, die noch bei den alten Jeſuiten ſtudirt hatten. Und da war es mir und iſt mir noch ſehr merkwürdig, daß alle dieſe ehemaligen Jeſuitenſchüler mit aufrichtiger, inniger Verehrung von ihren Lehrern ſprachen. „„Man lernte““ ſagten ſie, „bei ihnen freilich nicht ſo vielerlei, wie jetzt, aber viel. Was man bei ihnen lernte, das lernte man recht. Die Kenntniß der Religion ſtand oben an. Sie wußten uns eine tiefe Ehrfurcht gegen unſere heilige Religion einzuflößen. Das ganze Betragen dieſer frommen Männer war würdig und tadellos. Wir hatten wahre Ehrerbietung vor ihnen. Wir waren überzeugt, daß ſie väterlich gegen uns geſinnt waren und nichts als unſer Beſtes wollten. Wir hatten ein kindliches Zutrauen zu ihnen und gehorchten ihnen willig. Deßhalb war es ihnen auch leicht, uns in Ordnung zu halten. Sie hatten eine eigene Gabe, Knaben und Jünglinge vor Abwegen zu bewahren u. ſ. w.““ Es wird Niemand läugnen, daß der ehrwürdige Orden der

Jeſuiten wahrhaft große Männer hatte, unter denen ſich viele in allen Fächern, beſonders auch in der Mathematik und Poeſie, auszeichneten. Herder hat z. B. in ſeiner Terpſychore drei Bände lateiniſche Gedichte überſetzt und verſprochen, in dem dritten Theile den Dichter zu nennen und zu würdigen. Die überſetzten Gedichte wurden hochgeprieſen, aber wie erſtaunte man, als man am Ende vernahm, dieſer Dichter ſey ein Jeſuit, (Balde) der 1668 zu Neuburg an der Donau ſtarb. Herder hatte wohl eingeſehen, wenn er den Dichter gleich Anfangs genannt hätte, ſo würde man deſſen Gedichte nicht ſo gut aufgenommen haben. Ueberhaupt wäre es ſehr zu wünſchen, daß wir Biographien aller großen Männer aus dem Orden der Jeſuiten haben möchten. Ein ſolches Werk wäre gewiß höchſt intereſſant und würde dem Orden zu großem Ruhme gereichen."

Dieſe Bemerkung wollte Chriſtoph Schmid ohne Zweifel in das dritte Bändchen ſeiner Erinnerungen aufnehmen, an deſſen Herausgabe ihn aber der Tod hinderte.

Bemerkenswerth war es mir auch, daß Chriſtoph Schmid, wenn ich ſo Abends bei ihm ſaß, auf einmal ſagen konnte: „Wenn ich meine Augen ſchließe, ſehe ich die herrlichſten Landſchaften vor mir; ſonnige Thäler, blumige Wieſen, waldige Berge, Seen, beſchneite Alpen und darüber den herrlichſten blauen Himmel." Es ſtellten ſich ihm dieſe Bilder innerlich

ohne äußere Veranlaſſung unwillkürlich Abends und Nachts dar, wenn er die Augen ſchloß; noch prächtiger ſtellten ſich ihm ſolche Landſchaften dar, wenn er vorher eine lithographirte oder gemalte Landſchaft angeſehen hatte. Auch ſehr ſchöne, erquickende Träume hatte er. Einmal, als er ſehr leidend zu Bette gegangen war, fand ihn ſeine Schweſter Morgens ſehr heiter und geſtärkt. Er ſagte ihr: er habe im Traume von einer wunderſchönen Stimme das Liedchen ſingen hören

Ich habe Muth
In jeder Noth,
Denn gut, o gut
Iſt unſer Gott!

Desgleichen hielt er ganze Predigten im Traume.

Unter ſeinen Papieren finden ſich zwei ſkizzirte Predigten aus dieſer Zeit, bei denen angemerkt iſt: „Im Traume gehalten.“ Die eine Predigt bezieht ſich auf das Feſt des heiligen Sebaſtian, die andere auf Maria, die ſeligſte Jungfrau. Die erſte Predigt beginnt mit den Worten: „Ich muß damit anfangen, einen großen Fehler, den ich gemacht habe, aufrichtig zu bekennen. Freundlich eingeladen, an dem heutigen Feſttage in dieſer Kirche zu predigen, habe ich, in andere Geſchäfte verwickelt, gänzlich darauf vergeſſen. Erſt als man kam und mir ſagte: die verſammelte Gemeinde warte faſt unwillig auf den Prediger; es ſey die höchſte Zeit, daß er endlich komme, fiel es

mir wieder ein. Ich ſehe mich daher genöthigt, ohne die erforderliche Vorbereitung von dieſer heiligen Stätte aus zu Euch zu reden. Doch da das Weſentliche der Geſchichte Euch längſt bekannt iſt, ſo brauche ich nur daran zu erinnern. Dazu gibt mir das ſchöne Altarblatt Gelegenheit. Der heilige Sebaſtian iſt hier abgebildet, die Blicke zum Himmel gerichtet, mit Stricken an einen Baum gebunden, von Pfeilen durchbohrt. Was wir da ſehen, wollen wir in drei Punkten erwägen. Gott gebe mir dazu ſeine Gnade, die ich heute vorzüglich nöthig habe!" Dieſe drei Punkte ſind nach dem Manuſcripte kurz aber ſehr erbaulich ausgeführt.

Eine andere Aufzeichnung enthält: „Reime unter vier Landſchaftsbildchen die vier Jahreszeiten vorſtellend:

1. Im Frühling ſeh'n wir Gottes Güte
   An friſchem Grün, an Laub und Blüthe.
2. Der Sommer reift die goldnen Aehren,
   Die wunderbar uns Brod gewähren.
3. Im traubenreichen Herbſte geben
   Das edelſte Getränk die Reben.
4. Des Winters ſcharfem Froſt zu widerſtehen,
   Hat uns der liebe Gott mit Holz verſehen."

„Die Landſchäftchen," iſt dabei bemerkt, „wurden mir im Traume vorgelegt, mit dem Wunſche, Reime darunter zu ſchreiben. Die Reime habe ich halb träumend, halb wachend, beiläufig ſo, wie ſie hier

ſtehen, geſchrieben.“ Man ſieht auch daraus, wie rege und lebendig Chriſtoph Schmids Geiſt noch im hohen Greiſenalter war. In dieſem Herbſte verſammelte Chriſtoph Schmid alle ſeine noch lebenden hochbetagten Geſchwiſter um ſich, zwei Brüder und zwei Schweſtern; alle fünf Geſchwiſter zuſammen zählten faſt 400 Jahre. Bei Tiſch war er in ihrer Mitte ſehr heiter und erinnerte ſich mit ihnen an die goldenen Tage der Jugend. Es war dieſes das letzte fröhliche Familienfeſt.

Die nun folgende rauhe Winterwitterung hatte wieder einen ſehr ungünſtigen Einfluß auf die Geſundheit Chriſtoph Schmids und ſeiner Schweſter. Er ſchrieb mir unterm 15. Dezember 1853: „Seit einigen Monaten her hatten ich und Franzy harte Tage. Unſere geiſtige und leibliche Thätigkeit war wie gelähmt. Mir macht das viele, viele Briefſchreiben große Pein. An manchem Tage vermag ich nicht einmal ein freundliches Briefchen zu ſchreiben. Und wie viele und große Mühe macht es mir, an hohe, ja allerhöchſte Perſonen ſchreiben zu müſſen, wo die Handſchrift ſchön und nichts corrigirt ſeyn ſoll! Dazu kommen noch faſt tägliche Beſuche von Hohen und Niedern, die mir nicht mehr ſo angenehm ſind, wie ehemals, indem ich ſchlecht höre und zum Reden nicht aufgelegt bin. Sehr groß iſt auch der

Andrang von Armen, die früherhin sich hinreichend ernähren konnten, während jetzt alle Lebensmittel, besonders Korn und Holz, sehr theuer sind und mit Arbeit sehr wenig zu verdienen ist. Die Noth wird alle Tage größer. Das Glöcklein an der Hausthüre geht von Morgen bis Abend fast in Einem fort. Doch genug davon!

Dr. Fritz ist nun Hausarzt in der Strafanstalt Kaisheim; er ist nun recht in seinem Element, in dem er sich seinen Mitmenschen sehr wohlthätig erweisen kann. Ich sehe ihn da lieber, als in Aegypten, wohin er als Leibarzt des Vicekönigs hätte kommen sollen. Unsre lieben Anverwandten, die drei Schulschwestern in Nordamerika und die barmherzige Schwester in München, befinden sich gesund und wohl, und in ihrem Berufe glücklich, ja selig. Sie — hier wurde ich von dem Herrn Doctor unterbrochen, der meine Wunde zu besichtigen und zu verbinden kommt, die zwar nur mehr klein, aber doch noch nicht ganz geheilt ist.

Der schwere, drückende Wolkenhimmel und die Last meiner mehr als 85 Lebensjahre gestatten mir nicht, wieder anzuknüpfen und weiter zu schreiben. Ich kann also nichts mehr beifügen, als daß die liebe Schwester Franzy, Bruder Alois und seine Frau und Tochter, die vortreffliche Lehrerin Anna im englischen Institute, und ich Dich und Deine geliebteste

Mutter auf das Herzlichste grüßen. Betet für uns!
Von ganzem Herzen Dein

Dich innigst liebender,
alter Onkel Christoph.

Im Anfange des Jahres 1854 wurde Christoph Schmid durch ein eigenhändiges Schreiben Seiner Majestät König Ludwigs überrascht, das den greisen Schriftsteller ganz ungemein erfreute und zu Thränen rührte. Er hatte dem Könige seine Schrift „Erinnerungen an Sailer 2. Bändchen zugesandt und folgende Antwort erhalten:

München, 15. Jänner 1854.

So eben habe ich Ihre Erinnerungen an Sailer beendigt; Thränen stehen in meinen Augen. Es ist ein neues Verdienst, das Sie zu Ihren vielen Verdiensten fügen, diese Ihn und Sie ehrenden Erinnerungen. Schmids Kinder-Schriften, wie trefflich sind solche! Hätten Sie, die Sie so viele gute verfaßt, auch nur diese aufgesetzt, würden Sie schon segenverbreitend seyn. Täglich, Morgens und Abends, erbaue ich mich in Ihres Lehrers und Freundes, in Sailers Gebetbuch, auch in der Kirche. Daß Sie aus seinem, daß Sie aus Ihrem Leben diese Erinnerungen aufgezeichnet, ist nutzreich und erfreulich. Mit diesen Gefühlen

Ihr Ihnen wiederholt dankender
Ludwig.

Leider wurde Christoph Schmids Freude über dieſes huldvolle Schreiben durch die immer mehr zunehmende Kränklichkeit ſeiner Schweſter Franziska bald wieder getrübt.

Gegen das Frühjahr hin mußte ſie faſt den ganzen Tag im Bette zubringen; ſie war ſtets zärtlich beſorgt für ihren greiſen Bruder und ließ ſich zuweilen, auf die Magd geſtützt, in ſein Studirzimmer führen. Er ſelbſt ſaß viele Stunden an ihrem Bette, tröſtete ſie und betete mit mir. Da Christoph Schmid ſchon längere Zeit die Erlaubniß hatte, im Hauſe das heilige Meßopfer darzubringen, ſo reichte er ſeiner kranken Schweſter immer auch zugleich das heilige Abendmahl. Es war ſehr rührend anzuſehen, wenn der ſechsundachtzigjährige Bruder ſeine ſchwache achtzigjährige, am Ende dieſes zeitlichen Lebens ſtehende Schweſter, mit jenem Brode ſpeiſte, das da nährt zum ewigen Leben.

Sobald es die Witterung im Frühlinge geſtattete, reiste ich mit meiner Mutter nach Augsburg. Sie übernahm die Pflege der kranken Schweſter und des greiſen Bruders, was beiden ein großer Troſt war. Am 18. Juli Morgens 2 Uhr ſtarb die Schweſter Christoph Schmids; er kniete ſtille betend an ihrem Sterbebette, bis ſie vollendet hatte. Es war eine

harte Trennungsſtunde für ſein liebendes Herz; er beſtand ſie mit der Seelenruhe eines frommen Chriſten und wahren Prieſters. Am andern Morgen zeigte er ihren Tod in den Blättern mit dem Bemerken an: „Sie hat mir über vierzig Jahre mit unbeſchreiblicher Liebe und Treue als Haushälterin gedient und entſchlief ſanft und nach Empfang der heiligen Sterbeſakramente vollkommen in den Willen Gottes ergeben.“ Alter und Kränklichkeiten erlaubten ihm nicht dem Sarge der geliebten, treuen Schweſter zu folgen. Unter den vielen Beileidsbezeugungen, welche ihm über dieſen ſchmerzlichſten Verluſt zu Theil wurden, rührte und tröſtete ihn die Theilnahme am meiſten, welche die Hochwürdigſten Biſchöfe von Bayern ihm ausſprachen. Dieſelben waren eben damals in Augsburg zu Abhaltung von Conferenzen zuſammengetreten, und erwieſen Chriſtoph Schmid die Ehre eines Beſuches. Es war am Abende des 26. Juli; Chriſtoph Schmid ſaß in ſeinem untern Zimmer. Er dachte an nichts weniger, als an einen ſo hohen Beſuch. Da öffnete ſich die Thüre und die Kirchenfürſten in ihren biſchöflichen Gewändern, voran der Hochwürdigſte Erzbiſchof von München, Graf von Reiſach, nunmehr Cardinal in Rom, traten freundlich grüßend ein. Sie nahmen Platz, bezeugten dem überraſchten Greiſe überaus liebevoll ihre Theilnahme an dem Hinſcheiden ſeiner Schweſter, und unterhielten ſich einige Zeit ſehr herablaſſend mit ihm.

Als ſie wieder ſcheiden wollten, wandte ſich Chriſtoph Schmid an den Hochwürdigſten Erzbiſchof von München und ſagte: „Ich ſtehe nahe dem Grabe und es wird mir in dieſem Leben das hohe Glück nie mehr zu Theil werden, meine H. H. Oberhirten zu ſehen; ich bitte Euer Excellenz, mir altem Manne den erzbiſchöflichen Segen zu geben.“ Er ließ ſich auf ein Knie nieder, die Biſchöfe umſtanden ihn und der Erzbiſchof ſtreckte ſegnend ſeine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war ein feierlicher Augenblick, der wie ein milder Sonnenſtrahl den Abend ſeines Lebens verklärte. Es war aber auch dieſe Segnung eine Einweihung zu Chriſtoph Schmids nahem Begräbniß; das Gebet und der Segen ſeiner Oberhirten ſollten ihn ſtärken, den Leidenskelch, den ihm Gott bald darauf darreichte, mit Geduld und Ergebung zu trinken.

Der erſte bittere Tropfen daraus war der Tod ſeiner noch einzigen Schweſter Thereſe, meiner unvergeßlichen, edeln Mutter. Ich hatte ſie ihm zur Pflegerin zurückgelaſſen und war nach hartem Abſchiede allein nach Hauſe gereist. Schon nach vier Wochen erhielt ich eine telegraphiſche Botſchaft, daß ſie lebensgefährlich erkrankt ſey. Die damals auch in Augsburg ausgebrochene Cholera hatte ſie ergriffen. Ich reiste noch in derſelben Stunde ab; als ich aber am Abende des 12. Auguſts mich dem Häuschen Chriſtoph Schmids näherte, erblickte ich ſchon von

Ferne zu meinem unaussprechlichen Schmerze den schwarzen Leichenwagen vor der Thüre und traf die geliebte Mutter im Sarge. Auch an ihrem Sterbebette war der treue Bruder betend und tröstend gestanden. Ich fand ihn im Bette; er richtete sich mühsam empor, streckte mir die Hände entgegen, drückte mich an sein Herz und sprach mit gebrochener Stimme: „Gott hat es gethan; ach alles kommt mir wie ein Traum vor! Ich kann es kaum glauben, daß Deine gute Mutter gestorben ist.“ Ich setzte mich an sein Bett. Ich weiß nicht mehr, was er zu meinem Troste gesprochen hat, ich war zu traurig.

Am 15. August war Christoph Schmids 87. Geburtstag. Als ich Morgens in sein Zimmer trat, fand ich ihn betend. Er dankte mir für meine guten Wünsche und sagte: „Gott hat mich viele fröhliche Geburtstage mit meinen geliebten Schwestern erleben lassen; nun ist es sein Wille, daß ich diesen Tag ohne sie feire; ich hoffe, sie feiren ihn fröhlicher, als wir, im Himmel, und wir werden uns ja wiedersehen.“ Er schlug das neue Testament, in dem er alle Tage zu lesen pflegte, auf und las das 5. Kapitel im ersten Briefe des Apostels Paulus an die Korinthier über die Auferstehung der Todten, und ihre Verherrlichung vor. Dann sprach er abermals davon, daß er seinen letzten Willen aufzeichnen werde, er wolle seinen Freund Baader bitten, ihm dabei behülflich zu seyn. „Ich habe,“ fuhr er fort, „unter mei-

nen Papieren noch Manches, das der Herausgabe werth seyn dürfte; Du kannst es nach meinem Tode ordnen und der Oeffentlichkeit übergeben. Wenn mir Gott noch das Leben fristet, gedenke ich von meinen Erlebnissen in einem dritten Bändchen zu erzählen; den Schluß derselben will ich Dir überlassen." Die folgenden Tage waren sehr trübe und traurig; die Cholera breitete sich allmählig in der Stadt aus und Furcht ergriff die Gemüther. Zur Zerstreuung las mir Christoph Schmid eine kleine Erzählung vor, welche er schon im vorigen Jahre verfaßt und „die Blumenfreunde" betitelt hatte. Er setzt darin den Blumen, die er so sehr liebte, vor seinem Tode gleichsam noch ein kleines Denkmal. Unter andern kommt in dieser Erzählung die Stelle vor: „Die Astern halten auch bei der rauhesten Witterung aus und fahren fort, zu blühen. Sie sind mir ein schönes Sinnbild eines Menschen, der auch in rauhen Tagen und im Unglück und wann sein Herbst eintritt, den Muth nicht sinken läßt, sondern wie in den Frühlingstagen der Jugend eines frischen, fröhlichen Muthes bleibt. Auch der Name Aster, Sternblume, hat für mich eine schöne Bedeutung. Wann die Blumen irdischer Freuden dahingewelkt sind, bleiben uns dort über den Sternen höhere Freuden aufbewahrt." Während Christoph Schmid diese Worte las, drängte sich mir der Gedanke auf, daß sich dieses Sinnbild auf den Verfasser selbst anwenden lasse. Auch er ließ in diesen

rauhen Tagen, im Herbſte ſeines Lebens den Muth nicht ſinken und hoffte, nachdem ihm die irdiſchen Freuden dahingewelkt waren, auf jene höhern, unverwelklichen Freuden dort über den Sternen. Wenn Freunde, die ihn beſuchten, den Verluſt ſeiner beiden Schweſtern beklagten und Beſorgniſſe wegen der Zukunft für ihn ausdrückten, gab er zur Antwort: „Gott wird mich auch nicht verlaſſen.“

Mein Abſchied von dem von Alter und Schickſalsſchlägen gebeugten Greiſe war hart, ſehr hart. Doch ahnete ich nicht, daß es das letztemal ſeyn ſollte, daß ich ſein ehrwürdiges Angeſicht in dieſer Welt ſah. Ich verſprach ihm, während des Herbſtes noch einmal nach Augsburg zu kommen.

Unterm 21. Auguſt ſchrieb er mir: „Seit Deiner Abreiſe hat die furchtbare Krankheit noch ſehr Viele ſehr ſchnell hingerafft. Der geiſtliche Rath und Chorvikar Mayer, mein Nachbar, ein ſehr würdiger Geiſtliche, kam Mittags 1 Uhr aus der Domkirche zurück und Abends 8 Uhr war er eine Leiche. Herr von Walk, bei heilig Kreuz angeſtellt, begab ſich Morgens noch geſund in den Beichtſtuhl und erlebte den Abend nicht mehr. Ich bin deßhalb froh, daß ich Dich hier nicht aufhielt, ſondern, ſo ſchwer es mich ankam, Dir rieth, abzureiſen.

Die weltlichen und geiſtlichen Behörden haben ſehr gute Anordnungen getroffen. Die Stadt wurde in mehrere Diſtrikte getheilt, und jeder einem der hieſigen

Aerzte und Chirurgen angewieſen. In jeder Pfarrei wird täglich, abwechslungsweiſe, eine Bethſtunde gehalten. Die Sterbeglocke wird nur mehr für drei und nicht mehr für einzelne Todesfälle geläutet, weil das beſtändige Läuten die Einwohner in zu große Schrecken verſetzen würde. Einige Familien ſind von hier emigrirt.

Was mich betrifft, ſo bin ich ohne Furcht, und noch ziemlich geſund und wohl. Ich ſage mit Dir: Gott ſey unſere Stärke und unſer Troſt!

Sobald die Cholera aufgehört hat, werde ich Dir Nachricht geben. Ich habe eine große Sehnſucht nach Dir!!

Herr Domkapitular Baader beſucht mich ſehr oft. Aloys, mein treuer Bruder, iſt täglich bei mir. Auch die Magd Thereſe macht ihre Sache ſehr gut. Alle grüßen herzlichſt. Und nun lebe wohl, bis auf Wiederſehen. Gott ſey mit Dir und Deinem Dich

innigſt liebenden Onkel
Chriſtoph.

Wenige Tage nach Empfang dieſes Schreibens las ich in den Zeitungen, daß Domkapitular Franz von Paula Baader in Augsburg ein Opfer der Cholera geworden ſey. Ich fühlte nur zu gut, wie ungemein ſchmerzlich dieſer neue Verluſt für den geliebten Onkel ſeyn mußte und ſchrieb an ihn, daß ich zu ihm kommen, meine Stellung in Württemberg aufgeben und bis zu ſeinem Tode bei ihm bleiben

wolle. Er ſchrieb mir umgehend dieſes liebe, theure Briefchen zurück, das hier im Facſimile ſeiner Handſchrift beigefügt iſt.

Dieſes war Chriſtoph Schmids letzter Brief, überhaupt das Letzte, was er in dieſer Welt geſchrieben hat. Am 3. September Nachmittags 1 Uhr erhielt ich durch unſern verehrten Hausfreund Butſch in Augsburg eine telegraphiſche Botſchaft des Inhalts: „Chriſtoph von Schmid hat vollendet!“ — —

Ich reiste am andern Tage auf der Eiſenbahn nach Augsburg. Nur wenige Reiſende befanden ſich auf dem Zuge. In Augsburg angekommen ging ich vom Bahnhof aus zu Fuß in die Stadt. Auf den öden Straßen ſah man, meiſt nur ſchwarz gekleidete Menſchen, da und dort einen Arzt oder einen Prieſter; auch ein Wagen mit Särgen begegnete mir. Wie oft war ich dem Häuschen Chriſtoph Schmids ſo fröhlich und heiter zugeeilt, welche Gefühle bewegten jetzt mein Herz, als ich mich demſelben näherte! Die Magd öffnete die Thüre; ſie brach ſogleich, als ſie mich ſah, in Thränen aus und ſagte, geſtern habe man die theure Leiche auf den Gottesacker geführt. Ich trat in das trauliche Studirzimmer Chriſtoph Schmids. Alles darin war noch unberührt, wie zu ſeinen Lebzeiten. Auf ſeinem Schreibtiſchchen lag noch die Feder, mit der er mir den letzten Brief geſchrieben hatte, als hätte er ſie eben aus der Hand gelegt. Seine ſchönen Levkojen blühten von

der Nachmittagssonne beschienen vor den Fenstern, sein geliebtes Kanarienvögelein sang in seinem Käfige so fröhlich, als ob nichts geschehen wäre. Und doch war das ganze trauliche Zimmerchen ausgestorben! Alle waren fort, die noch vor kurzer Zeit hier beisammen saßen — Christoph Schmid, seine geliebten Schwestern, sein treuer Freund Franz von Paula Baader, die edle Gräfin Amalie von Taufkirchen — alle in die Ewigkeit in kaum 8 Wochen einander nachgefolgt; von den fünf Geschwistern war nur mehr ein Bruder übrig, um die Heimgegangenen zu beklagen. Eine nie gefühlte Schwermuth befiel mich in diesem ausgestorbenen Zimmer; ich brach in heiße Thränen aus. — — Am 28. August, einem Montage, war Christoph Schmid an der Cholera erkrankt und hatte sich zu Bette gelegt. Er ließ seinen Collega, den Domherrn Dr. Stadler, den er sich nach dem Tode Riegers zu seinem Beichtvater erwählt hatte, zu sich rufen und sprach gegen ihn den Wunsch aus, eine Lebensbeicht abzulegen. Nach Vollendung derselben sprach sein Beichtvater Einiges vom heiligen Augustinus, dessen Gedächtniß eben heute die Kirche feierte, worauf Christoph Schmid mit eigenthümlicher Rührung sagte: „Heute sind es 63 Jahre, daß ich primizirt habe.“ Er war damals noch so kräftig, daß man nicht ahnen konnte, er habe nur mehr 5—6 Tage zu leben. Ja er stand am Freitage den 1. September darauf wieder vom Bette auf, las längere Zeit in Sailers Predigten

und ſchrieb mir den oben mitgetheilten Brief. Am Samſtage bekam er indeß, während eben ſein Bruder bei ihm war, einen erneuten Cholera-Anfall mit heftigem Erbrechen. Er empfing die heiligen Sterbſakramente. „An dieſem Tage," ſchreibt ſein Beichtvater, „beſuchte ich ihn zweimal, zuletzt noch Abends ſpät. Auf meine Frage, ob er ganz ruhig ſey, erwiederte er mir, er ſey vollkommen ruhig und in Gottes Willen ergeben, was ſich auch in ſeinem ganzen Weſen abſpiegelte. Als ich fortging, dachte ich mir wohl, daß ſein Lebensfaden nun bald zu Ende gehe. Ich hatte den Auftrag gegeben, daß man mich davon benachrichtigen ſolle, wenn es bei Nacht vielleicht ſchlimmer werden würde. Es wurde auch wirklich ſchlimmer, aber man gab mir keine Nachricht davon." Die Magd war nämlich, als auf einmal gegen Morgen 5 Uhr hin bei dem Kranken eine große Schwäche eintrat, in die näher gelegene Wohnung des Herrn Dompfarrers und Domdekans Tiſcher geeilt, um Anzeige davon zu machen. Domdekan Tiſcher, der ſich während der Cholerazeit auf eine über alles Lob erhabene Opferwilligkeit und Hingabe ausgezeichnet und auch Chriſtoph Schmids beide Schweſtern zum Tode bereitet hatte, kam ſogleich herbei und ſtand dem ſterbenden Greiſe bei, bis er ſeinen edeln Geiſt in Gottes Hände gegeben hatte. „Am Sonntag den 3. September," fährt ſein Beichtvater fort, „früh 8 Uhr kam mir die betrübende Nachricht

zu, daß er kurze Zeit vorher 7¼, während ich gerade die heilige Meſſe las, ſanft im Herrn entſchlummert ſey. Alsbald eilte ich ins Trauerhaus und ſah mit Wehmuth die entſeelte Hülle mit dem freundlich lieben Geſichte und den ehrwürdigen weißen Haaren. Ein ſchöner Tag wars, an dem der Herr ſeinen treuen Diener heimgeholt. Am Schutzengelfeſte ſtarb Der, welcher durch ſein Leben, beſonders aber durch ſeine herrlichen Kinderſchriften vielen Tauſenden ein leitender Schutzengel geweſen!"

Dienſtag den 5. September Nachmittags 4 Uhr fand die Beerdigung vom Leichenhauſe aus ſtatt. „Zu einer andern Zeit wäre," wie ein Correſpondent der Allgemeinen Zeitung ſagt, „die halbe Stadt dem Sarge Chriſtoph Schmids gefolgt; ſo aber war die Schaar der Begleiter nur klein; auch die Blumen und die Kinder fehlten, welche der Dahingeſchiedene ſo ſehr geliebt hatte." Bange Furcht hielt die Gemüther gefeſſelt. Im Scheine der ſinkenden Abendſonne wurde der liebe Sarg langſam unter den Gebeten der Kirche in das nämliche Grab geſenkt, in dem auch die Hülle ſeines ihm vor zehn Tagen vorausgegangenen Freundes ruhte. Herr Domdekan Tiſcher ſegnete die Leiche ein und entwarf in wenigen, aber treuen Zügen, ein Bild von dem edeln Leben und Wirken des Verſtorbenen. Wir Alle, die wir um das Grab des theuern Todten ſtanden, fühlten in dieſem Augenblicke mit tiefem Schmerze, daß hier auch

eine Sonne hinabgesunken sey, die lange und segensreich die Menschheit erquickt und belebt habe; ein reichbegabter Geist, ein edler Menschenfreund, ein frommer Priester; Gottes Friede sey mit Ihm!

Das Grab Christoph Schmids befindet sich auf dem Begräbnißplatze des Domkapitels an der Gottesackermauer beinahe dem Haupteingange des Friedhofs gegenüber, nicht sehr weit entfernt von dem Schmid'schen Familienbegräbniß, wo seine treuen Schwestern ruhen. Eine einfache, schwarze Platte in der Kirchhofmauer bezeichnet die Stelle, wo der Verfasser der Ostereier ruht.

Einige Zeit nach dem Hinscheiden meines theuern, unvergeßlichen Onkels erhielt ich einen anonymen Brief mit dem Postzeichen Cannstadt, der die wenigen Worte enthielt: „Eine Verehrerin des verewigten Christoph von Schmid, den sie aus seinen Schriften kennen gelernt hat, gab bei der Nachricht von seinem Tode ihren Gefühlen in anliegenden Zeilen Worte.

Solche erlaubt man sich Ihnen hier mitzutheilen, als einen schwachen Beleg dafür, wie sehr der verstorbene Edle die Herzen der Kinder zu erfreuen wußte."

Da der Name der Verfasserin mir unbekannt ist, so weiß ich ihr meinen Dank für dieses schöne, seelenvolle Gedicht nicht besser auszusprechen, als daß ich die Erinnerungen an Christoph Schmid damit schließe.

„Auch fehlte es an Blumen und die Kleinen, welche der Verewigte ſo herzlich liebte, hatten keine Vertreter gefunden.“

Mir träumt', ich ſtünde fern in einem Todtengarten,
Wo Grab an Grab ſich friſch gedecket reihte;
Von Thränen feucht, die den Geſchiednen floſſen,
Schien mir die Erde noch, darunter feſt ſie ſchliefen;
Und ein gar ſeltſam Rauſchen hört' ich in den Lüften,
Als ob die Seufzer der verlaſſ'nen Waiſen,
Der armen Mütter ſich gleich Taubenflügeln
Herniederließen auf die Ruheſtätten,
Die, ſchön geſchmücket mit noch friſchen Roſen,
So vieles Lieb' und Traute in ſich ſchloßen.

Nur eines dieſer Gräber, das vor wenig Stunden
Den Todten aufgenommen haben mochte,
Lag kahl und leer — auch nicht Ein Blümlein ſchmückte,
Kein grünend Blättchen mitleidsvoll den Todtenhügel.
„Wer mag da unten ruhen?“ frug ich ſelbſt mich traurig,
„Der Arme ging wohl einſam durch das Leben,
Nicht Eines Seele nun ſein Tod betrübet,
Daß keine treue Hand als letztes Freundesopfer
Das Bette ſchmückte, welches ihn nun decket,
Den keine Morgenſonne mehr erwecket.“

„Vielleicht auch hatte Keinem Liebe er gegeben,
Als er noch wandelte vor jener Pforte,
Daß nicht ein Kränzchen flicht ihm treue Liebe?"
So ſprach ich, blickte ſinnend nieder auf die Stätte,
Die ſchweigend, von dem Mondlicht ſilbern überfloſſen,
Da vor mir lag, und überdachte leiſe
Die Menſchenlooſe mir, Verdienſt und Würde,
Die nach dem Tode erſt an's helle Licht oft treten.
Da öffneten ſich plötzlich beide Flügel
Des Thores zu der Stadt der Todtenhügel.

Ein langer Zug von Kindern ſchwebt herein in Paaren,
Ganz weiß gekleidet wie zu einem Feſte.
Geräuſchlos, ernſt und ohne zu verweilen,
Sich windend durch der Gräber feſtgedrängte Reihen,
Zieh'n ſie zum Hügel hin, den keine Blume ſchmücket.
Ein Jedes neigt ſich ſchweigend zu dem Grabe,
Und küßt die Erde, ſie, die feuchte, kalte,
Legt eine Gabe ſtille weinend darauf nieder,
Und geht vorüber. Eines nach dem Andern
Sie ſo zum blumenloſen Hügel wandern.

Das erſte Kind, das naht — es war ein lieblich Mädchen,
Von reichen Locken's Angeſicht umfloſſen —
Legt eine Krone hin dem Grab zu Häupten
Von friſchen Roſenknospen kunſtreich ganz gewunden.

Drauf folgt ein Knabe, ſchlank, mit braunem Auge,
Das blickte ernſt und groß und voll von Thränen.
Er bringt ein Körbchen, drinnen Oſtereier,
Roth, gelb und blau, darunter weiße, die beſchrieben
Mit manchem Spruch — bekannt wie liebe Sagen
Aus längſt vergang'nen, ſchönen Jugendtagen.

Ein weißes Täubchen zärtlich an die Bruſt geſchmieget
Beugt jetzt ein Mädchen zu dem Grab ſich nieder,
Setzt's Täublein hin zunächſt der Roſenkrone,
Die wunderbar erglänzt im Silberlicht des Mondes.
Auch einen Blüthenzweig, den Erſtling aller Blüthen,
Aus dem ein grünlich Lichtlein ſeltſam leuchtet,
(S'war ein Johanniswürmchen ſah ich deutlich),
Legt eins der Kleinen weiter zu den andern Gaben.
Eins bracht' ein Vögelein mit gelbem Flügel,
Setzt's in die Blüthen ſorglich auf den Hügel.

Ein niedlich Blumenkörbchen auch aus ſchlichten Weiden,
Und noch gar manches ſonſt, als: Kränze, Früchte,
Selbſt buntes Spielwerk brachten her die Kleinen,
Was nur ein glücklich Kinderherz mag hocherfreuen,
Und legten's unter Thränen auf dem Grabe nieder,
Das nun in ſeinem farbenreichen Schmucke
Ein lieblich Gärtlein ſchien voll ſelt'ner Blumen,
Aus denen zaub'riſch glänzt, die Roſen-Todtenkrone.

„Wer ruht denn hier," begann ich jetzt zu fragen,
„Um den die Kinderherzen alſo klagen?"

Da blickten mich die Kleinen alle an mit Staunen,
Daß ich's nicht wußte; aber ich — erwachte. —
So hat dein greiſes Haupt er nicht verſchonet,
Der Sturm, der Eichen knickt, und auch die zarten Blumen,
Die ſüßen, holden, mitleidslos entblättert?
Du ruhſt im Grabe — doch nur deine Hülle,
Dein Geiſt ging ein zu jenen lichten Welten,
Und deine Werke bleiben ewig unverloren.
Wer ſo wie du geliebet und geſtrebet,
Der wandellos in Aller Herzen lebet.

Wohl konnten ſie, die du ſo zärtlich haſt geliebet
— Die Kleinen — deine Hülle nicht geleiten
Zur letzten Schlummerſtätt', du edle Todter!
Nicht ſollten ſie mit Blumen deinen Hügel kränzen,
Der du in viele Tauſende von Kinderherzen
Den Saamen ſtreuteſt zu noch ſchönern Blüthen,
Denn vor den Thüren lauſcht der kalte Würger,
Und die Gemüther hält noch dumpfe Angſt gefangen —
Doch zieh'n im Geiſte ſie zu deinem Grabe,
Und bringen dir der Liebe letzte Gabe.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Liebster Albert!

Eben da ich Dir schreiben wo
harte Schlag mich betroffen habe,
deinen lieben Brief! Der Tod
geliebtesten Freundes ist Dir also
Zeitungen bekannt! Was können
als: der Wille des Herrn ge
der That. ich fühle es. Gott
und meine Stärke!

Deine Theilnahme rührt mi
Deine zwei Beiträge sind mi
Beweis deiner Liebe! Indeß

u suchen, daß ich kaum Zeit finde zu diesen wenigen Zeilen.

Die furchtbare Seuche ist übrigens im Abnehmen. Sobald die dumpfe, drückende Luft dahier heiterer wird und leichter, so werde ich Dich bitten, auf Urlaub hieher zu kommen.

Christoph in Stadion grüße ich herzlichst.

Augsburg 1. Sept. 1854.

Dein liebender Onkel
Christoph

Grüße wie allemal.

Digitized by Google

G 495
rsch
derel
unchen

y Google